

REIHE

ZEITGUT

Band 1

Gebrannte Kinder

Kindheit in Deutschland
1939–1945

61 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen



JKL

Publikationen

[Schüttenhofen, Südwest-Böhmen; März 1945]

Ein Mädchen hatte etwas ganz Schlimmes genau gehört: Wenn wir den Krieg verlieren, bekommen alle deutschen Kinder von den Tschechen ein Hakenkreuz in die Stirn gebrannt! ... Ein Mädchen hatte das schon mal bei einem Rind gesehen, dem ein Zeichen in den Rücken gebrannt wurde. Und die Rinder haben das auch immer überlebt, sagte sie, warum nicht wir Kinder? Wir würden dann andere Haarfrisuren tragen, mit Ponys im Gesicht. Hauptsache, das Gehirn geht nicht kaputt dabei.

(aus Evelyn Steudel: „Gebrannte Kinder“)

[Celle; 1943]

In Mathematik wurde uns folgende Aufgabe gestellt: Ein Geisteskranker kostet die Allgemeinheit täglich acht Reichsmark; a) Was kostet er in 40 Jahren? b) Was kosten die Geisteskranken in Deutschland in einem Jahr, wenn man berücksichtigt, daß es 1935 nach der Zählung 199 028 Geisteskranke gab?

(aus Manfred Dürkefalden: „Rußland hat uns den Krieg erklärt“)

35 a) Ein Geisteskranker kostet der Allgemeinheit:

täglich 8 RM

jährlich $365 \cdot 8 \text{ RM} = 2920 \text{ RM}$

in 40 Jahren $40 \cdot 2920 \text{ RM} = 116800 \text{ RM}$

b) 1935 bei 199028 Geisteskranken

199028 · 2920 RM

3980560

1791252

398056

581161760 RM

kosteten die Geisteskranken in einem Jahre. ✓

Hausarbeit zum 26.11.1943.



03480



9 783933 336002

ISBN 3-933336-00-7

DM 34,80

Wir suchen Zeitzeugen

ZEITGUT ist eine zeitgeschichtliche Buchreihe besonderer Prägung. Jeder Band beleuchtet ein Thema wie „Kindheit“, „Jugend“, „Berufsfindung“ usw. innerhalb eines markanten Zeitabschnittes in Deutschland.

Die Reihe **ZEITGUT** ist als lebendiges und wachsendes Projekt angelegt. Umfang und Entwicklungstempo sind vom Gehalt der Texte abhängig, die den Verlag erreichen. Herausgeber und Verlag wählen nur solche Beiträge zur Veröffentlichung aus, die die Atmosphäre und den jeweiligen Zeitgeist vermitteln.

Die Texte werden sensibel überarbeitet, ohne den Schreibstil des Verfassers zu verändern.

Manuskript-Einsendungen im Umfang von fünf bis 15 Seiten Schreibmaschine sind jederzeit möglich und erwünscht an **Lektorat ZEITGUT · JKL Publikationen GmbH Klausenpaß 14 · 12107 Berlin.**

Die Bände der Reihe **ZEITGUT** sind überall im Buchhandel oder direkt beim Verlag zu bestellen.

JKL Publikationen GmbH
Klausenpaß 14
D-12107 Berlin
Tel. 030 - 741 04 624
Fax 030 - 741 04 626

JKL
Publikationen

Die Verfasser der Beiträge

Brigitte Argast
Marga Behrend
Kari Angela von der Behrens
Falko Berg
Christel Berger
Hildegard Böltz
Inge Buk
Siegfried Busse
Heinz Büttner
Marianne Dammann
Inge Dreßler
Manfred Dürkefälden
Gisela Elmendorff
Hans Engels
Gudrun Findeisen
Karola Friedel
Hannelore Gellermann
Dietrich Wilhelm Grobe
Hildegard Haupt
Georg Hörmann
Karl Huth
Werner Jarczyk
Hans Joachim Kever
Hildegard Kohnen
Karin Linnig
Horst Meister
Marlis Meyer
Rudolf Müller
Ingeborg Noack
Theresia Nobel
Anne Ocker
Inge Pohlmann
Elsbeth Rengshausen
Rochus Theodor Rhode

Jutta Richter
Heide Rohse
Ilse Rudat
Luise Rüth
Astrid Schäfer
Dirk Schauen
Hanne Scherf
Gisela Schlemmer-Neuhaus
Elisabeth Schmack
Marianne Scholz
Karl Scholz
Marlies Schröder
Marianne Seebach
Agnes Setzepfand
Evelyn Steudel
Gisela Stocksiefen
Kurt Strohmeyer
Matthias Thömmes
Oskar Toscha
Horst Wagner
Gertraude Wortmann
Doris Ziegenrucker
Ingeburg Zimmermann





Gebrannte Kinder

Kindheit in Deutschland **1939-1945** *Band 1*

61 Geschichten und Berichte von
Zeitzeugen

Herausgegeben von Jürgen Kleindienst

JKL Publikationen

*Umschlagbild vorn, Hintergrund: Stadtmitte Freiburg im Breisgau etwa 1944
nach einem Bombenangriff, Foto: Gisela Elmendorff
Umschlagbild vorn, Vordergrund, Foto: Privatbesitz
Umschlagbild Rückseite, unten: Schulaufgabenheft aus dem Jahre 1943,
Manfred Dürkefelden, Hannover*

*Die in diesem Buch veröffentlichten Fotos und Dokumente stammen aus dem
Privatbesitz der Verfasser.*

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Gebrannte Kinder: Kindheit in Deutschland 1939-1945. –

Berlin: JKL Publikationen GmbH, 1998

ISBN 3-933336-00-7

© 1998 by JKL Publikationen GmbH, Berlin

Reihe ZEITGUT, Band 1

3., unveränderte Auflage 1998

Verlag: JKL Publikationen GmbH, Berlin

Klausenpass 14,12107 Berlin

Telefon 030 – 741 04 624, Telefax 0 30 – 741 04 626

Herausgeber: Jürgen Kleindienst

Zusammenstellung und Schlussredaktion: Ingrid Hantke

Bearbeitung und Lektorat: Stephan Gürtler, Barbara Grebe

Umschlaggestaltung: Pepita Richter, Berlin

Druck: Laub GmbH & Co., Elztal

Printed in Germany

ISBN 3-933336-00-7

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Inhalt

Ortsregister	9
Vorbemerkung des Herausgebers	11
<i>Karl Scholz</i> Davidsterne	13
<i>Hanne Scherf</i> Am Ende der Strasse	18
<i>Manfred Dürkefälden</i> «Russland hat uns den Krieg erklärt».....	27
<i>Gertraude Wortmann</i> Vera.....	40
<i>Agnes Setzepfand</i> «Der Krieg ist ausgebrochen».....	43
<i>Doris Ziegenrucker</i> «Betteninspektion!».....	54
<i>Marianne Dammann</i> Bomben und heile Welt	63
<i>Heinz Büttner</i> Nur zwei Pfennige	74
<i>Karin Linnig</i> «Is mien Korl hier?»	80
<i>Matthias Thömmes</i> Kriegsweihnachten	88
<i>Marianne Seebach</i> Die neue Heimat	94
<i>Gisela Elmendorff</i> Freiburg – Theresienstadt	99
<i>Kurt Strohmeyer</i> Knochenarbeit im Gaswerk.....	104
<i>Karola Friedel</i> Der Befehl	110
<i>Marianne Scholz</i> Meine Freundin Bärbel.....	119

<i>Oskar Toscha</i> Meine Mutter «Courage».....	128
<i>Heinz Büttner</i> Schnapsräuber.....	133
<i>Hildegard Kohnen</i> Der Stein der Erinnerung.....	136
<i>Falko Berg</i> Krieg und Ziegen	138
<i>Horst Wagner</i> Die zweite Ohrfeige	149
<i>Horst Meister</i> Kindliche Delikatessen	155
<i>Siegfried Busse</i> Der Zeitungsjunge.....	156
<i>Gisela Schlemmer-Neuhaus</i> Dem Tod ins Auge gesehen.....	161
<i>Dirk Schauen</i> Wenn Krieg den Reiseleiter spielt.....	163
<i>Kari von der Behrens</i> Glückliche Tage bei den Grosseltern.....	172
<i>Heide Rohse</i> Mein Osterhase	179
<i>Marlies Schröder</i> In wirklicher Not.....	182
<i>Gisela Schlemmer-Neuhaus</i> Tiefflieger	188
<i>Hannelore Gellermann</i> Heimatpost.....	190
<i>Inge Pohlmann</i> Als Hunger wehtat.....	194
<i>Jutta Richter</i> Bomber über Bremerhaven	198
<i>Marlis Meyer</i> Kriegsopfer	207

Inge Buk

Die Puppe	213
<i>Christel Berger</i> Eine aussergewöhnliche Nacht	216
<i>Karl Huth</i> Mein amerikanischer Freund	220
<i>Luise Rüth</i> Ein Stück Brot	227
<i>Werner Jarczyk</i> Vorübergehend Kampfgebiet!	232
<i>Rochus Theodor Rhode</i> Der Schokoladenkäfer	237
<i>Evelyn Steudel</i> Gebrannte Kinder	240
<i>Astrid Schäfer</i> Der Lazarettzug	244
<i>Elsbeth Rengshausen</i> Habt ihr kein Holz mitgebracht?	246
<i>Ingeburg Zimmermann</i> In eiskalter Nacht	248
<i>Rudolf Müller</i> «So weit die Füße tragen...»	260
<i>Inge Dressler</i> Helfende Kinderhände	267

Theresia Nobel

Heimreise.....	270
<i>Gudrun Findeisen</i> Wieder lachen statt weinen.....	284
<i>Hans Engels</i> Dunkle Schatten	291
<i>Ingeborg Noack</i> Vertreibung aus der Heimat	294
<i>Brigitte Argast</i> Der fünfte Geburtstag	303

<i>Hans J. Kever</i> Würzburg brennt!.....	306
<i>Anne Ocker</i> Der Gefangenenzug	313
<i>Ilse Rudat</i> Die erste Schokolade	316
<i>Dietrich Wilhelm Grobe</i> Kriegsende und Hundetrost.....	320
<i>Gisela Stocksiefen</i> Das Rätsel des verschollenen Bernsteinzimmers?.....	323
 <i>Hildegard Böltz</i>	
Vater und die Russen.....	328
<i>Marga Behrend</i> Die sonnigen Frühlingstage.....	333
<i>Georg Hörmann</i> Rauchfleisch und Orangen	339
<i>Elsbeth Rengshausen</i> Der Menschenfresser	344
<i>Hildegard Haupt</i> Hoffnung auf einen neuen Anfang	347
<i>Elisabeth Schmack</i> Als Mutter das Brot brach	352
<i>Hans Engels</i> Die Heimkehr	354
Verfasser.....	357

Orte**A**

Altjugelow 284
Altrich 136

B

Bad Ems 172
Basedow 119
Beckingen/Saar 207
Beendorf 190
Berlin 63, 149, 161, 240, 333
Berlin-Köpenick 347
Beuthen 232
Böhmisch-Leipa 294
Bonn 227
Brandenburg/Havel 149
Bremen 172, 270
Bremerhaven 198
Burgsteinfurt 246, 344
Bytom 232

C

Celle 27
Česká Lípa 294

D

Derschlag 194
Detmold 179
Dresden 198, 267
Dröschkau 294
Düren 182

E

Elbing 260
Elbing 260
Erfurt 149
Essen 216
Ettelbrück 110

F

Fischbachau 270
Freiburg 99
Fretter 237
Fürth 74

G

Gdynia 284
Gera 270
Görlitz 13, 43, 328
Gotenhafen 284
Göttingen 320
Gross Schönau 198

H

Halle 270
Halle/Saale 270
Hamburg 43, 52, 283
Hämelerwald 27
Hannover 155, 270
Hebel 138
Hermsdorf 40
Hindenburg 128
Hüpede 313

K

Kaliningrad 163
Köln 133, 291, 306, 354
Königs Wusterhausen 303
Königsberg 163
Köslin 244
Koszalin 244

L

Landsberg/Lech 54
Langendiebach 220
Leśna 328
Lessen-Gross Aga 227
Lorup 182
Ludwigshafen 213

M

Malchin 323
Marklissa 328
Markneukirchen 270
Meckenheim 260
Mochau 352

N

Naumburg 270
Naumburg/Saale 270
Neuburg/Kammel 339
Neusalz 156
Neutomischel 94
Nordholz 284
Nowa Sól 156
Nowy Tomyśl 94
Nürtingen 104

O

Oberzella 316
Offenbach/Main 316
Oschitz 119
Osečná 119

P

Prag 240

R

Randersacker 306
Revenahe 284
Rudolstadt 260

S

Saalfeld/Saale 163
Sangerhausen 270
Schleiden 182
Schmalenbeck 188
Schmölln 156
Schönberg 80
Schüttenhofen 240

Słupsk 248
Sobieszów 40
Stade 284
Steinberg 260
Stolp 248
Strassburg 54
Sušice 240
Sulęcín 63

U

Ulzburg 284
Unterampfrach 163

V

Velký Šenov 198

W

Wallenborn 88
Wittlich 18
Würzburg 306

Z

Zabrze 128, 163, 198
Zielenzig 63

Vorbemerkung des Herausgebers

Wie einfach oder wie schwierig ist das Erinnern? Die Verfasser dieses Buches haben damit sehr unterschiedliche Erfahrungen. Dem einen ist es Therapie, traumatische Erlebnisse zu verarbeiten, dem anderen drängt es, sich mitzuteilen, um Wiederholungen der Geschichte zu verhindern. Dankbarkeit schwingt zuweilen mit und der Wunsch, den Eltern oder Grosseltern ein kleines Denkmal zu setzen.

Allen Verfassern gemeinsam ist, dass es ihnen wichtig und wertvoll war, sich erinnern zu können.

Fast immer sind die Erinnerungen in diesem Buch durch historische Tatsachen ergänzt und von später Gehörtem beeinflusst. Die Verfasser sind sich dessen oft nicht bewusst. Das sollte beim Lesen beachtet und bei der Wertung bedacht werden. Dort, wo uns die Erinnerung zu ungenau erschien, haben wir die Autoren durch gezielte Rückfragen angeregt, sich an Details zu erinnern oder zu ermitteln: Orte, Jahreszahlen, Namen. Oft genug sind diese Präzisierungern dann das Ergebnis von Recherchen der heute erwachsenen Schreiber. Den Wert der Erinnerung mindert das nicht, doch wir können das Bild, das uns gezeichnet wird, nun besser einordnen.

Auffällig präzise haben sich die Schreckensbilder eingegraben. Frösteln machen deren Schilderungen, zumal, wenn wir wissen, dass Kinder die Opfer und die Zeugen waren. Und es ist gut, in solchen Momenten inne zu halten, um sich die Schauplätze im heutigen Europa vorzustellen, an denen sich viele Grausamkeiten von damals wiederholen.

«Erzähl doch mal, wie's früher war» – leider immer seltener findet der persönliche Erfahrungsaustausch zwischen den Generationen statt. Zudem wird uns am Ende dieses bewegten Jahrhunderts schmerzlich bewusst, wieviele prägende Ereignisse sich allein aus biologischen Gründen bereits der persönlichen Erinnerung entziehen und zur reinen Sache der Historiker geworden sind.

Mit den Texten dieses Buches haben wir letztmalig die Möglichkeit, die Zeit unserer Eltern und Grosseltern aus deren persönlicher Sicht kennen und verstehen zu lernen: Mit kleinen Geschichten, mit launig erzählten Episoden, mit schonungslos brutalen Bildern und mit nüchternen Berichten wird die Vergangenheit lebendig und die eigene Herkunft veranschaulicht. Auch die Zeitgenossen der Verfasser werden mit diesen Erinnerungen ihre eigene Vergangenheit wachrufen können.

Kindheit ist für die meisten Menschen die Lebensphase des Spiels, der Phantasie, der Muse und der kleinen Freiheiten, die später oft Stück für Stück verloren gehen. Auch in schwierigsten Zeiten spielen Kinder. Mit zunehmendem Alter verklärt sich der Blick auf die eigene Kindheit deshalb – und nicht, weil die Zeiten etwa besser gewesen wären.

Die Vielfalt der Quellen, aus denen die Erinnerungen stammen, bewirkt den besonderen Reiz und den Wert dieser Buchreihe. In ihrer Gesamtheit spiegeln die Texte die gesellschaftliche Bandbreite der damaligen Zeit wieder. So entsteht eine Geschichtsschreibung, die die Weltpolitik in ihren Auswirkungen auf den einzelnen unmittelbar begreifbar macht.

In der Reihe ZEITGUT geht es nicht um das Auffüllen historischer oder thematischer Leerstellen in der deutschen Literatur. Hier wird Geschichte von unten geschrieben.

Jürgen Kleindienst
Januar 1998

[Görlitz;
Herbst 1940]

Karl Scholz

Davidsterne

Der Herbst des Jahres 1940 zauberte ein buntes Bild von Görlitz, der Stadt an der Neisse.

Das zweite Kriegsjahr war fast vorüber, doch in der schönen Rentierstadt im Regierungsbezirk Liegnitz floss das Leben friedlich dahin.

Karl, der elfjährige Pimpf des Deutschen Jungvolks, war wieder einmal auf Achse. Er benachrichtigte auftragsgemäss Kameraden für den nächsten Dienst seines Fähnleins.

Am Eckladen des Schwarzburger-Bäckers blieb er stehen. Ein Schaukasten, den der SA-Sturm des Stadtteils regelmässig ausgestaltete, zeigte die Titelseite des Leib- und Magenblattes der SA, «Der Stürmer».

Ein alter Mann mit riesigem Vollbart und krummer Nase, die eine Nickelbrille trug, schaute Karl an. Auf dem zerschlissenen Mantel des Alten prangte ein gelber Stern.

Über dem Bild verkündeten fette Buchstaben: «Die Juden sind unser Unglück!»

Darunter las Karl etwas, das er nicht verstand: «Diese minderwertige Rasse ist ein Fremdkörper im arischen Deutschland, sie muss mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Erst wenn diese Parasiten nicht mehr existieren, kann unser Volk aufatmen. Nieder mit dem plutokratischen Judendreck – raus mit ihm aus Deutschland. Deutschland erwache – Juda verrecke!»

«Warum sollen die Juden verrecken, das sind doch auch Menschen wie Vater, Mutter und ich», überlegte Karl. Er dachte an den Kinderarzt Dr. Krebs, der ihm und seinen Geschwistern oft geholfen hatte, ohne einen Pfennig von den Eltern zu nehmen, weil sie arm und kinderreich waren.

Als Mutter eines Tages erklärte, dass Dr. Krebs Jude sei und sich am deutschen Volk bereichere, protestierte Karl mit kindlicher Gebärde und wollte es nicht glauben. Mutter bestand jedoch darauf. Sie berief sich auf den Führer, der nun dafür sorgen würde, dass die Juden kein Unheil mehr anrichten könnten. Dann verlangte sie, dass Karl und seine Geschwister mit niemandem über Dr. Krebs sprechen und auch keine Fragen nach ihm beantworten dürften. Dabei war sie sehr erregt, und ihre Wangen glühten.

Doch Karl schien es, als ob sie nicht die Wahrheit sprach. Er dachte auf seinem Benachrichtigungsweg noch lange über das seltsame Verhalten seiner Mutter nach.

Am nächsten Tag fanden sich die Pimpfe seines Fähnleins am ständigen Treffpunkt ein. Henzel, ihr Fähnleinführer, ein hochaufgeschossener junger Mann mit tiefschwarzem Haar, liess sie antreten und erläuterte die Tagesaufgabe: Gegen zehn Uhr sollten sie sich mit anderen Jungvolk- und Hitlerjugendeinheiten am Dicken Turm, einem der Wahrzeichen der Stadt, treffen. Dort würden sie der Welt zeigen, was mit dem lausigen Judenpack zu geschehen habe. Der Führer habe sowieso schon viel zu viel Geduld bewiesen.

Wieder dachte Karl an Dr. Krebs. Alles in ihm sträubte sich gegen die barbarische Absicht, die Juden auszurotten. Henzel bat sich Gehorsam, Disziplin und Ordnung für die Teilnahme an der HJ-Aktion aus. Sie würden gleich Texte einstudieren, die sie beim Einsatz im Sprechchor mit maximaler Lautstärke herauszubrüllen hätten.

Karl nahm Henzels Stimme kaum wahr. Seine Gedanken kreisten um ein Bild, das er vor wenigen Wochen mit ansehen musste. Ein grosser Plattenwagen rollte über das holprige Pflas-

ter der Cottbuser Strasse. Ausgemergelte Gestalten in längsgestreiften Jacken und Hosen zogen und schoben den Wagen. Sie konnten sich nur noch mit Mühe auf den Beinen halten. An ihren Jacken leuchteten gelbe Sterne. Auf dem Wagen standen Thermoskübel, darauf lagen zwei Männer, die den beschwerlichen Marsch nicht überstanden hatten.

Karl sah die wankenden Skelette mit den klappernden Holzpantinen. Sein Herz krampfte sich zusammen, der Magen machte ihm zu schaffen. Vier SS-Männer, mit Schäferhunden an der Leine und Ochsenziemern in den Händen, trieben die kraftlosen Menschen ohne Erbarmen vorwärts.

Passanten hasteten vorüber, schauten weg, einige grinsten hämisch, einer schrie: «Geschieht euch ganz recht, ihr Veitel Itzigs, habt uns genug ausgesaugt!» Andere grüssten die SS-Männer mit erhobenem Arm und «Heil Hitler».

Henzels Kommando «Rechts um!» riss Karl aus seinen bedrückenden Gedanken. Sie marschierten los und stimmten ein Lied an:

«Wildgänse rauschen durch die Nacht,
mit schrillum Schrei nach Norden.
Unstete Fahrt, habt acht, habt acht,
die Welt ist voller Morden.»

In befohlenen Marschpausen brüllten sie ihre Texte in die Stadt.

«Deutschland erwache – Juda verrecke!»
«Die Juden sind Deutschlands Schande!»
«Wir fordern die Endlösung der Judenfrage!»

Das Fähnlein donnerte die Sprechchöre so laut heraus, dass immer mehr Einwohner die Fenster öffneten und das Spektakel verfolgten. Henzel strahlte. Er war stolz auf seine Pimpfe und die gelungene Aktion.

Der Hitlerjugend-Bann hatte die Veranstaltung in der Lokalpresse angekündigt. Hunderte von «Volksgenossen» hatten sich eingefunden. HJ-Bannführer Müller trat an ein Mikrofon. Er liess eine unflätige, von Kraftausdrücken strotzende Rede vom Stapel. Alle Juden, Kommunisten und Sozialdemokraten müssten liquidiert werden, damit sie das deutsche Volk nicht weiter vergiften könnten. Abschliessend liess er Adolf Hitler, den grössten Führer aller Zeiten, hochleben und erklärte, dass stolze Hitlerjungen gleich zeigen würden, wie mit dem Judenpack zu verfahren sei.

Alle Blicke richteten sich auf die improvisierte Bühne am Dicken Turm. Der rot-weisse, mit einem schwarzen Hakenkreuz drapierte Vorhang wurde von einem semmelblonden Hitlerjungen beiseitegeschoben.

Karl traute seinen Augen nicht: Ein Schauspieler lief auf die Bühne, der aufs Haar dem jüdischen Rabbiner mit dem langen Bart glich, den er aus der Zeitung kannte.

Aus der Zuschauermenge gellten Schreie, Pfiffe zerrissen die Luft, die Atmosphäre heizte sich an. Satzketzen flogen über den Platz. «Juden raus aus Deutschland», «Erschlagt das Judenpack», «Judensau» und andere hasserfüllte Tiraden wurden losgelassen.

Karl blickte sich in seinem Haufen Gleichaltriger um. Viele klatschten begeistert in die Hände, einige piffen durch die Zähne. Werner, ein Schulkamerad, hieb ihm auf die Schulter: «Endlich mal wieder was los in unserer lahmen Stadt!» jubelte er.

Nun betrat ein echt germanischer Sprössling, ein blonder, blauäugiger Hitlerjunge, die Bühne. Er warf dem Rabbiner einen verächtlichen Blick zu und spuckte ihm ins Gesicht. In diesem Moment erschien ein weiterer Hitlerjunge auf dem Schauplatz. Der hielt ein überdimensionales, germanisches Schwert in der Hand, dessen Knauf wie ein Hakenkreuz geformt war. Der Rabbiner wich vor ihm zurück und näherte sich dem Jungen, der ihn angespuckt hatte. Dieser hieb ihm blitzschnell eine Faust in den

Magen. Der Jude krümmte sich, drehte sich stöhnend zur Seite und neigte seinen Kopf erdwärts. Jetzt schlug der Schwertträger zu, seine Waffe mit beiden Händen umklammernd. Die im Sonnenlicht aufblitzende Klinge drang in den Nacken des Rabbiners, trennte den Kopf vom Rumpf. Der Körper fiel auf die Bühnenbretter, das abgeschlagene Haupt – ein zurechtgemachter Krautkopf – rollte ein paar Meter zur Seite und blieb liegen.

Totenstille herrschte auf dem Platz, man hielt den Atem an. Fasziniert von dem Schauspiel, sensationslüstern, aufgepeitscht, standen die Menschen mit offenen Mündern und weit aufgerissenen Augen. Niemand sprach ein Wort, keiner kommentierte das Gesehene.

Erst als Bannführer Müller die Tür seines Opel-Kadett mit dumpfem Knall hinter sich zuschlug, kam wieder Leben in die Menge. Allgemeiner Tumult setzte ein, man konnte sein eigenes Wort nicht mehr verstehen. Ein Fanfarenzug blies zackige Signale, die Pauken polterten dumpf und die Trommeln rasselten.

Nach und nach leerte sich der Platz. Die Fähnlein waren weggetreten, die Pimpfe gingen nach Hause.

Karl hatte eine schreckliche Vision: Vor seinen Augen sah er den Kopf von Dr. Krebs zu Boden fallen, abgeschlagen von einem Hitlerjungen mit Schwert.

Wut, Zorn und Ärger nahmen Besitz von ihm, lange konnte er sich nicht beruhigen. Zum ersten Mal in seinem jungen Leben war er sich darüber klar, dass mit der Ausrottung der Juden ein furchtbares Verbrechen begangen wurde.

Hanne Scherf

Am Ende der Strasse

Meine Kindheitserinnerungen wurzeln in den Ereignissen, die von den Vorbereitungen und dem Verlauf des Zweiten Weltkrieges geprägt wurden.

Als ich etwa sechs Jahre alt war, 1938, wurde in meiner kleinen Heimatstadt Wittlich am Ende unserer Strasse (mein Elternhaus steht inmitten eines Obstgartens) ein Lager für politische Gefangene gebaut. Später wurden Männer aus den von Hitler überfallenen Ländern Luxemburg, Belgien und Frankreich in das Lager deportiert.

Das Lager bestand aus Holzbaracken, die von den Gefangenen selbst aufgebaut werden mussten. Die Bewacher waren Soldaten in grünen Uniformen. Die Bauunternehmung war die «Organisation Todt», diese Soldaten trugen braune Uniformen.

Die Umgebung des Lagers wurde für die Bevölkerung abgeriegelt. In der Nähe befanden sich Obstanlagen, Weinberge und eine alte Ziegelei, für die Besitzer zugänglich. Ich verbrachte den grössten Teil meiner Zeit in der Nähe des Lagers, um die Ereignisse beobachten zu können.

Die Gefangenen wurden anfangs mit Militärfahrzeugen zur Baustelle gebracht. Hier mussten sie die sehr schweren Arbeiten ausführen. Dabei beobachtete ich einen älteren Mann mit einem Holzbalken auf der Schulter, wie er unter der Last auf dem unebenen, aufgerissenen Platz ausrutschte und hinfiel. Während

ich auf ihn zulief, kam von der anderen Seite der Bewacher mit einem Dobermann an der Leine. Er brachte sein Gewehr in Anschlag und richtete es auf den am Boden liegenden Mann, dabei lauthals brüllend!

Diese Bedrohung machte mich sehr wütend, ich reagierte sehr frech – ein Kind im Widerstand gegen eine Uniform; sofort schaute ich in den Gewehrlauf und bekam schreiend den Befehl: «Los, zum Kommandanten!» Ich stolperte vor dem Gewehr her zu dessen Baracke. Aber Angst zu haben – daran war ich wohl gewöhnt.

Zu meinem Glück erwartete mich ein freundlicher Offizier. Er hörte sich die Sache an, nahm meine Personalien auf und erzählte mir von seiner Tochter in meinem Alter. Noch ein paar Ermahnungen, und ich bekam die Erlaubnis, das Lager besuchen zu dürfen.

Als der Vater meiner Freundin Mathilde als Sanitäter verpflichtet wurde, durften wir den Krankentrakt des Lagers jederzeit besuchen. Wochentags, in der Morgendämmerung, marschierten die Gefangenen in Kolonnen, begleitet von den bewaffneten Grün-Uniformierten an meinem Elternhaus vorbei. Ihre Arbeitsstelle lag etwa fünf Kilometer entfernt, es war die Baustelle der Eifelautobahn. Die Gefangenen waren schlecht ausgerüstet und hungrig. Gegen Abend kamen sie todmüde zurück.

Für die Erwachsenen war dieser Anblick niederschmetternd, und die Angst meiner Eltern war riesengross. Ich durfte Obst und Brot in die Krankenabteilung bringen, aber die anderen Männer gingen leer aus. So kam mir im Herbst der Gedanke, das Fallobst aufzulesen und es vor dem Haus in Körben aufzustellen. Die Gefangenen konnten so im Vorbeigehen schnell davon nehmen. Meine Eltern liessen sich nicht blicken. Meine Schulkameraden kamen mir zu Hilfe, der Umfang an Arbeit wurde für mich alleine zu gross.

Leider hatte der Bewacher meine Frechheiten nicht vergessen, er drohte mir, meinen Vater darauf anzusprechen.

Das bedeutete: Gefahr für uns! Ab sofort beobachtete ich den Bewacher; und siehe da, er verbrachte seine freien Abende in der Nähe des Lagers im Hause einer schönen jungen Witwe. Ich überraschte die beiden beim Küssen! Mein Vater konnte herausfinden, dass der Mann verheiratet war und ihn so mundtot machen. Diese Gefahr war gebannt.

Bis 1942 mussten die jüdischen Jungen und Männer, die teilweise mit ihren Familien noch in der Stadt wohnten, ebenfalls an der Autobahnbaustelle Schwerstarbeit leisten.

Schulkameraden erzählten mir später, sie hätten damals bei einer Besichtigung der Autobahn den 13jährigen Rudi Ermann, seine Eltern waren Freunde meiner Familie, unter den Bauarbeitern schwerarbeitend vorgefunden. Die Jungen rannten sofort zur Bauaufsicht, um diesen Fehler anzuzeigen, denn der Rudi gehörte ihrer Meinung nach in die Schule. Wegen Nichtzuständigkeit wurden sie an den Gauleiter, Oberstudienrat Grauvogel, verwiesen – ein äusserlich feiner, jovialer Herr. Er gab den Jungen gegenüber freundlich einen vorliegenden Fehler zu und versicherte ihnen, alle jüdischen Mitbürger dürften in Kürze nach Amerika auswandern. Als die Jungen zurück zur Autobahn liefen, um Rudi Ermann diese frohe Botschaft zu überbringen, war er fort.

Nach dem Krieg erfuhren wir, dass Rudi, sein Bruder Silve und seine Eltern in einem Konzentrationslager ermordet worden waren. Nur seine Schwester Elly überlebte, sie wohnt heute in England. Ihr widme ich diese Erinnerungen.

Selbst Jahre nach dem Krieg glaubten ein paar meiner Schulkameraden, die Juden lebten in Amerika und hätten es nicht nötig, mal eine Karte an uns zu schreiben. Darauf entstand ein heftiger Streit unter uns, denn diese Verblendeten wollten die Morde an den Juden einfach nicht zur Kenntnis nehmen.

Später kamen polnische, russische und viele andere Gefangene aus den überfallenen Ländern in das Lager. Es wurde vergrössert. Auch Frauen und Mädchen wurden eingeliefert. Diese

mussten bei den Bauern helfen. Ich war, so oft es mir möglich war, im Lager und auf den Feldern dabei. Misshandlungen gab es im Lager Wittlich nicht, dafür hatten die Nazis das SS-Aussenlager «Hinzert» im Hunsrück. Das lag gänzlich einsam, hier fanden Greuelthaten statt, von denen die Bevölkerung nichts erfahren durfte. Erst nach 1945 wurde das ganze Ausmass der Verbrechen des verdammten Hitlerregimes bekannt.

In der Schule wurden wir Kinder von Nazi-Rektor Engels belehrt: «Alle Ausländer sind Untermenschen!»

Mein Haar war blond, die Augen blau, ich war eine deutsche Ausgabe! Meine Mutter hatte schwarzes Haar und wunderschöne grosse, schwarze Augen, sie war ein Untermensch. Mein Vater, weisse Haare, graue Augen, konnte mir auf diesen Schwachsinn keine Erklärung geben, und er war ein sehr kluger Mann!

Meine Mutter und mein Bruder, er war im Aussehen das Ebenbild unserer Mutter, beobachteten immer ängstlich die Strasse. Kam ein Uniformierter zur Haustüre rein, verschwanden die beiden im Keller. War ich zu Hause, zog ich schnell meine Kinderuniform an: schwarzer Rock, weisse Bluse mit Achselklappen, ein schwarzes Halstuch, vorne mit einem Lederknoten gehalten. So musste jedes Kind mit Fähnchen bei den üblichen Paraden antreten. In dieser Aufmachung riss ich die Türe auf, klappte die Hacken zusammen, riss die rechte Hand hoch und schrie: «Heil Hitler!».

Meist waren es die Kameraden meines um fünf Jahre älteren Bruders, sie mussten nachfragen, warum mein Bruder zum wiederholten Male nicht zum Appell erschienen war. Er hasste diesen Zwang.

Ich log das Blaue vom Himmel herunter, aber als sie mich beleidigten und Lügnerin nannten, fing ich mit ihnen eine Schlägerei an. Das war der Anfang einer Feindschaft, aber ein kleines Mädchen hat viel Kraft und böse Möglichkeiten im Kampf gegen

Jungen. Mein Bruder schlug sich nie. Er war ein Dulder, ich war eine Kämpferin, mit Freude daran.

Im Lager war inzwischen ein russisches Ehepaar mit einem Baby eingetroffen. Die junge Mutter war eine sehr schöne Frau mit blonden Zöpfen, der Vater war dunkelhaarig. Das Baby, ein Junge, lag nackt in den harten, grauen Decken in einem grossen Raum der Baracke, in dessen Mitte ein Eisenofen stand, den die Leute mit Holz füllten. Sie hatten Decken aufgehängt, um kleine individuelle Schlafräume zu haben.

Die russische Familie interessierte mich sehr, ich schaute sie mir genau an, suchte nach den Unterschieden, die Untermenschen ausmachen sollten. Aber ausser der unverständlichen Sprache konnte ich nichts feststellen.

Als ich meine Beobachtungen in der Schule mitteilte, gab Rektor Engels mir ohne jeglichen Kommentar eine Tracht Prügel mit dem Stock. Bis dahin waren immer nur die Jungen so verprügelt worden. Dies war mir völlig unverständlich. Auch mein Vater konnte nichts für mich tun, nur den Rat geben, meinen Mund zu halten und nichts zu fragen.

Nach dem Krieg erfuhren wir, dass Rektor Engels bei einem Bombenangriff ein Bein verloren hatte, meine Freude war gross. Er hatte mit seiner Frau die Stadt verlassen, rechtzeitig. Zum Teufel mit ihm!

Zum Glück konnte ich der russischen Familie Bettwäsche, Babybekleidung, Trockenmilch und anderes in das Lager bringen.

Wegen des Krieges bekam ich keine neuen Kleider, Schuhe usw. Es gab keine Schuhmacher zum Reparieren, nur noch alte Handwerker. Die jüngeren kämpften auf dem «Felde der Ehre». Der Frost ging uns durch die kaputten Kleider, quälend! Von gutem Aussehen war keine Rede mehr.

Eines Tages zeigte mir der russische Vater des Babies einen Pinnenfuss. Die Schuhmacher brauchen ihn, um Sohlen und Schäfte zusammenzubringen. Er zeigte auf meine Füsse und ich verstand. Meine Mutter hatte das Leder für neue Schuhe geham-

stert, aber es gab niemanden, der sie mir herstellen konnte. So kam es, dass ich von diesem russischen Gefangenen mit Erlaubnis des Lagerkommandanten herrliche Stiefel mit Pinnen und Krampen angefertigt bekam! Ich war so unendlich glücklich, und erst meine Eltern!

In der darauffolgenden Zeit wurden der Krieg und die Luftangriffe täglich gefährlicher, wir mussten uns in einer Felsenhöhle verkriechen, um zu überleben. Die Stiefel waren nun Tag und Nacht an meinen Füßen. Wegen der Leute im Lager und besonders wegen des Babies machten wir uns grosse Sorgen.

Zwischen Fliegeralarm und Entwarnung mussten wir die Höhle verlassen, um Freibankfleisch, Brot und Milch in der Stadt zu ergattern. Vor den Geschäften standen die hungrigen Wittlicher in langen Schlangen, ich drängelte mich durch und lief sehr schnell mit den erworbenen Köstlichkeiten an meiner Schule vorbei in die sichere Höhle.

In der Schule waren ehemalige Kriegsgefangene untergebracht. Sie waren frei, konnten durch die Strassen gehen. Jetzt hatte ich Angst vor den Fremden, aber selbst wenn ich alleine war, wurde ich nie belästigt und geriet in keine gefährliche Situation.

Die amerikanischen Soldaten waren inzwischen kämpfend vorgerückt, sie erreichten den Stadtrand Anfang März 1945.

Sie beschossen uns vom Piechterberg aus, die Granaten rissen grosse Wunden. Frau Becker, Hubert Elsen und seinem französischen Kriegsgefangenen wurden die Köpfe abgerissen. Noch viele Bewohner starben unter den Geschossen. Sogar im Friedhof schlugen die Granaten ein, der Grabstein meiner Grosseltern wurde getroffen und zerstört. Verstorbene wurden schnell bei Nacht ins Grab gelegt.

Das Lager blieb wunderbarerweise verschont, meine russische Familie überlebte unversehrt!

Am sonnigen 8. März 1945 hissten ein paar Männer ein weisses Laken auf dem Felsen unserer Höhle. Die amerikanischen

Soldaten rollten mit ihren Panzern durch die Strassen, es wurde nicht mehr geschossen. Die deutschen Soldaten waren verschwunden.

Die Erwachsenen mussten die Höhle verlassen. Die Hände über den Köpfen, gingen sie einzeln an den auf sie gerichteten Gewehren der amerikanischen Soldaten vorbei in die Sonne. Wir Kinder rannten raus in die Freiheit! Wir schrien, kugelten uns vor Freude, wir waren frei; niemand beachtete uns! Ich rannte sofort los, um alles zu erkunden.

In der Thiergartenstrasse schlichen die amerikanischen Soldaten, das Gewehr im Anschlag, an den Häusern vorbei, vorsichtig die Fenster und Türen absuchend. Ich ging eine kurze Zeit hinterher, aber nichts passierte.

Vor dem alten Kriegerdenkmal von 1918 beim Bahnhof verteilten schwarze Soldaten Trockenobst an Kinder. Ich kannte den Begriff «Neger» aus dem Realienbuch, aber jetzt, direkt vor mir: mein Magen sah Schokoladenmänner! Ganz schnell berührte ich die Hand des jungen Soldaten. Sein Glück, ich hätte ihn fast aufgegessen!

Das Lager wurde von den Soldaten geöffnet. Die Bewacher hatten sich aus dem Staub gemacht, die früheren Gefangenen waren frei und gingen plündernd durch die Stadt. Deutsche Polizei gab es vorerst nicht, alles war plötzlich «frei»! Das Wunder geschah: Meine russische Familie kam und beschützte mein Elternhaus. Wir wurden von Überfallen verschont.

Es gab keine Strom- und Wasserversorgung, Trinkwasser musste mittels Eimern aus einer Quelle, die oberhalb des Lagers am Berg lag, geholt werden. Viele Wittlicher liefen in Kolonnen mit Eimern und Kannen an meinem Elternhaus vorbei in Richtung Lager. Aber jetzt versperren die Bewohner des Lagers den Weg zur Quelle. Mit Recht, wir waren die Deutschen, ihre Feinde!

Und wieder kam uns die russische Familie zu Hilfe, dank ihnen durften wir alle zur Quelle.

Unsere Freiheit beschränkte sich auf eine festgesetzte Zeit, in der wir draussen unsere Besorgungen machen mussten. In der Sperrzeit durfte sich niemand von uns zeigen.

Grotesk und zum Lachen war folgendes Bild: Eines Tages kam eine Gruppe Männer von einem Streifzug zurück, neu eingekleidet in Frack und Zylinder. Vergnügt schleppten sie in neuen Toiletteneimern mit Deckel, das Preisschild war zu lesen, Wein und Spirituosen in das Lager.

«Ist das komisch», dachte ich, «heute ist es so lustig, vor Kurzem war es noch schrecklich in dieser Strasse.» Aber für viele, zu viele der Menschen gab es keinen Wein mehr.

Später sah ich amerikanische Militärautos an mir vorbei zum Lager fahren. Ich rannte hinterher. Die Leute aus dem Lager mussten aufsteigen, meine russische Familie war schon auf dem Auto. Ein letztes Mal noch winkten wir uns zu, das Baby schaute mich an. – Meine Füsse steckten noch immer in den besonderen Stiefeln.

Das Lager wurde abgerissen, mein Vater und ich nahmen uns Bretter, um damit kaputte Stellen am Haus zu reparieren. Als alles weggeräumt war, wurde die Erde umgegraben, in kleine Gartenparzellen aufgeteilt und verteilt. Meine Eltern pflanzten dort Kartoffeln, damit wir nicht hungern mussten. Wir fanden in der Erde eine kleine Ikone aus Silber, die Mutter Gottes mit Kind, von Rosen umrankt. Ich besitze sie heute noch, sie half mir in schweren Schicksalsstunden.

Deutschland wurde von den Alliierten in Zonen aufgeteilt. Nun lebten wir in der französischen Zone. Unsere Bewacher waren jetzt französische Soldaten, und wir hatten einen französischen Kommandanten. Dieser residierte im Landratsamt.

Im Sommer 1946 wurde mein Elternhaus durch französische Offiziere beschlagnahmt, einschliesslich der Möbel und Haushaltgegenstände. Innerhalb weniger Stunden mussten meine Eltern und ich das Haus nur mit unseren persönlichen Sachen verlassen. Lediglich unser Haus war in der Strasse davon betroffen.

Plötzlich waren wir heimatlos. Gute Nachbarn halfen uns weiter.

Es zog ein junger, französischer Offizier mit Frau und Kind ein. Sofort freundete ich mich mit der Familie an. Ich durfte in meinem Elternhaus nun Gast sein. Zum Glück war es eine liebe Familie, ich erlernte die französische Sprache. Aber leider wechselten die Bewohner öfter das Haus, und es kam zu unliebsamen Zwischenfällen, die mich daraufhin zum Kommandanten führten.

Nach sechs Jahren wurde das Haus freigegeben, und wir durften wieder zurück nach Hause. Endlich waren wir wirklich frei!



Im Jahre 1957, als ich Bad Mondorf in Luxemburg besuchte, sass an meinem Tisch im Hotel ein älterer Herr. Im Laufe unserer Unterhaltung erfuhr er von meiner Heimatstadt Wittlich. Dieser Name löste in ihm schlimme Erinnerungen aus: Er war Insasse des Lagers in unserer Strasse gewesen, in dem er durch Deutsche so viel Leid erfahren musste.

Ich war sehr betroffen. Aus Verlegenheit erzählte ich von meiner Kinderaktion, Obst für die Gefangenen zu besorgen. Und tatsächlich war dieser Herr einer von denen, die das Glück gehabt hatten, etwas von dieser Gabe Gottes zu erhaschen! Er stand auf und nahm mich in den Arm. Er bedankte sich weinend dafür.

Noch heute bin ich sehr gerührt und erstaunt über die Geschichte und Wege der Menschen. Ein Kind konnte ein wenig Freude und Hilfe in einer Zeit geben, als dies den Erwachsenen unter Androhung der Todesstrafe verboten war.

[Celle – Hämelerwald, Niedersachsen;
1941-1944]

Manfred Dürkefalden

«Russland hat uns den Krieg erklärt»

Mein ehrgeiziger Vater, Absolvent der einklassigen Dorfschule in Hämelerwald, zwischen Hannover und Braunschweig gelegen, in der als einziger Lehrer ein gewisser Wilhelm Steding seine gesamte Dienstzeit verbrachte, hatte sich zum Konstrukteur für Erdölfördergeräte hochgearbeitet.

Als er merkte, dass ich alle Eisenbahnstationen nach Hamburg und Berlin auswendig aufsagen konnte, sah er die Gelegenheit gekommen, für mich das Überspringen einer Klasse zu fordern. So rutschte ich mitten im Schuljahr von der zweiten in die dritte Klasse, einfach dadurch, dass ich auf einer hinteren Bank Platz nahm.

Bärbel, die Tochter eines Druckfarbenfabrikanten, des grössten Arbeitgebers im Stadtteil, und Manfred, ein späterer Generalstaatsanwalt, zwei bisherige Klassenkameraden, machten einen solch abstrusen Wechsel nicht mit.

Die 50jährige Anna Müller blieb weiterhin meine Lehrerin, schlug mit dem Rohrstock wie zuvor – was allgemein üblich war und von den Eltern gebilligt wurde – und hatte uns erstes nationalsozialistisches Gedankengut beizubringen: vom 12jährigen Hitler, der bei Geländespielen durch den Wald streifte; vom Braunauer Zollbeamten Hitler, der vom kleinen Adolf gefragt wurde: «Vater, warum ist diesseits des Inns nicht auch Deutschland?»; oder von Hitlers Meldegängen durch Giftgas an der Flanternfront.

Als Vorbilder stellte sie Richthofen, Udet, Mölders, Prien, Prinz Eugen und Albert Leo Schlageter, den von den Franzosen erschossenen Freischärler, heraus.

In unserem Klassenzimmer hingen fünf Bilder: Rotkäppchen, Schneewittchen, Jesus am Kreuz, Hindenburg und Hitler. Die



Marschierende Hitlerjungen und begeistert zuschauende Kinder; aus der «Fibel der Provinz Hannover», 1937.

ganze Schule im Celler Vorort, später eine Jugendherberge, bestand nur aus vier Räumen, obgleich Unterricht für alle acht Jahrgänge erteilt werden musste. Von diesen vier Zimmern wurde eines «Heim» genannt und für Hitlerjugend-Versammlungen freigehalten.

1941 mussten wir uns von der alten «deutschen» Schrift auf die «Normalschrift» umstellen. Hitler hatte wohl erfahren, dass die gotischen Zeichen «Schwabacher Judenlettern» seien. Die Tinte klumpt und fusselte. Die Milchgriffel, für die wir als Anspitzer kleine Hölzchen mit Reibeisenschiene verwendeten, brachen ständig, ebenso die Ölkreidestifte und auch manchmal die Schiefertafeln an ihren Innenecken. Es gab auch gelblich-braune, gerillte Glasfedern, die die Tinte besser hielten, ferner eine

abwaschbare Plastikscheibtafel. Natürlich durfte die Rechenmaschine mit ihren bunten Kugeln, ein kleines Abbild der grossen im Klassenzimmer, im Tornister nicht fehlen.

Oft durchquerte ich die Stadt, um an der Arbeitsstätte meines Vaters, beim Chef, beim Prokuristen und im nach Salmiak riechenden Lichtpauzenzimmer die von mir begehrten Kalenderzettel zu erbetteln. Danach ging ich an der grossen Stechuhr vorbei durch die Schmiede mit dem grossen «Nussknackerhammer», der bis an die Decke ragte, auch vorbei an der noch gewaltigeren Dampfmaschine, «Lokomobile» genannt. Von dort wurde der ganze Betrieb über Transmissionen mit Energie versorgt. Freundliche französische und belgische Arbeiter an Drehbänken zwischen Treibriemen zeigten mir einmal abends die richtige Tür nach draussen, als ich mich nicht zurecht fand.

Der Chef der Maschinenfabrik, vor und nach den Nazis Senator in Celle, war ein ehrenwerter Mann, jedoch sehr sparsam, so dass einmal der Kreisleiter der NSDAP persönlich erschien und den Bau einer neuen Arbeitertoilette verlangte.

Ein Schwager meines Vaters, als Eisenbahner in Frankreich eingesetzt, brachte uns eine Kamera für einen Acht-Millimeter-Schmalfilm mit, womit mein Vater, ein fanatischer Ahnenforscher, seine Verwandten aufnahm, um sie für alle Zeiten festzuhalten.

August, der Schwager, prahlte: «Das habe ich mir in Paris zusammengekauft: einen Kronleuchter, Wein und Spirituosen. Eine Polstergarnitur will ich mir auch noch besorgen. Zwei kräftige Franzosen haben mir die Koffer getragen. Beiden gab ich fünf Mark. Das ist viel Geld für die.»

Im Frühjahr 1941 betraten meine Grosseltern aus Hämelerwald zum ersten Mal in ihrem Leben ein Museum. Es sollte auch das letzte Mal sein. Bei den Krinolinen und Spitzentüchern erinnerte sich Oma an ihre Jugendzeit. Ihr Mann war jedoch nur

halbherzig dabei. Der Jugoslawienfeldzug hatte begonnen, und es drängte ihn zu uns ans Radio, um den Wehrmachtsbericht zu hören. «Jetzt werden wir es den Serben heimzahlen», faselte er immer vor sich hin.

Bei uns oben im Haus wohnte ein junger SS-Mann, der in Aalborg, in Dänemark, am Flughafen eingesetzt war. In grösseren Abständen kam er auf Urlaub. Ich beobachtete, wie seine Frau die Treppen hinunterrannte und in seine Arme stürzte. Schon in Flensburg habe es geheissen «Warme Würstchen», berichtete er uns.

«Ja, die SS-Männer sind feine Leute», dachte ich damals, während ich die braunen SA-Männer für Grobiane und Wichtigtuer hielt.

Auf der Strasse grölten wir nach der «Rosamunde»-Melodie mit immer wechselnden Mädchennamen «Kohlrabi, Kohlrabi, die Gerda kriegt'n Baby, von einem Flaksoldaten, das darf ich nicht verraten», obgleich wir noch an den Klapperstorch glaubten.

Am Sonntag, dem 22. Juni, wachte ich in meinem Bett zwischen Wäscherolle und Wringmaschine auf und lüpfte etwas das Verdunklungsrollo. In der Morgensonne umstanden Frauen mit Töpfen und Kannen den Milchwagen.

«Tante Lisbeth» von gegenüber sagte: «Denken Sie mal, Russland hat uns heute den Krieg erklärt!»

Ängstliche Gesichter überall. Nach einer Woche erschienen grossaufgemachte Siegesmeldungen in der Zeitung: «Turmhoch überlegen! 2233 Panzerkampfwagen und 4107 Flugzeuge vernichtet!»

Schlagerkomponist Norbert Schultze hatte schon die Melodie für das neue Russlandlied fertig: «Wir standen für Deutschland auf Posten... Führer befiehl! Wir folgen dir!»

Ich schnitt als Siebenjähriger alle diese Zeitungsartikel aus und verwahrte sie in meiner Pappschachtel. In der Schule mussten wir das Lied von der Tafel abschreiben, aber ich konnte es schon auswendig.

Kolonialwarenhändler Spiekermann in der Petersburgstrasse äusserte Besorgnis: «Vier Jahre dauerte der Weltkrieg, hoffentlich dauert dieser nicht auch so lange.» Dabei schnitt er mit der Schere die Marken von den Lebensmittelkarten ab, wobei einige Frauen scherzten, ob er das nicht auch einmal seinlassen könnte.

Meine Grossmutter in Hämelerwald erkrankte an Magenkrebs. Sie hatte vorher noch beim Garbenbinden und an der Dreschmaschine des Dorfteils beim Bauern Schwenke geholfen. Zwei Jahre zuvor war sie von einer der beiden Kühe, die ihr Mann vor den Pflug zu spannen pflegte, im Stall beim Melken durch einen Tritt schwer verletzt worden.

Wir fuhren nun oft mit der Eisenbahn. Auf dem Bahnhof in Lehrte gab es noch die grossen Wartesäle, wovon der für die Fahrgäste der dritten Wagenklasse vollends überfüllt war, obwohl ein Transparent «Erst siegen – dann reisen» Privatfahrten vermeiden sollte. Soldaten auf Heimaturlaub sah man in grosser Anzahl, auch viele Verwundete. Für manche mochten die beiden Liedzeilen zutreffen: «In dem grossen Wartesaal... Schatz, da sehn wir uns zum allerletzten Mal.»

In den Hämelerwald waren schon drei Bomben gefallen, und im Nachbardorf Sievershausen wurde das Hausdach von Krügers Frieda zerstört und ein Schwein getötet.

Auf der Rückfahrt warteten in Lehrte alle auf den Anschlusszug aus Hannover. Er bestand aus D-Zug-Waggonen, also mit Eingängen nur an den Wagenenden. Alle Trittbretter waren blockiert, so dass man mit dem Gepäck ausschliesslich durch die Fenster hineinkonnte. Als letzter wurde mein Vater von zwei Soldaten hineingeschoben. Soldaten und Arbeitsmädchen, die weiblichen Mitglieder des Reichsarbeitsdienstes, scherzten: «Unser voriger Zug war noch voller!»

Auch die Toiletten waren bis unter die Decke mit Koffern belegt. Beim Halt in Aligse rief mein Brüderchen: «Papa, lullul!» – Was tun? Der kleine Lockenkopf wurde durchgereicht. Eine Arbeitsmädchen zog ihm die Hose herunter und stellte ihn in die Fens-

terbank. Der Beamte mit der roten Mütze sprang draussen schnell zu Seite. Bei der Bemerkung «Das geht ja wie die Feuerwehr» kicherten die Arbeitsmädchen, und die Soldaten grölten.

Im Oktober starb meine Grossmutter. Die Gärtnerfamilie Wackerhagen hatte 60 Kränze zu binden. Eine geraume Zeit spielte ich in dem langen Korridor. Ich war ganz allein neben meiner aufgebahrten Oma. Vom offenen Sarg her drang mir eine Mischung von Leichengeruch und Blumenduft in die Nase. Die Grenze zwischen Leben und Tod empfand ich kaum.

Beerdigung war am Sonntag, damit die Leute nicht von ihrer Arbeit abgehalten würden. In der zweiten Reihe eines langen Trauerzuges folgte ich dem schwarzen Pferdegespann über die alte Regierungsbezirksgrenze Hildesheim-Lüneburg, wo das Strassenpflaster wechselte und das Wagenrollen seinen Klang änderte, bis zum Sievershäuser Friedhof.

Am Vortage hatte mein Vater in diesem Dorf jenseits der schon lange fertiggestellten Autobahn mit seiner dritten Reichskleiderkarte bei Schneider Diers noch einen Übergangsmantel in Auftrag geben können. Dessen Bruder war Offizier in den Niederlanden. 8'000 Juden seien in der Weihnachtszeit in Amsterdam von der SS aus Fenstern ins Wasser geworfen worden, behauptete der. In Frankreich würden Geiseln erschossen, die mit Morden nichts zu tun haben, hörte mein Vater von seinem Schwager am gleichen Tage.

Mein Grossvater konnte den Tod seiner Frau nicht verwinden. Man sah ihn jetzt häufiger in der Gastwirtschaft «Nieschlag», Hämelerwalds ältestem Haus gegenüber dem Bahnhof. Der tödliche Schlaganfall traf ihn im Januar. Kurz vorher hatte er noch in seinem Volkersheimer Platt prognostiziert: «Dat wai dän Kraig gewinnet, daran glöbe ick feste!»

Anfang 1942 bekamen wir sechs Wochen Kohleferien. Mehrmals wöchentlich nahmen wir im Klassenzimmer, in Wintermäntel

gehüllt, unsere Hausaufgaben entgegen. Es gab weiterhin die «Jugendburg», eine Schülerzeitschrift für zehn Pfennige, herausgegeben von der Reichsverwaltung des NS-Lehrerbundes. Darin lasen wir, dass «Hände hoch!» auf russisch «Ruki wjärch!» heisst. Nach diesem Blatt stellten wir auch in einer Hausarbeit mit Hilfe von gefalzten Pappblättern eine Kampfhandlung im Osten dar, und zwar eine Eisenbahnbrücke, Bäume, Häuser, Panzer und Soldaten an der Strasse Bachmatsch-Baturin*). Auch Agnes Miegels Hymne auf Hitler war abgedruckt. Das Gedicht eines anderen Autors endete: «Helden kämpfen, opfern, harren bis zum letzten auf den Sieg. Das ist Krieg!»

Der folgende Sommer brachte eine deutsche Offensive im Südabschnitt der Ostfront. Zu dieser Zeit erfuhr mein Vater von seinem Chef, dem Fabrikbesitzer, dass dessen Sohn bei Bialystok als Transportflieger gesehen habe, wie ein ganzes Dorf mit Frauen und Kindern ausgerottet wurde. Der wollte so etwas nicht wieder erleben. Bald fiel sein Sohn.

Der Vater meines Spielkameraden August, ein beliebter SA-Mann, bekam von einem «Kollegen» den Auftrag, uns beide zu vormilitärischer Erziehung anzuhalten. In der Nöldekestrasse, einer mir völlig unbekanntem Gegend, erwartete uns der Sohn dieses fremden Parteigenossen mit einem Freund. Inzwischen hatte sich eine grosse Anzahl sieben- bis achtjähriger Jungen aus verschiedenen Stadtteilen versammelt, die alle von den wenig älteren Pimpfen trainiert werden sollten. Im Brachland vor Altenhagen lernten wir marschieren, Fliegerdeckung und das Grölen von Nazi-Liedern.

Auf der Oberaller in Höhe von Ziegeninsel, Zitterpappel und Lachtemündung paddelten und ruderten Soldaten in der Ausbildung oder auf Urlaub mit ihren Liebchen. Aus diesen Booten hörte ich überall Grammophonmusik: «Hoch droben auf dem Berg, dort unter den funkelnden Sternen», «Am Abend auf der Heide, da küsstet wir uns beide», «Wovon kann der Landser denn wohl träumen, er träumt von seinem Mägdelein und «Das

*) in der nordöstlichen Ukraine, zwischen Kiew und Kursk gelegen.

kann doch einen Seemann nicht erschüttern. Keine Angst, Rosmarie.»

In den Sommerferien besuchten wir unsere Verwandten im Harz. Diese assen unten im grossen Kellerraum zu Mittag. Ein kriegsgefangener Pole mit Namen Ignaz sass entgegen der Vorschrift mit am Tisch. Sie lobten ihn alle wegen seines Fleisses bei den landwirtschaftlichen Arbeiten. Bei einem Abstecher von Bornum nach Königsdahlum fing ich an zu begreifen, was es bedeutet, einen Sohn im Krieg zu verlieren. Das ganz in Schwarz gehüllte Ehepaar in der Stube weinte ununterbrochen und wollte sich nicht trösten lassen.

In der Aller, in der Nähe der Eisenbahnbrücke, brachte mir mein Vater das Schwimmen bei. Nicht weit entfernt lasen russische Zwangsarbeiterinnen in einem Buch, das wie eine Bibel aussah. Der Aufseher äusserte meinem Vater gegenüber die Befürchtung: «Wenn das alles einmal schief geht! Wenn der Krieg sich wendet!»

Ein grosser Trupp von Frauen musste täglich von ihrer Arbeit in der Spinnhütte zu dem Barackenlager in der Nähe zurückkehren. Ihr Weg führte durch unser Wohngebiet. Wir Kinder riefen uns dann zu: «Die Russenweiber kommen!» Wir liefen dann von der Petersburgstrasse bis in die Sehndenstrasse neben ihnen her. Wenn eine von ihnen einen Apfel aus der Gosse auflesen wollte, lief der schon ältere Aufseher nach vom und drohte mit seinem Gewehrkolben.

Wir verspotteten auch eine taubstumme Frau, die bei der Nachbarin Blumen kaufen wollte, indem wir die einzigen Laute nachahmten, die sie von sich geben konnte: «böple, böple, rrr»; und wir verschüchterten ein gleichaltriges Mädchen mit dem Schimpfwort «Mascher», was im örtlichen Sprachgebrauch «asozial» bedeutete. Uns erzog der Nationalsozialismus dazu, alles zu verachten, WEIS schwach war.

Auf der Strasse spielten wir «Ich habe Wut auf das verdammte Land...», wobei gern «England» gerufen wurde. Man konnte dann bei entsprechender Sprungleistung und mit seinem Schuhsolen-

umfang ein bestimmtes Gebiet seinem in den Sand gezeichneten Territorium hinzufügen.

Nach den Sommerferien kam ich in die vierte Klasse und in einen neuen Raum mit dem Bild von den Sieben Steinhäusern bei Fallingbostal. Die neue Lehrerin, «Mutter Hermes», war auch um die 50. Etwas nervös drückte sie manchmal ihr Gesäss im Stehen nach links und dann nach rechts.

Von ihr bekamen wir viel aus der germanischen Sage zu hören, von der Midgardschlange, jenem erdumspannenden Meereshorizont, von den Walküren, die gefallene Helden zur Burg Walhall brachten, vom Wettlauf zwischen Thialfi, dem Blitz, und Hugin, dem Gedanken; Thialfi entwickelte eine höhere Startgeschwindigkeit, aber Hugin überholte ihn spielend. Auch an Kampfspielen splitter nackter Jünglinge der germanischen Sage ergötzte sie sich gerne.

Weiter war die Rede von Göring, der bei seiner Verwundung «Deutschland, Deutschland» keuchte, und von Hitler, der im Lazarett Pasewalk gesagt haben soll: «Wenn ihr nicht kämpft, verlieren wir den Krieg. Dann können die Kinder keine Milch mehr trinken, und wir müssen mit zerrissenen Kleidern herumlaufen.»

Auf dem Schulhof wurden wir jetzt davon überrascht, dass dem Fliegeralarm noch ein Voralarm vorgeschaltet wurde. Schliesslich befand sich die Sirene für den ganzen Stadtteil auf unserem Schuldach. In den Pausen auf dem Schulhof kamen auch Spiele vor, die es später nicht mehr gab, wie Paarlauf, Beilauf oder das Drei-Steine-Fussballspiel.

Mein Onkel Walter wurde als Ingenieur einer hannoverschen Brückenbaufirma in der Ukraine eingesetzt. Von dort schickte er uns Ende Oktober 1942 ein Paket mit acht Eiern, jedes verpackt in Zeitungen mit hebräischer Schrift. Bei einem Heimaturlaub erzählte er meinem Vater, diese Zeitungen stammten von den Juden, die er beim Bau einer Brücke über den Dnjepr zu über-

wachen hatte. Später wurden die armen Leute in einer Grube durch Genickschuss getötet. Er habe das selbst gesehen.

Fräulein Hermes leitete uns in der Adventszeit dazu an, Soldaten an der Front Pakete zu schicken. Mit ihrer Geige übte sie mit uns das von den Machthabern geförderte Weihnachtslied «Hohe Nacht der klaren Sterne» ein. Als ich es zu Hause vorsang, gefiel das besonders der Frau des SS-Mannes. Zu dieser Zeit trat erstmals in den Publikationen, erst für Kinder, dann auch für Erwachsene, der «Kohlenklaw» auf, jene Fratzen-gestalt mit Schiebermütze, mittels der zu äusserster Sparsamkeit mit Strom und Gas und zur strikten Einhaltung der Verdunkelung aufgefördert wurde.

Der Dentist Grosse in der Bergstrasse arbeitete ganz ohne elektrischen Strom. Nach dem Prinzip einer Tretnähmaschine bohrte er in meinem Zahn. Das schmerzte sehr.

Er berichtete, ein Patient habe ihn einmal in Panik ergriffen und ihn aus dem zweiten Stock stürzen wollen, doch er habe sich noch am Fensterkreuz des Fachwerkhauses festhalten können. Verwundete Soldaten, denen er im Lazarett zerschossene Kiefer repariert hatte, durften nicht so zimperlich sein.

In diesem Winter verfolgte ich aufmerksam die Wehrmachtsberichte in Radio und Zeitung. «Warum wird denn nichts mehr von Stalingrad gemeldet?» fragte ich mich. Es war aus mit dem Vormarsch im Osten.

Mein Onkel Walter gab meinem Vater einige Adressen aus Celle mit. Die hatten sowjetische Flugzeuge abgeworfen. Mein Vater besuchte mit mir daraufhin die Frau eines Oberleutnants in einer Strasse neben dem Stadtfriedhof. Diese war hocheifrig, als sie hörte, dass ihr Mann noch lebte, wenn auch in Gefangenschaft. Doch wissen durfte das wegen der Informationsquelle kein anderer.

Am 23. August 1943 besuchte ich zum ersten Mal die Oberschule für Jungen am Nordwall. Ein drahtiger, ehemaliger Rektor der

katholischen Schule, bis auf Fremdsprachen ein Allround-Pauker, aus dem in Deutscher Grammatik, Mathematik und Erdkunde nur so die Begriffe, Lehrsätze, Nebenflüsse und Inselgruppen heraussprudelten und der mit seinen 60 Jahren noch eine Riesenfelge am Reck vollführte, beugte sich über das Klassenbuch: «Konfession?» fragte er jeden Einzelnen.

Mein Nachbar und viele andere sprangen auf, legten die Hand an die Hosennaht und riefen «Gottgläubig, Herr Studienrat!» – «Was ist denn das?» überlegte ich.

«Wer ist nicht im Jungvolk?» fragte er weiter. Als einziger und Jüngster im Raum sprang ich auf und legte ebenfalls die Hand an die Hosennaht: «Ich, Herr Studienrat!»

«Warum denn nicht?»

«Weil ich noch keine zehn bin, Herr Studienrat.»

Bei den schweren Luftangriffen auf Hamburg war auch unsere Feuerwehr im Einsatz gewesen. In den Gärten und auf dem Lande bauten viele jetzt Erdbunker. Ein Gleichaltriger zeigte mir stolz das Labyrinth seiner Familie, in dem sie zwischen den Stützbalken eine kleine Wohnungseinrichtung untergebracht hatten.

An einem Sonntagmorgen erschienen zwei junge Ostarbeiter in unserem Garten. Der 15jährige war schwächig und lebhaft, der 19jährige mit rundem Gesicht und braunen Schlitzaugen, beide aus Simferopol auf der Krim.

«Seid ihr freiwillig hergekommen?» wollte Vater wissen.

«Kam ein kleiner Chef, schrieb auf, und morgen weg.»

«Was macht Stalin?» fragte mein Vater weiter.

«Der sitzt im Kreml und kaut Priem.»

Die beiden erhielten, wie gewünscht, ihren halben Zentner Kartoffeln. Über ihre Arbeit im Garten war Vater nicht begeistert. «Hier kannst du genau sehen, wo Russland anfängt», sagte er, indem er auf den Boden zeigte.

Später traf er den Jüngeren wieder. Er habe inzwischen 26 Briefe und sogar Pakete von zu Hause erhalten, berichtete er.

Wenn Russen oder Amerikaner kämen, würde er als Freiwilliger abgemurkst, meinte er mit einer typischen Handbewegung am Hals und schmunzelte dennoch dabei.

Vor und nach den Ferien und bei vielen anderen Gelegenheiten gab es Fahnenappelle auf dem Schulhof. Dabei mussten wir das ganze Deutschlandlied singen, danach die erste Strophe des Horst-Wessel-Liedes, manchmal auch alle drei.

Der Direx schikanierte uns noch mit einem zusätzlichen Lied «Auf hebt unsere Fahnen», «Nur der Freiheit gehört unser Leben» oder «Ein junges Volk steht auf, zum Sturm bereit». DAS höchst Unbequeme dabei war, dass während der ganzen Zeit der ausgestreckte Arm nicht gestützt werden durfte. Unsere alten Studienräte winkelten ihn einfach an.

Wir benutzten «germanische» Begriffe wie «Artgewicht, Nachschrift, Niederschrift, Lebenskunde, Leibesübung, Wasgenwald, Rüster, Hartung, Hornung» für «spezifisches Gewicht, Diktat, Aufsatz, Biologie, Sport, Vogesen, Ulme, Januar, Februar».

In Mathematik wurde uns folgende Aufgabe gestellt:

Ein Geisteskranker kostet die Allgemeinheit täglich acht Reichsmark; a) Was kostet er in 40 Jahren?

b) Was kosten die Geisteskranken in Deutschland in einem Jahr, wenn man berücksichtigt, dass es 1935 nach der Zählung 199'028 Geisteskranke gab?

Ich fand die richtige Antwort: zu a) 116'800 Reichsmark, zu b) 581'161'760 Reichsmark.

Im nächsten Jahr, 1944, wurde ich an Hitlers Geburtstag ins Jungvolk aufgenommen. Die Qualität der Uniform begeisterte mich. Einen solch guten Stoff bekam man nirgends mehr. Weil meine Mutter alle anderen Sachen in der Wäsche hatte, schickte sie mich einmal mit dem Braunhemd in die Kirche. Auf der langen Birkenallee nach Gross-Hehlen sprachen mich die anderen Kinder an: «Weisst du nicht, dass das verboten ist?»

Doch Pastor Sellhorn klopfte mir während des Kindergottesdienstes auf die Schulter und berührte damit eine «Uniform des Führers», weil ich so schön «Befehl du deine Wege» aufsagen konnte.

Der Luftkrieg nahm an Heftigkeit zu. Uns wurde verboten, gefundene Füllfederhalter aufzuheben, weil das vom Feind abgeworfenes Explosionsmaterial sein könnte. Oft mussten wir uns bei Alarm im Heizungskeller der Schule aufhalten. Die oberen Klassen verkleinerten sich zusehends. Viele unserer Mitschüler wurden eingezogen, und manche waren schon gefallen, am Ende über zweihundert. «Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod», blies ein Trompeter nach dem Kriege für sie. In der Aula stimmten wir in den letzten Kriegsmonaten oft das Lied Rudolf Alexander Schröders an: «Heilig Vaterland in Gefahren. Deine Söhne steh'n, uns zu wahren.»

Einen geheimen Wunsch hatte ich, vielleicht durch den Englisch- und Erdkundeunterricht hervorgerufen: zwei oder drei Engländer mit ihren flachen, tellerförmigen Stahlhelmen auf dem Kopf sollten einmal mit unserer Familie am Küchentisch sitzen und mit uns zusammen daraus Griessbrei essen. Die Einquartierung erfolgte später wirklich.

Doch bis dahin floss noch viel Wasser die Aller hinunter...

[Hermsdorf im Riesengebirge*), Schlesien;
1940]

Gertraude Wortmann

Vera

An einem Montag, nach dem Flaggehiszen, kam Vera in unsere Klasse. Der Lehrer schob sie mit dem Stock beiseite und zeigte auf mich: «Setz dich neben Gertraud.»

Er hatte es mit den Germanen und erklärte, mein Name bedeute «mit dem Speer vertraut» oder «Kämpferin». Er nannte mich oft so. Ich war froh, nicht Ruth oder Sarah zu heißen, solche Namen mochte er nicht. Früher, als er noch die Orgel spielte, hatten wir «Herr Kantor» zu ihm gesagt. Jetzt war er der «Herr Hauptlehrer» und gab auch keinen Religionsunterricht. Dazu kam ein junger Vikar in die Schule.

Vera sass brav, mit gefalteten Händen da. Sie war ein Lackschuh-Mädchen, das sah ich gleich. Mit weissem Kragen und Punktekleid. Ich versteckte meine nackten, braunen Füße unter der Bank. Dicke Zöpfe, rote Backen und Schürze, das war ich, ein Barfuss-Mädchen. So teilte ich ein.

Ich musste sie ansehen. Dunkle, offene Korkenzieherlocken, mit einer silbernen Spange an der Seite, und so feine Hände, das hatte keine von uns.

In der Pause blieb Vera neben dem Klo stehen, da war eine Nische. Ich wollte sie wegziehen, weil es da stank. Aber sie blieb dort. Die Jungen starrten herüber und stupsten sich an. Vera guckte mit ihren schwarzen Augen zur Seite.

Im Unterricht wurde es laut, und ich kam oft dran. Ich war Klassenerste. Vera meldete sich nicht einmal. Sie sass wieder

*) heute Sobieszów in Polen

sehr gerade und sagte kein Wort. Ihre Hände kneteten dauernd ein weisses Tüchlein mit schöner Häkelspitze. Ich wollte sie so viel fragen. «Später, wenn sie nicht mehr so fremd ist», dachte ich.

Zum Schulschluss hielt ich sie am Arm fest. «Soll ich dich um drei Uhr abholen, zum Dienst? Dann brauchst du das erste Mal nicht alleine gehen.»

«Über'm Laden vom Krause-Schlosser wohnt sie», wisperte mir die Tilo zu, die im Nebenhaus wohnte. Ich wollte noch «Tschüss» sagen, aber Vera war schon weg.

Am Nachmittag ging ich die dunklen Treppen im Hinterhaus hoch. Ich wunderte mich sehr, dass ein so feines Mädchen hier wohnte. Oben gab es nur eine Tür. Auf einem Pappkärtchen stand mit der Hand geschrieben: L. v. Ondra. Ich klopfte und rief laut nach Vera, aber niemand machte auf. Dabei war ich sicher, dass Vera in der Uniform toll aussehen würde.

Am nächsten Morgen kam Vera erst beim Klingelzeichen. «Wo warst du? Ich hab' so laut gerufen, du musst doch zum Dienst», drängte ich sie.

«Ich konnte nicht», sagte sie und zerrte an ihrem Tüchlein.

In der ersten Stunde hatten wir Religion, aber keiner hörte zu. In der Pause, ich stand bei Vera in der dunklen Ecke, winkte mich der Lehrer zu sich. Er hatte Aufsicht. «Hier nimm, du hast doch wieder nichts!» Dabei warf er mir sein fein verpacktes Frühstücksbrot zu. Ich knickste und freute mich. Das machte er oft. Ich hatte nie Brote mit.

In der nächsten Stunde dann, wir sprachen gerade über den Kampf ums Dasein, stand der Hauptlehrer plötzlich vor Vera. Er knallte mit dem Zeigestock auf den Tisch. Heftig, immer wieder. Ich lümmelte gerade. Er zerrte sie am Arm aus der Bank und brüllte auf sie ein: «Pass auf, du, und schlaf hier nicht!»

Er schimpfte sehr laut und zischelte. Er spuckte dabei Tröpfchen. Vera stand da und starrte erschrocken in sein Gesicht. Ich wagte nicht zu mucksen. So böse hatte ich ihn noch nie gesehen, er war mein Lieblingslehrer.

«Nicht schlagen», dachte ich, «bloss nicht schlagen!»

Plötzlich hörte er auf und brummelte noch: «...hier nichts verloren», dann war's ganz still in der Klasse.

Vera zitterte so sehr, dass die Bank wackelte. Sie weinte nicht, jedenfalls kamen keine Tränen. Nur ihr Tüchlein war ein feuchter Klumpen.

Am nächsten Tag fehlte Vera. «Sie wird krank sein von dem Schreck», überlegte ich.

Am Freitag, auf dem Weg zum Konfirmandenunterricht, lief ich schnell die dunkle Treppe zu ihr hoch. Das Namensschild war weg. Nur noch die Reisszwecke steckte im Holz. Ich rief nach Vera und trommelte mit den Fäusten, aber niemand kam.

Da fragte ich unten im Laden nach ihr.

«Die sind weg», sagte der Verkäufer. «Aber sie sind doch erst angekommen, und warum hat sie mir nichts gesagt?»

Der Mann hob nur die Schultern. «Was fragste mich, ich weiss nichts, rein gar nichts», dabei ging er nach hinten.

Ich war sehr traurig und verwirrt. Ich mochte Vera. Ich dachte noch viel an sie. Sie hatte ausgesehen wie die Tänzerin auf Tante Gustis Vertiko.

(Weitere Erinnerungen dieser Autorin finden Sie in den Bänden «Kindheit 1918-1933», «Kindheit 1933-1939» und «Jugend 1945-1950» der Reihe ZEITGUT

[Hamburg – Görlitz;
1939-1945]

Agnes Setzepfand

«Der Krieg ist ausgebrochen»

Der Morgen des 1. September 1939 ist wie jeder andere. Meine Mutter setzt mich auf den Schieber, der sich aus dem eingebauten Küchentisch herausziehen lässt, und bereitet das Frühstück. Bäcker Janowitz hat frische Rundstücke gebracht und sie im vorbereiteten Beutel an die Wohnungstür gehängt. Sie sind noch warm. Heil und friedlich ist der Morgen. Ich fühle Sonnenstrahlen auf meiner Haut und geniesse den Augenblick, das Geborgensein, das Behütetwerden von Mamas Liebe. Morgens nimmt sie sich Zeit für mich, macht mich zu ihrer Gesprächspartnerin. Ich bin ja auch schon gross. In zwei Monaten werde ich fünf Jahre alt.

Inzwischen ist das Frühstück fertig. Ich trinke meinen Kakao und geniesse mein Brötchen. Es ist mit Butter bestrichen. Zucker ist darauf gestreut. Mama verteilt ein wenig von ihrem heissen Tee darauf, so dass die Butter weich wird. Lecker.

Draussen fährt ein Schutzmann. Die Sonne beglänzt seinen schwarzen Tschako. Mama öffnet das grosse Küchenfenster. Der Mann steigt vom Fahrrad. Er sagt: «Der Krieg ist ausgebrochen.»

Ich verstehe nichts von dem folgenden Gespräch, fühle nur dunkel Angst und Entsetzen. Plötzlich weiss ich, was auch immer das Bedrohliche sein mag, unser Leben wird nie mehr so sein, wie es war.

Lautes Klagen. Mama kann so gut jammern. Ich bekomme wieder Bauchschmerzen, aber ich beisse die Zähne zusammen, traue mich nicht, es zu sagen, bin klein, ohnmächtig, zähle nicht.

Überall, besonders im Radio, Kriegsgeschrei, Begeisterung, Führergebrüll. Polen zerschlagen, unsere Truppen in Paris. Vati erwartet seinen Stellungsbefehl. Er hat Angst, zu spät zu kommen.

Schliesslich wird er eingezogen und kommt zur Ausbildung nach Munster Lager. An Wochenenden kommt er in seiner schicken Leutnantsuniform nach Hause. Mama und ich gehen stolz an seiner Seite. Toll finde ich es, wenn Soldaten vor uns die Hacken zusammenschlagen und die Hand an die Mütze heben. Ich fühle mich so wichtig. Ich bin wohl doch eine verwunschene Prinzessin.

Täglich tönen Hitlers markige Worte aus dem Volksempfänger. Ich hasse diese Ansprachen, weil dann absolute Ruhe geboten ist. Meine Mutter ist ein Hitler-Fan, wobei ihr Interesse mehr dem Mann gilt, als seiner Politik. Wann immer er zu Kundgebungen nach Hamburg kommt, macht sie sich mit dem sogenannten Hitlerhocker – das ist ein aus Latten gezimmerter, zusammenlegbarer Hocker – auf, um das Idol aus der Nähe zu erleben.

In der NS-Frauenschicht ist sie als Kulturreferentin aktiv. Ihre Aufgabe besteht darin, vaterländische Gedichte zu deklamieren. Sie nimmt Sprechunterricht und probt täglich ihre Texte: «Mein deutsches Land, nur nicht verzweifeln, dringt dir die Axt in Mark und Bein, der Frühling heilt einst deine Wunden, es gibt auch wieder Sonnenschein.»

Ich mag meine Mutter in diesen Augenblicken nicht. Das Pathos macht sie unnatürlich und bedrohlich fremd.

Schon bald sind wir wieder erwacht aus dem Rausch der Anfangserfolge. Krieg ist kein Abenteuer. Jede Nacht das Heulen

der Sirenen, das Brummen der feindlichen Flugzeuge über Hamburg. Das heisst aufstehen. Es ist kalt.

Wir greifen schlaftrunken nach den bereitstehenden Koffern und gehen mit den wichtigsten Sachen in den Luftschutzkeller. Ich halte meinen Puppenkoffer und meine Puppe Günter im Arm. In unserem Keller sind zweistöckige Betten für die Kinder aufgestellt. Die Erwachsenen sitzen auf Stühlen. Ich klettere zu



Meine Mutter und ich sind stolz auf meinen Vater in seiner Leutnantsuniform.

meiner Freundin Lilo, und wir spielen Karten oder mit unseren Puppen. An Schlaf ist nicht zu denken.

Hin und wieder kommt einer der Nachbarn auf Urlaub. Dr. Dätz hat Kaffee mitgebracht. Eine Tasse dieses duftenden Getränks macht unter den Begeisterten die Runde. Man kommt sich näher, hört sich zu. Es wird über die Angriffe gesprochen, die Front, Tote. Wir hören zu. Es ist gruselig. Alt sind wir Kinder plötzlich, Greise.

Verlässt jemand den Keller, so schleichen wir hinterher. Tief-schwarze Nacht. Am Himmel Lichter, in Geschwadern angeordnet, wie Sterne eigentlich, wenn sie nicht so bedrohlich über uns hinwegbrummen würden. Hin und wieder feurige Kugeln, Krachen. Morgen werden wir für unsere Sammlungen Splitter finden, wenn wir in den Bombentrichtern unsere Höhlen bauen.

Im Juli 1943 fliehen wir vor den Bombenangriffen zu den Tanten Frieda und Käthe nach Görlitz. Meine Mutter ist hochschwanger.

Die Züge sind überfällt. «Unsere Räder rollen für den Sieg», so steht es mit weisser Schrift an den Zügen. Wir werden in ein für die Wehrmacht reserviertes Abteil geführt. Trotzdem ist die Reise anstrengend. Am nächsten Tag wird meine Schwester Margret geboren.

Ich gehe jetzt in eine fremde Schule. Sechzig Kinder sind in der dritten Klasse, Jungen und Mädchen, denn es herrscht Lehrermangel. Die Männer sind an der Front.

Endlich können wir die Nächte durchschlafen, und es gibt regelmässigen Unterricht, was in Hamburg wegen der Angriffe schon lange nicht mehr möglich war.

Ich spiele mit Gudrun, der Tochter des Chefarztes des nahegelegenen Lazarettts. Bald ist mir das ganze Krankenhaus vertraut. Hier gibt es viele junge Soldaten. Mit einigen freunden wir uns an. Trotzdem erschreckt es mich immer wieder, wenn ich Männer sehe, die an Krücken gehen, ein Hosenbein mit Sicher-

heitsnadeln hochgesteckt, oder andere, die bis zur Unkenntlichkeit bandagiert sind.

Einmal gucken wir neugierig durch ein halb geöffnetes Kellerfenster: Gruftige Kühle schlägt uns entgegen. Eine Krankenschwester führt eine schwarzgekleidete Frau an eine Bahre. Sie schlägt ein weisses Laken zurück. Von Entsetzen gepackt, renne ich weg. Ich habe zum ersten Mal einen Toten gesehen! Täglich habe ich auf der Toilette auf dem in handliche Stücke geschnittenen Zeitungspapier die Todesanzeigen gelesen: «Soundso gefallen fürs Vaterland, gefallen auf dem Felde der Ehre.»

Gefallen hört sich ja harmlos an, aber das Bild aus dem gruseligen Keller, das ist Wirklichkeit, Grauen, endgültig, das ist der Tod.

Im Spätherbst fahren wir nach Hause. Unvergesslich ist mir das Ankommen in Hamburg. Ab Harburg fährt der Zug im Schrittempo durch eine Trümmerwüste. Ich stehe auf dem überfüllten Gang und drücke mein Gesicht unter dem Arm eines Mannes hindurch an die Fensterscheibe. Schmutz und Staub, Ruinen mit drohend aufgerichtetem Balkongeländer, Badewannen an Rohren hängend, Kinderschuhe im Schutt, Reste von Tapeten, die im Wind flattern und die Bestimmung eines ehemaligen Raumes erkennen lassen.

Wilhelmsburg, Veddel, alles sieht gleich aus, und überall schmutzige, graue Frauen mit Schaufeln und Schubkarren.

Ich kann vor Entsetzen kaum atmen, aber in Panik gerate ich, als ich die Erwachsenen weinen sehe. Am total zerstörten Hauptbahnhof – meine Grosseltern. Endlich etwas Vertrautes. Sie sind zu Fuss gekommen, denn die U-Bahn fährt nicht, drei Stunden haben sie für den Weg gebraucht.

Irgendwie schaffen wir es, nach Hause zu kommen. Es gibt einen Pendelverkehr mit Lastwagen. Streckenweise können wir auch die Strassenbahn benutzen.

Nach Hause, das heisst, in eine Dreieinhalb-Zimmer-Wohnung zurückzukehren, in die nach der Ausbombung unsere Putz-

frau, Tante Walther mit Mann, Tochter und Nichte eingezogen sind. Meine Mutter nimmt es mit Humor. Immerhin haben wir keine fremden Leute in der Wohnung wie alle anderen Nachbarn, deren Wohnraum für die Ausgebombten beschlagnahmt wurde.

Ein Gutes hat die Einquartierung für uns. Endlich können wir ein Telefon beantragen, weil Herr Walther es aus geschäftlichen Gründen braucht. Wir können es auch behalten, als Walthers bald nach Lüneburg umziehen. Im Haushalt hilft uns jetzt das Pflichtjahrmädchen Hildegard.

Häufiger Gast bei uns ist Frau Schmidt, eine etwas halbseidene Dame, die gut nähen kann. Das ist nötig, denn ich bin aus allen Sachen herausgewachsen, und zu kaufen gibt es nichts. So wird aus zwei Kleidern eines gemacht, und die Uniformen meines Vaters aus dem Ersten Weltkrieg werden zu Kindermänteln und Hosen verarbeitet, während Zarah Leander aus dem Volksempfänger röhrt: «Ich weiss, es wird einmal ein Wunder geschehn», und Lale Andersen Lili Marleen vor das grosse Tor der Kaserne schickt.

Die Schlager haben den Krieg zum Thema, «Hörst du mein heimliches Rufen» oder «Komm zurück». Die Lieder werden so häufig gespielt, dass ich die Texte bis heute im Ohr habe.

Lange schon habe ich mich auf die BDM-Zeit gefreut. Wann immer die BDM-Mädchen im Park gegenüber ihre Wettspiele machen, sind wir kleineren dabei.

Oft werden wir mit einbezogen, was uns besonders mit Stolz erfüllt. Wir üben Laufen, Werfen und Springen, denn natürlich wollen wir bald das schwarze Tuch mit dem Lederknoten tragen, und das setzt bestimmte sportliche Leistungen voraus.

Zu Beginn des Jahres 1945 werde ich zum BDM herangezogen. Ich erbe eine fast abgetragene Uniformjacke von einer Nachbarin. Aus einem Oberhemd wird mir eine weisse Bluse genäht. Mein dunkler Rock passt vom Schnitt her nicht zur Uniform.

Die Gruppenabende mit ihren Schulungen finde ich langweilig. Von Zelttouren mit Lagerfeuerromantik ist nicht mehr die Rede. Ich freue mich, wenn das Treffen ausfällt.

Im Februar 1945 erscheint Tante Frieda. Sie hat meiner Mutter versprochen, zur Geburt meiner jüngsten Schwester zu kommen. Sie war mit ihrer Schwester von deren Rittergut bei Liegnitz vor den Russen geflohen und hatte sich unterwegs von dem Treck abgesetzt, um schnell nach Hamburg zu kommen.

Am 24. Februar wird meine Schwester Christa geboren, während eines Luftangriffs. Im Keller, unter primitiven Bedingungen, muss der Kaiserschnitt gemacht werden. Die Wunde eitert und will und will nicht heilen. Wochenlang kommt täglich die Gemeindeschwester zur Wundversorgung und zum Verbinden.

Trübe ist der Tag, an dem Opa kommt, trübe ist alles im Haus, denn Mutti liegt in der Klinik mit meiner kleinen Schwester. Opa wirkt fremd, bedrohlich und furchterregend. Tränen laufen ihm über die Wangen: Oma ist gestorben.

Tante Frieda schluchzt. Meinem Vater zittert die Unterlippe, wie immer, wenn ihn etwas anrührt. Um mich kümmert sich niemand. Ich gehe nach draussen und laufe durch den kahlen Laubwald auf dem Weg, den ich in frohen Tagen an der Hand meiner Mutter zu den Grosseltern gegangen bin.

Friedhof Ohlsdorf. Ich soll jetzt von meiner Oma Abschied nehmen. Wir gehen in einen düsteren Raum. In der Mitte steht der Sarg. Meine Oma sieht aus, als schliefe sie. Nur blass ist sie, wächsern, fremd, schon so weit weg. Sie trägt ein Nachthemd aus Papier und ist mit einer Papierdecke zugedeckt. Es ist ja Krieg. Ganz flach liegt sie da, als hätte sie gar keinen Körper, die Hände auf dem Bauch gefaltet. Sie halten einen Blumenstrauss. Oma macht mir angst.

Mir wird übel. Opa weint laut. Das ist für mich aber nicht so schrecklich, denn ihn habe ich schon oft weinen sehen.

Tante Friedas Schluchzen ist mir zwar unangenehm, aber nicht so beängstigend wie mein Vater: er hält sich am Sarg fest und weint. Das Unmögliche passiert. Mein Vater, der für mich immer wie ein Gott gewesen ist, sitzt da, hilflos und allein mit seinen Tränen. Es ist, als drücke mir etwas den Brustkorb zusammen.

Schliesslich erscheint ein schwarzgekleideter Herr und führt uns hinaus. Wir gehen zur Kapelle sieben. Der Weg ist weit. An den Abschiedsgottesdienst erinnere ich mich nicht. Es ist kalt, und Pastor Horn ist dick.

Der Sarg wird von seltsam gekleideten schwarzen Männern hochgenommen und auf eine Bahre gelegt. Wir folgen dem Sarg. Vati geht neben Opa, dann komme ich an der Hand von Tante Frieda. Uns folgen viele schwarzgekleidete Leute.

Schliesslich kommen wir an ein tiefes, schwarzes Loch. Langsam wird der Sarg von den unheimlichen Männern hinabgelassen. Opa fangt an zu schreien. Vati führt ihn beiseite. Mir wird eine Schaufel in die Hand gedrückt. Drei Schaufeln Erde werfe ich in das Grab und erschrecke über den dumpfen Aufprall auf dem Holz, über den hohlen Klang.

Sicher haben wir noch zusammen gegessen, und wahrscheinlich hat mein Vater dann den schweren Gang in die Klinik gemacht. Ich weiss nur, dass ich zum ersten Mal erlebt habe, wie sich Erinnerung, Vergangenheit anfühlt, was Abschied bedeutet.

Als sich die Lage an allen Fronten dramatisch zuspitzt, ziehen wir in das Haus meines Grossvaters. Wir fürchten den Einmarsch der Engländer, haben Angst um unser Leben. Wenn es zum Äussersten kommt, wollen wir wenigstens alle beieinander sein.

Eines Tages kommt mein Vater mit seinem Adjutanten. Aufgrund seiner vielen Magengeschwüre war er vor Monaten in die Kaserne nach Wentorf bei Hamburg versetzt worden. Er bringt uns grüne Wolldecken und viele Schachteln Schoca Cola aus Ar-

meebeständen, denn die Übernahme der Kaserne durch die Engländer steht bevor. Die coffeinhaltige Schokolade bekommt uns schlecht, zumal wir uns alle darauf stürzen.

Gott sei Dank wird Hamburg kampflös übergeben. Ich erinnere mich an die bewegenden Abschiedsworte des Gauleiters Kaufmann. Wir sitzen um den Küchentisch herum und weinen.

Kaufmann hat eine grosse Menge Lebensmittel freigegeben. Tante Frieda kocht mit Backpflaumen gefüllte schlesische Speckknödel, über die ich mich hermache wie ein wildes Tier. Bald wird mir übel. Tagelang bin ich sterbenskrank. Aber der Krieg ist endlich vorbei.

(Weitere Erinnerungen dieser Autorin finden Sie im Band «Kindheit 1945-1950» der Reihe ZEITGUT



KARL KAUFMANN
Gauleiter und Reichsstatthalter

Hamburg, Vorweihnacht 1942

Liebe Hamburger Soldatenkinder!

Um vorigen Jahr habe ich zu Weihnachten allen Kindern aus Hamburg, deren Vater als Soldat für unser Volk und unser Land hinausgezogen ist, dadurch eine kleine Freude machen wollen, daß ich sie alle einmal ins Weihnachtsmärchen einlud. Ich weiß, daß Euch das sehr viel Freude gemacht hat.

Weil auch in diesem Jahr nun die Hamburger Soldatenkinder sich so tapfer verhalten haben, wenn bei Tage oder Nacht einmal Fliegeralarm war, und weil ich auch in diesem Jahre Euch wieder eine Freude machen möchte, lade ich Euch nun zum zweiten Male alle zusammen wieder ins Weihnachtsmärchen ein. In allen Hamburger Theatern sind von mir nur für Euch Plätze bestellt. Die Theaterkarten schicke ich gleich mit diesem Brief mit, damit Ihr rechtzeitig wißt, in welches Theater Ihr geht. Wenn Ihr gerade zu der Zeit, in der das Theater beginnt, Schule habt, fällt für Euch die Schule aus. Mit Euren Lehrern habe ich das alles besprochen. Ihr müßt mir aber versprechen, Euch Mühe zu geben,

das nachzuholen, was *Ihr* in der Schule versäumt habt. Ich weiß ganz bestimmt, daß Euch das auch gar nicht so schwer fallen wird, weil Euch der Lehrer und die Lehrerin dabei helfen werden.

Das, liebe Hamburger Soldatenkinder, ist in diesem Jahre mein Weihnachtsgeschenk für Euch. Ich glaube ganz bestimmt, daß es Euch Freude machen wird und daß *Ihr* hinterher viel davon erzählen könnt. Ich wünsche Euch allen, daß *Ihr* eine schöne Weihnacht habt.

Heil Hitler!

Karl Kaufmann

Doris Ziegenrucker

«*Betteninspektion!*»

Im Jahr 1940 wurde mein Vater, Berufsoffizier, von Landsberg am Lech nach Strassburg versetzt. Direkt neben seiner Dienststelle erhielt er eine Wohnung für die ganze Familie, und so siedelten wir im Herbst 1940 für ein halbes Jahr nach Strassburg um. An die erste Zeit denke ich voller Schaudern. Ich hatte Läuse und kam zur Schule.

Die Läuse entdeckte meine Mutter einige Stunden vor unserer Abfahrt nach Strassburg, sie umwickelte meinen Kopf mit einem grossen Tuch und hoffte, dass alle unsere Mitreisenden schlechte Augen hätten.

Der erste Auftrag für den Feldwebel, der uns vom Zug abholte, lautete: «Goldgeist für Doris! Ja, schauen Sie doch nicht so entgeistert, Doris hat Läuse!»

Den ersten Abend in unserem neuen Heim verbrachte ich mit Goldgeist auf den Haaren, abgedeckt mit einem grossen Tuch, unter dem die Läuse verzweifelte Fluchtversuche vor der ätzenden Flüssigkeit starteten, doch vergebens. Am nächsten Tag wurden meine langen, dicken Haare mit einem feinzinkigen Läusekamm durchforstet, um auch das kleinste Nisschen zu entfernen, und dann war die Tortur für mich und die Läuse beendet.

Kaum hatte ich mich davon erholt, musste ich auch schon zur Schule, eine finstere, stinkende Zwingburg voller schrecklicher Lehrerinnen mit schwarzen Brillen, gelber Haut und Stehkra-

gen. Die ganze Schule stank nach Öl und Angstschweiss, letzterer sicher von mir, denn da sass ich nun mit meinen sechs Jahren als feindliches Okkupantenkind zwischen lauter Französisch sprechenden Elsässerkindern, denen der Abscheu vor mir aus den Augen brannte.

Die Wege zur Toilette waren so unermesslich weit und kompliziert, und ich war damals schon kurzsichtig, ausserdem fürchtete ich, in dieser Schreckenswelt noch schlimmeren Ungeheuern zu begegnen, so dass ich mir einmal vor lauter Angst in die Hosen pinkelte. Den ganzen Weg nach Hause heulte ich Rotz und Wasser vor lauter Scham, Angst und Abscheu.

Doch dort gab es auch lustige Stunden. Die Freundin meiner sehr jungen und übermütigen Mutter kam zu Besuch, und die beiden trieben den ganzen Tag zusammen Schabernack wie zwei kleine Mädchen. Sie fuhren mitten in der Nacht mit dem Aufzug immer hinauf und hinunter, sie kicherten im Treppenhaus und ärgerten die Concierge.

Unsere Wohnung in Strassburg war geräumig und luxuriös, mit Zentralheizung und einem grossen Bad, so lebten wir sehr gemütlich in diesem schrecklich kalten Winter.

Mein Vater brachte nach einer Fahrt nach Landsberg die Hiobsbotschaft mit, dass zu Hause die Wasserleitung in der Toilette durch den starken Frost geplatzt war.

Diese Wohnung in Strassburg muss von unserem Vormieter fluchtartig verlassen worden sein, er konnte offensichtlich nur das Notwendigste mitnehmen, wenn überhaupt irgendetwas, da sich sogar noch die elegante Diwanpuppe, Gläser und Geschirr vorfanden. Als ich mir später darüber Gedanken machte, stellte ich mir vor, dass unser Vormieter ein Jude gewesen sein könnte, dem vielleicht noch die Flucht vor den Gestaposchergen gelungen ist.

Im Keller entdeckten mein Bruder und ich einen Zahnarztstuhl, mit dem wir ein bisschen spielten, immer hoch hinaufgepumpt, Mund auf: Brrr, brrr, den Bohrer imitiert, doch wurde

uns dieses Spiel rasch langweilig, weil wir Zahnärzte überhaupt nicht leiden konnten.

Kurz nach Weihnachten verfügten wir noch über einen ansehnlichen Vorrat an weniger essenswerten Keksen. Mit ihnen futterten wir am Abend, wenn uns unsere unverständigen Eltern mal wieder viel zu früh ins Bett geschickt hatten, durch die breite Türritze hindurch unser Hündchen Petit, der auf der anderen Türseite derart heftig kratzte und scharrte, dass das Parkett nachher gestreift war.

Zudem hatte dieses Untier die Angewohnheit, die Seidenstrümpfe meiner Mutter und meiner Tante, die sie über die Heizkörper zum Trocknen gehängt hatten, so abzuknabbern, dass am Morgen nur noch fusslose Schläuche übrig waren. Dasselbe Spiel trieb er mit meiner wunderschönen Elsässer Trachtenpuppe, deren Lackschuhe, weisse Socken und Zelluloid-Zehen seinen spitzen weissen Zähnen zum Opfer fielen.

In Strassburg passierte auch die komische Sache mit meinem Vater, die sofort in die Kategorie Familienanekdoten aufgenommen wurde:

Es war sieben Uhr früh an einem kalten Sonntagmorgen. Vater und Mutter lagen friedlich schlafend im Bett. Plötzlich sprang mein Vater mit einem wilden Satz aus den warmen Federn und rief laut: «Das will ich aber jetzt wissen!», rannte durch die Wohnung, riss die Tür auf, und weg war er.

Meine Mutter sass hellwach und recht verduzt im Bett, als nach einigen Minuten die Tür wieder aufging, und mein Vater in seinem gestreiften Schlafanzug wieder hereinkam, leicht zerknirscht und ein wenig erheitert.

Auf ihre Frage, was denn eigentlich los gewesen wäre, erzählte er: «Ich habe geträumt, dass der Luftschutzwart gekommen sei und behauptete, dass ich meine Fenster nicht korrekt abgedunkelt hätte. Ich sagte zu ihm: ‚Das will ich aber jetzt wissen!‘ Also bin ich die drei Treppen hinuntergerannt, hinaus auf die Strasse und habe zu den Fenstern hinaufgeschaut. Plötzlich bemerkte ich, dass es hellichter Tag ist, und dass die Passanten

mich sehr erstaunt musterten. Das machte mich stutzig, und ich schaute an mir herunter – da erst merkte ich, dass ich im Pyjama auf der Strasse stand!»

Als grössten Luxus besass diese Wohnung ein Telefon. Wenn wir drüben auf der anderen Strassenseite unseren Vater in seinem Büro am Schreibtisch sitzen sahen, wählten wir seine Nummer, konnten beobachten, wie er den Hörer abhob und uns dann zuwinkte.

Wir waren sehr froh, als wir aus dem Feindesland wieder in unser geliebtes Landsberg zurückkehren durften, trotz Lift, Schlagsahne und Schokolade. Zum Ausgleich dafür schickte uns Vater jeden Sonntag per Zug eine kleine Kiste mit Obst. Mal brachte der Gepäckträger vom Bahnhof Mandarinen, eine Woche später Birnen, dann wieder Pflaumen, so fehlte es uns an nichts.

Wenn er auf Urlaub kam, bedeutete das für uns immer ein Fest, fast wie Weihnachten. Einmal brachte er meinem Bruder Klaus einen riesigen eisernen Dampfer mit, dann wieder französische Soldaten, Spahis (französische Wüstenreiter) aus Bakelit.

Meine Mutter bekam wunderschöne Kleider und Schuhe, Parfum und Seifen. Manchmal schickte er auch grüne Kaffeebohnen, die sie langsam auf dem Herd in einer eisernen Pfanne röstete, wir kauten ab und zu eine davon.

Wir dehnten unser Spielrevier über die ganze Stadt aus, es gab keine Mauer, keine Höhle und keinen Turm an der alten Stadtmauer, die wir nicht untersucht hätten. In den Höhlen rauchten wir Lianenzigaretten, Teufelstrick genannt, da sie schrecklich qualmten und stanken und gemein auf der Zunge bissen.

Wir führten am Tage das durch, was wir nachts zuvor unter der Bettdecke gelesen hatten. Vor allem Karl May war unser Lehrmeister für allerlei Schabernack.

Natürlich war unser Lesehunger nicht nur durch Karl May zu stillen. Aber Mutter leitete ja während des Krieges die städtische

Bücherei, und so konnten wir lesen, was wir wollten, ohne jegliche Zensur. Sie schrieb uns Gott sei Dank nicht vor, was für uns geeignet sei und was nicht, sie fand Lesen generell gut. Also lasen wir, was immer wir in die Finger bekamen. Eventuell unsittliche Stellen verstanden wir ohnehin noch nicht, und so konnte es geschehen, wenn wir am Abend beieinander sassen, dass man über Stunden keinen Laut ausser dem Rascheln von Buchseiten vernahm, denn auch mein Bruder war und ist ein Bücherwurm.

So verlebten wir die Kriegszeiten paradoxerweise sehr friedlich, nur unterbrochen von den heissersehnten Heimaturlauben meines Vaters, der nach seiner schönen Zeit in Frankreich Dienst in Polen leistete.

Dort machte er auch seine ersten Erfahrungen mit der Judenvernichtung. Darüber sprach er aber erst nach dem Kriegsende mit uns. Wie er uns erzählte, hatte er Juden zu seiner Bedienung und zum Säubern seines Zimmers und der Uniform zugeteilt bekommen. Jeden Abend flehten sie ihn an: «Herr Hauptmann, bitte, sagen Sie, dass Sie uns dringend brauchen, bitte.»

Jede Nacht hörte er das Fahren von LKWs, Schreie, Schüsse in der Feme. Und dann kam am nächsten Tag ein anderer Mensch, wieder schaute ihn ein angstgezeichnetes Judengesicht unterwürfig an.

Doch das alles wussten wir 1942 nicht.

Wir freuten uns über die handgefertigten Stiefelchen aus weissem Filz, mit schwarzem Leder eingefasst, die er uns schickte; keine meiner Freundinnen besass solch extravagantes Schuhwerk.

Aus Russland, wohin er nach Polen versetzt wurde, nach Krasnodar und Dnjepropetrowsk im Kaukasus, brachte er uns zehn Liter Honig von den Sonnenblumenfeldern der Ukraine mit, darin schwammen noch echte russische Bienchen. Dann zog er aus der Tasche für meinen Bruder und mich schwarze Vollgummibälle, die russische Kriegsgefangene aus Flugzeugreifen

herausgeschnitzt hatten und gegen ein Stückchen Brot eintauschten. Er hatte auch noch einige hölzerne Suppenlöffel als Andenken dabei, die er auf die gleiche Weise erworben hatte.



26. Mai 1942: Wieder ein Abschied. Wir begleiten Vater noch zum Bahnhof. Er muss zurück an die Front, nach Russland.

Zum Entsetzen meiner Mutter hatte sich mein Vater seine schönen welligen Haare ratzekahl scheren lassen und sah selber aus wie ein Russe, wie er uns erklärte, aus hygienischen Gründen, wegen der Läuse und der Krätze.

Als mein Vater wieder zurück an die Front musste, wünschte sich mein wackerer Bruder aus Solidarität mit der kämpfenden Truppe einen Strohsack in sein Bett anstelle einer verweichli-

chenden Matratze, was ihm unsere nachgiebige Mutter auch gewährte. Auf diesem Strohsack schlief er jahrelang mit dem ruhigen Gewissen, für die Landesverteidigung sein Möglichstes getan zu haben.

Ende Dezember 1944 fuhren wir das letzte Mal zu Vater nach Köthen bei Halle, Sachsen-Anhalt, wohin er als Lehrer der Nachrichtenschule inzwischen versetzt worden war.

Zwei Stunden vor der Abreise sass meine Mutter auf den gepackten Koffern, fing an zu weinen und sagte: «Ich reise nicht! Ich fürchte mich sehr vor dieser Fahrt.»

Wir redeten ihr gut zu, sagten, dass unser Vater warten würde, er wäre schrecklich traurig, wenn wir nicht kämen. Und endlich stand sie auf, wischte sich die Tränen aus dem Gesicht, schminkte sich und setzte einen ihrer eleganten Hüte mit Schleier auf. Ein letzter Blick in den Spiegel, darauf machten wir uns auf den Weg zum Bahnhof.

Von dieser Reise ist mir in Erinnerung geblieben, dass Hauptmann Paul wunderbar Ziehharmonika spielte, dass die ganze Silvesternacht durchgefeiert wurde, etwas traurig und wild zugleich. Verzweiflung und Resignation lag unter der hauchdünnen Decke von Fröhlichkeit, jeder wusste, dass der Krieg verloren war, nur mein Vater redete noch immer von Hitlers Geheimwaffe, sicher meinte er die V2.

In der Nacht weckte uns lautes Getöse und Gepolter. Das Licht ging an, und da standen Hauptmann Paul, mein Vater, meine Mutter und andere Offiziere. Der Hauptmann brüllte: «Betteninspektion!» und wir mussten aus den Betten flitzen und strammstehen, während er mit dem Zeigefinger über unsere Bettkanten fuhr. Die Staubspuren putzte er an unseren Nasenspitzen ab.

«So einen Saustall darf es bei der deutschen Luftwaffe nicht geben», brüllte er, «verstanden?»

Wir nickten und grinsten über diesen Scherz, denn wir kannten ihn gut genug, um zu wissen, dass er sich über alles lustig machte.

Dann nahm er mich auf den Arm, küsste mich und sagte: «Schönes, neues Jahr, mein kleines Mädchen.» Meinem Bruder legte er die Hand auf die Schulter: «Bleibe ein guter Junge und bereite deinen Eltern weiterhin viel Freude.»

Dann wurden wir von Papa und Mama umarmt und geküsst. Mutter weinte schon wieder ein bisschen. «Ach, was wird uns das neue Jahr bringen?» Das klang sehr traurig.

Im Januar mussten wir zurück nach Hause, die Ferien gingen dem Ende zu. Wir fuhren in der Nacht, wegen der Tiefflieger, und als wir nach Nürnberg kamen, sahen wir die ganze Stadt in Flammen stehen. Nur kurz zuvor hatte der verheerende Bombenangriff stattgefunden, der das herrliche alte Nürnberg fast völlig zerstörte.

Es war ein schrecklich schönes Bild, das wilde Geflacker in gelb und orange vor dem Hintergrund des blutroten Himmels. In Augsburg bekamen wir keinen Anschlusszug nach Landsberg und mussten in einem eiskalten Hotelzimmer in unbezogenen Betten übernachten.

Am 20. April 1945, Hitlers Geburtstag, wurde mein Vater zum Amtmann befördert. Diese Beförderung konnte er nur zwei Wochen genießen, dann war der Krieg zu Ende. Die Amerikaner nahmen ihn gefangen und brachten ihn zurück über die Saale nach Remagen in das riesige Sammellager, wo die Gefangenen auf dem blanken Boden schlafen mussten.

Von dort wurde er nach Attichy in Frankreich in ein Gefangenenlager für Offiziere transportiert.

Wie oft hat mir mein Vater die Geschichte seiner Gefangenschaft erzählt, wie oft hat er über die Offenbarung des menschlichen Charakters gesprochen, wenn seine Existenz bedroht ist. Mit Widerwillen hat er das unkameradschaftliche, infame Verhalten gerade der höheren Chargen angeprangert, die für eine Sonderration Brot jede Gemeinheit begangen hätten. 60 Männer mussten in einem Zelt schlafen, das für 30 geplant war. Wenn sich einer des Nachts umdrehen wollte, musste sich die gesamte Zeltbesatzung umdrehen.

Die Rationen waren so knapp, dass die Verteilung mit der Briefwaage stattfand. Ein halbes Stückchen Weissbrot, ein Kleckschen Marmelade, ein Bissen Schokolade, Wassersuppe. Mein Vater, der immer sehr schlank war, hatte 40 Pfund abgenommen, als er nach einem halben Jahr Gefangenschaft entlassen wurde. Ich habe ihn nicht erkannt, als er die Strasse entlangkam, auf unser Haus zu, zerlumpt, grau im Gesicht von Hunger und Erschöpfung.

Heute noch treten mir Tränen in die Augen beim Gedanken an seine bitterste Stunde, an diese Jammergestalt, deren Existenz vernichtet war, der keine Zukunft mehr für seine Kinder sah. So endete die Kriegszeit, um einer ungewissen Zukunft Platz zu machen.

(Weitere Erinnerungen dieser Autorin finden Sie im Band «Kindheit 1945-1950» der Reihe ZEITGUT.

[Berlin – Zielenzig*), Neumark in der Provinz Brandenburg;
April 1940-Februar 1942]

Marianne Dammann

Bomben und heile Welt

Es kam immer anders, als ich es mir vorstellte. Meine Eltern zogen innerhalb von Berlin mehrmals in einen anderen Stadtteil. Kaum hatte ich Schulkameradinnen, Freundinnen gefunden, musste ich sie wieder verlassen und mich in die neue Umgebung einordnen. Wer passt zu mir? Zu wem passe ich? Konnte ich in schon bestehenden Freundschaften die Dritte sein?

Es war Krieg – ab April 1940 kamen die Bombenangriffe auf Berlin. Ich hatte einen dreiviertel-stündigen Schulweg am Teltow-Kanal entlang. Unterwegs sammelten wir Flaksplinter, die von den letzten Bombennächten überall herumlagen. Das waren angesehene Schätze, die man auch gegenseitig tauschen konnte. Manche waren äusserst spitz, andere wiesen ein Stück Gewinde auf. Es gab auch farbliche Abstufungen. Ölverschmutzte Teile glänzten in vielen Schattierungen. Einige Mädchen kannten sogar die Zugehörigkeit zu einzelnen Geschossen! An manchen Tagen wurden die Schultaschen schwer. Ich wickelte eine besondere «Kostbarkeit» in Toilettenpapier und schenkte sie einer blonden Lilly aus meiner Klasse zum Geburtstag.

Und dann war da Else. Sie wohnte in einer Villa nahe der Schule, und sie durfte Ballettunterricht nehmen! Alle Klassenkameradinnen beneideten die zierliche Else mit den glatten, braunen Haaren, die sich so anmutig bewegte. In der Pause führ-

*) heute Sulęcın in Polen

te sie uns einige Tanzfiguren vor. Ich durfte sie einmal besuchen und war von ihrem gediegenen Zuhause tief beeindruckt! Eines Tages fehlte Else im Unterricht. Eine Bombe hatte die Villa voll getroffen. Else war tot.

In Steglitz wohnten wir in einem Mietshaus parterre, Marlene, etwas älter als ich, wohnte im obersten Stockwerk. Wir fuhren beide leidenschaftlich gern Rollschuh. Sie waren aus Metall und machten viel Lärm. Wir rollerten fast jeden Nachmittag um unser «Karree», das waren vier asphaltierte Strassen. Dort gab es wenig Autoverkehr, denn im Krieg durften nur Autos mit einer Sondergenehmigung fahren. Wir übten das spontane Anhalten zuerst an Strassenlaternen, dann nach freiem Lauf.

Eines Tages fuhren Marlenes Eltern zu einer Rollschuhbahn im Stadtinneren, und ich durfte mit! Wir liehen uns die dort üblichen Roller mit Holzrollen, die leise und leicht über die grosse Fläche beinahe «schwebten». Hier zeigten uns die Erwachsenen herrliche Figuren, Schleifen und Achten, schnelle Drehungen und Sprünge. Es war wie beim Eiskunstlauf und begeisterte mich sehr! Ab sofort gab es immer etwas zu üben.

Marlenes Eltern waren reich, sie besaßen am Wannsee ein Segelboot. Einmal nahmen sie mich mit, und ich erlebte in der Kajüte voller Angst einen Fliegerangriff. Ich durfte später nicht mehr mitfahren. Mit Marlene verband mich eine «Klingelleitung». Von ihrem oberen Balkon führte eine Schnur aussen am Haus bis zu meinem Zimmerfenster. Eine kleine Glocke fragte nach eigenem Code: «Hast du Zeit?» «Darfst du raus?»

Gegenüber wohnte ein dunkelhaariges Mädchen, das schon «viel älter» war, nämlich 14. Sie hiess Rosi und besass ein Fahrrad. Das war damals ein königlicher Besitz. Einfach umwerfend! Abends stand sie vor dem Haus «Treffpunkt Laterne». Alle Kinder der Umgebung kamen und begutachteten dieses tolle Gefährt! Lässig fuhr sie einige Male auf und ab und liess sich benei-

den. Wir hatten sie alle gern, sie war «der Schwarm». Nett, sportlich, gut aussehend, in meistens schwarzer Kleidung; immer fröhlich schlichtete sie schnell kleine Streitigkeiten unter uns. Mit Rosi befreundet zu sein, war eine Ehre. Sie hielt das Rad fest, als ich meine ersten Versuche machte, das Fahren zu lernen. Eigentlich waren meine Beine noch zu kurz.

Nachts gab es wie üblich Fliegeralarm. Es krachte entsetzlich, der Kellerputz rieselte von der Decke. Wir waren weiss bestäubt, als die Entwarnungssirene heulte. Entgeistert starrten wir auf das Eckhaus gegenüber. Es fiel brennend in sich zusammen. Rosi war tot.

Mein Taschengeld war knapp bemessen. Wer so gern Eis ass wie ich, musste sich etwas einfallen lassen. Im Stadtpark gab es einen Tennisplatz. Dort konnte man sich als Ballmädchen für eine halbe Stunde etwas Geld verdienen. Das war eine schweisstreibende Arbeit, es wurden nur flinke Läufer angenommen. Wenn ich einmal hinfiel, war das recht schmerzhaft. Die kleinen, roten Steine bohrten sich regelrecht in Knie und Schienbein. Wurde mein Kleid schmutzig oder zerriss es, traute ich mich nicht nach Hause. Es gab im Krieg kaum neue Textilien. Tennisplatzverbot war mir sicher!

So half ich bei einer Kegelbahn. Ich musste darauf achten, dass die Kugeln wieder zum Ausgangspunkt zurückrollten. Eine Automatik gab es nicht. Unglücklicherweise kam dabei mein kleiner Finger zwischen zwei Kugeln, und sie quetschten den Nagel ab. Es tat höllisch weh! Mutti wurde angerufen, holte mich ab und brachte mich zu einem Arzt. Der rechte kleine Finger sieht heute noch «platt» aus.

Durch die Bombenangriffe entwickelte sich ein tägliches Ritual. Ich kannte die morgendliche Anweisung bei Sirenengeheul auf dem Schulweg: Sofort zum nächsten Haus in den Luftschutzkeller! Alle Erwachsenen nahmen uns Schulkinder ohne Unterschied auf. Ich lernte verschiedene Keller und nette Familien

kennen. Wenn es Alarm gab und am Kanal oder im Park kein Haus zu sehen war, setzten wir uns an dicke Baumstämme und hielten die Schultaschen auf dem Kopf, bis die Arme lahm wurden.

Manchmal krachte es durch die Bombeneinschläge so laut, dass es mir noch lange Zeit später in den Ohren dröhnte. Der lange Entwarnungston war eine Erlösung! Nachts ging ich bei Alarm schlafwandlerisch mit meinem Kofferchen in meine Kellerecke gleich neben den Kohlen. Es war recht mühsam, ein Schulkind in Berlin zu sein!

Meine Grosseltern wohnten in Zielenzig, Neumark, jetzt Polen. Ich hatte schon viele Ferien bei ihnen verbracht. Im Oktober 1940 wurde ich dorthin evakuiert und kam in eine heile Welt – fernab vom Kriegsgeschehen.



Der Zielenziger Marktplatz. Das Haus hinter dem Denkmal gehörte meinen Grosseltern. Von der Pumpe, rechts, holten wir unser Wasser.

Unser Haus stand «Am Markt», einem freien Platz vor dem Rathaus, in der Mitte der Kleinstadt. Das Kopfsteinpflaster glänzte

bei Regen in gedämpften Farben auf der grossen Fläche. Vor den Häusern waren Steinplatten verlegt, auf denen man herrlich «Hopse» spielen konnte. In jedes Kästchen, das ein Spieler mit einem Bein behopst hatte, legte er einen Stein oder eine Murmel. Das war nun sein «Besitz», und der nächste Spieler durfte es nicht betreten. Es gab nur Auseinandersetzungen unter uns, wenn ein Passant versehentlich einen Stein weggeschoben hatte.

Mein Grossvater war Kürschner und hatte ein Geschäft: Pelze, Hüte und Schirme. Ich habe mich nie im Laden aufgehalten, dort hatten Kinder nichts zu suchen.

Zum Hauseingang führte die schwere, hohe, zweiflügelige Holztür, die ich nur mit viel Kraft öffnen konnte. Wir wohnten im oberen Stockwerk. Im Hausflur unten war es dunkel und kühl. Rechts und links standen die wuchtigen Holzschränke, in denen im Sommer die Pelze der Kunden aufbewahrt wurden. Mein Grossvater klopfte sie alle vier Wochen ganz leicht mit zwei kleinen, biegsamen Stöckchen. So richteten sich die Fellhaare auf, und das Leder blieb geschmeidig. Die Ware sah nie staubig aus und glänzte immer frisch. Es roch so gut nach Leder und Fell!

Meine Grosseltern hatten ein «Pflichtjahrmädchen» für den Haushalt. Nach der Volksschule, mit zirka 14 Jahren, mussten alle Mädchen im Kriege ihr Pflichtjahr in einer fremden Familie machen. Ich habe dabei Annemarie und Christa kennengelernt.

In Zielenzig gab es keine zentrale Wasserversorgung. Auf dem Marktplatz standen eiserne Pumpen mit hübsch verzierten Schwengeln und Rosten für den Wasserabfluss. Die Leute gingen mit ihren Eimern dorthin und holten das Wasser ins Haus. Wir hatten eine eigene Pumpe auf dem Hinterhof. Das galt als fortschrittliche Besonderheit!

Annemarie brachte also zwei Eimer Wasser vom Hof die Treppe hinauf in die Küche auf die Wasserbank. Dort musste zu jeder Tageszeit frisches Wasser stehen.

Ein grosser, weisser Schöpflöffel hing gleich daneben an der Wand. Im Schlafzimmer stand die Waschkommode. Das war ein kleiner Holzschrank mit einer Marmorplatte, darauf die Waschsüssel aus Porzellan und ein Wasserkrug. In den Eimer auf dem Fussboden wurde das Schmutzwasser gekippt und damit später die Treppe gewischt.

Wassertragen war eine wichtige und oft beschwerliche Arbeit. Ich konnte die vollen Eimer nicht schleppen. Immer wurde ich angehalten, wenig zu verbrauchen und trotzdem sauber und «adrett» auszusehen.

Wenn nötig, wurde ich in eine grosse Zinkwanne gestellt, um mich zu «baden». Dabei blieb es nicht aus, dass eine kleine Überschwemmung stattfand, die schnell aufgewischt wurde. Wir hatten Holzfussboden, der ab und zu eingewachst wurde, sich aber mit stehendem Seifenwasser nicht vertrug und dann fleckig wurde. Im Winter wurde unsere Pumpe mit Strohmatte völlig eingekleidet, das sah besonders bei Schneefall recht lustig aus.

Die Erwachsenen gingen am Wochenende in die «Badeanstalt». Im Vorbau des Gebäudes war die Kasse. Man bekam einen kleinen Zettel und durfte ins Badehaus gehen. Die weissgekleidete Badfrau führte einen dann in eine freie Kabine. Dort standen die weisse Wanne auf vier verschnörkelten Füßen und ein Hocker. Schon auf dem langen Flur mit den einzelnen Kabinentüren dampfte es fürchterlich! Als ich meine Grossmutter einmal dort abholte, bekam ich kaum Luft und fürchtete mich vor den Dunstschwaden. Ohne fliessendes Wasser zu leben, hat mich als Kind nie gestört. In Berlin konnte ich es mir allerdings nicht vorstellen!

In Zielenzig sah ich ganz selten Autos. Einzelne Lieferwagen brachten Ware zu den Geschäften. Auf den Strassen fuhren Pferdewagen. Wer mit Gepäck zum Bahnhof wollte, bestellte sich einen Kutschwagen, weil der Bahnhof etwas ausserhalb des Städtchens lag. Die Bierkutscher hatten stämmige, gedrungene, hell-

braune Pferde für die gummibereiften Wagen mit den schweren Fässern. Sie fuhren sehr geschickt zu den Gasthäusern, denn auf dicken Holzbohlen rollten die Fässer direkt in eine vorgesehene Kelleröffnung. Das haben wir Kinder immer wieder bestaunt. Die Kutscherkneipe am Markt hatte einen Hof. Dort wurden die Pferde ausgespannt und gefüttert, während der Kutscher in dieser Pause ebenfalls ass – und oft mehr als nötig trank.

Ab und zu holte ich für meinen Grossvater Braunbier in einer Henkelkanne mit Deckel, die ich möglichst ruhig halten sollte. Das fröhliche Hüpfen musste ich mir dabei versagen, es gab sonst zu viel Schaum.

Am Freitag war Markt, ein buntes Treiben vor unserer Haustür. Die Bauern vom Stadtrand und aus den umliegenden Dörfern kamen mit Pferd und Wagen und boten ihre Ware an. Auch Geschirr und Nähutensilien sah man an kleinen Ständen. Lebende Fische in grossen Fässern wurden laut angepriesen. Ich hatte das Gefühl, dort war eine grosse Familie: Fast alle Leute kannten sich, verhandelten miteinander und sprachen über ihr Zuhause, über Gesundheit, Wetter und Politik. Man traf sich hier, erfuhr Neuigkeiten und gab sie weiter. Die Pferde hatten einen Futtersack um den Heils gebunden und wurden mit dem Pumpenwasser getränkt.

Mittags packten alle die Reste wieder ein, die Pferdeäpfel kippten sie mit einer Schaufel in einen Sack, und es ging heimwärts. Der Marktplatz sah sauber aus, es lag nichts herum. Ein ruhiges Wochenende stand bevor.

Im Winter war es dort viel kälter als in Berlin. Minus 15 Grad morgens auf dem Schulweg galt als normal. Die Luft war klar, kein Wind, oft Sonne. Der Schnee blieb liegen und wurde festgetreten und festgefahren. Wenn es glatt war, streuten die Leute Asche. In allen Häusern heizten sie ihre Kachelöfen mit Holz oder Kohlen. Die Briketts, sorgfältig auf unserem Hof gestapelt und abgedeckt, brachte der Kohlenkutscher. Überall sah man Schlitten, nicht nur bei Kindern. Auch die Erwachsenen stellten

ihre Einkaufskörbe auf einen Schlitten mit Lehne, damit nichts hinunterfiel.

Am meisten beeindruckte mich eine Pferdeschlittenfahrt! Mein Onkel war Bauer und hatte so ein nicht alltägliches Gefährt. An einem Sonntag wurde angespannt, und ich war pünktlich und aufgeregt auf dem Bauernhof zur Stelle. Meine Tante verpackte mich mit Decken, Kapuzenmantel und Schal um den Mund. Der französische Kutscher, mit dem ich mich gut verstand, hob mich vorn auf den Bock. Zur Abfahrt knallte er mit der Peitsche in die Luft.

Hinter mir sassen die Verwandten. Wir fuhren auf leisen Kufen zuerst bis zum Waldrand, vorbei an Onkels Windmühle, die steif und ruhig auf dem Feld stand. Der Waldweg wurde so schmal, dass die Zweige an unseren Mützen zerrten. Die Pferde wieherten ab und zu, und ihre Leiber dampften. Es ging bergauf in langsamem Tempo. Dann war der Wald zu Ende, und vor uns lag das Städtchen mit dem dicken Kirchturm im Abendsonnenschein. Wir hielten kurz an, beglückt von diesem heimatlichen Anblick!

Für mich war es zunächst eine verhaltene Freude. Ich musste mal! Es wurde dringend! Etwas verstimmt zog mich die Tante aus den äusseren Hüllen, und ich verschwand im Busch. Eilig kroch ich dann wieder in die Decken und den Fussack. Mir war kalt! Auf der Rückfahrt liefen die Pferde in zügigem Trab. Die Glöckchen am Geschirr der Tiere klangen rhythmisch flott, und wir alle sangen Wanderlieder. So ein Nachmittag liess den Krieg vergessen!

Fliegeralarm? Nein! Die Sirene heulte jeden Mittag einmal zur Probe auf. Jeder ging dabei weiterhin seiner Beschäftigung nach, mit dankbaren Gedanken, dass es kein Ernstfall war. Dann hätte der Ton mehrmals variiert. Morgens und abends sah man oft junge deutsche Soldaten auf der Strasse. Der Truppenübungsplatz «Wandern» lag ganz in der Nähe. Die Kasernen in einem Waldgebiet konnten nicht alle Mannschaften und Ausbil-

der aufnehmen, so gab es Einquartierung im Städtchen. Meine Grosseltern stellten das Dachgeschoss mit sechs Betten in einem grossen und zwei kleinen Zimmern im schrägen Ausbau zur Verfügung. Ein Quartiermacher besprach mit meiner Grossmutter, wer, wann, wie lange dort wohnen sollte. Zur Hausordnung gehörte, die Etage sauber zu halten, die Treppe zu fegen, keinen Besuch hereinzulassen und recht leise zu ein. Sie schliefen nur unter unserem Dach, am Tag war Dienst in Wandern.

Ich erinnere mich, dass meine Grossmutter abends mit einem Tablett die Treppe hinaufging, Tee und Schmalzbrote abgab und «nach dem Rechten» sah. Gab es Beanstandungen, erschien der Herr des Hauses und verlangte Ordnung.

Mein Grossvater war für Fremde und für das Pflichtjahrmädchen der «Herr». Er war streng, mit wenigen Worten Gehorsam fordernd. Eine Respektperson mit weissem, exakt gescheiteltem, welligem Haar und Schnurrbart. Für mich war er ein konsequenter Erzieher, ich wusste genau, was in seinem Hause erlaubt war, und was er nicht duldete. Ich musste fragen, ob ich in seine Werkstatt kommen durfte, die so wundersam nach gegerbtem Leder roch. Der Kürschnermeister schnitt mit sicherer Hand die Felle zurecht und nähte Teile zusammen. Seine Hand glitt immer wieder liebevoll über die feinen Haare und prüfte durch Aufschütteln den richtigen «Strich». Kleine Abfallstücke lagen unter dem rohen Holztisch für mich. Er war liebevoll zu mir, der alte Herr.

Meine Grossmutter, mein liebes «Omchen», rollte das R beim Sprechen. Das «Haarr» musste gekämmt sein, wenn man sich zu Tisch setzte. Jeden Sonntag schaute ich am Vormittag zu, wenn sie sich Wellen in ihr Haar brannte – mit einer eisernen Brennschere, die auf dem Herd erhitzt wurde. Wie hübsch ihre Frisur dann aussah! Wie gern hätte ich auch solche Wellen gehabt! Aber dazu kam es nicht, leider!

Sie hatte eine Katze, «Murrvieh», die ihren Platz auf der Kachelofenbank im Wohnzimmer hatte. Im Winter sass ich still mit

am Tisch in der Ofenecke. Ich höre diese Winterabende noch heute: Im Ofen knackte das Holz. «Omchens» Stricknadeln klapperten. Murrvieh schnurrte auf ihrem Schoss. Grossvater raschelte mit der Zeitung und trank sein Glas Braunbier. Sobald ich unruhig wurde, musste ich sofort ins Bett. Also hing ich mäuschenstill meinen Gedanken nach oder sah in ein Buch. Es war so vertraut gemütlich unter der Lampe mit den Glasperlenschnüren am Rand. Ausklang geschäftigen Treibens. Stunde zwischen Tag und Traum, genügsam – ohne Fernsehen!

Einige Dinge ängstigten mich jedoch. Das war die Toilette, ein «Plumpsklosett» auf dem Hof. In dem Bretterhäuschen war es kalt und dunkel. Ich habe fast immer vor mich hingesungen und ging nur dorthin, wenn es fast zu spät war. Abends gab mir die Grossmutter eine Taschenlampe mit und redete mir gut zu.

Einmal im Jahr wurde die Grube ausgepumpt. Der Inhalt kam in ein grosses Tankgefäss auf dem Pferdewagen. Wenn die Sitzbank wieder angeschraubt wurde, befürchtete ich immer, dass sie nicht fest genug sass – und machte mir grausige Gedanken.

Wir hatten einen Vorratskeller, den man nur von aussen mit einer Falltür öffnen konnte. Der grosse, eiserne Ring auf dem Hofboden zeigte den Eingang an. Ich konnte die schwere Holztür nicht anheben. Grossmutter gab mir eine brennende Kerze auf einem Emailleteller in die Hand und schickte mich die Steinstufen hinab, um eingewecktes Gemüse oder Obst zu holen. Sie selbst passte auf, dass die Tür nicht zurückfiel. Dort lagerten auch Wurst- und Fleischdosen vom Schlachtfest bei meinem Onkel. Ich empfand Grabeskälte dort unten und meinte, überall Mäuse und anderes Getier umherhuschen zu sehen. Unheimlich! Mit weichen Knien kam ich wieder hinauf. Ich war aber doch stolz, dass ich mich zu diesem Gang überwunden hatte.

Ein kleines Gebäude auf unserem Hof war die Waschküche

mit einem riesigen, eingemauerten Kessel. Einmal im Monat kam die Waschfrau für drei Tage. Die schmutzige Wäsche wurde sortiert und in grossen Holzzubern über Nacht eingeweicht. Unsere Waschfrau schleppte das Wasser, heizte den Kessel und wusch «das Bunte» auf dem Waschbrett, während «das Weisse» im Kessel kochte. Mit dem letzten Spülwasser wurde im ganzen Haus der Fussboden gewischt.

Am dritten Tag fuhr sie die Wäsche mit einem Handwagen zum Trockenplatz. Das war eine öffentliche Wiese mit vielen Pfählen und Schnüren. Man konnte einen Platz mieten. Beim Aufhängen musste das Hausmädchen helfen, denn die Bettwäsche aus schwerem Leinen und die Damasttischtücher waren zu gross für zwei Hände. Die Wäsche blieb hängen, bis sie trocken war, und wenn es zwischendurch regnete, blieb sie länger dort. Die grossen Stücke brachte man zur Mangelfrau, das «Kleine» bügelte meine Grossmutter selbst. Die Waschfrauen waren angesehen und gut bezahlt. Schliesslich vertraute man ihnen die wertvollen Aussteuerstücke zur Pflege an, die sich bei uns in zwei geräumigen Holztruhen im oberen Treppenwinkel befanden.

In der Waschküche stand auch ein grosses Holzfass, dessen Deckel ich nur mit Mühe hochheben konnte. In der Flüssigkeit schwammen obenauf allerlei Kräuter. Darunter lagen herrliche Gewürzgurken in der Lake. Grossmutter setzte die Gurken selbst an, sie mussten einige Zeit ruhen. Ich hatte stets ein schlechtes Gewissen, weil ich oft eine Gurke klaute und sie auf dem Schulweg ass. Grossvater bemerkte den Schwund – ich denke jetzt, er kannte den Dieb und schwieg...

Die Lebensweise in Zielenzig und das liebevolle Miteinander bei den Grosseltern haben mich stark geprägt. Ich war recht unglücklich, als ich im Februar 1942 wieder ins Elternhaus nach Berlin zurückfuhr, wo ich wieder täglich mit dem Krieg konfrontiert wurde. Ich hatte eine Kindheit voller Gegensätze.

Heinz Büttner

Nur zwei Pfennige

Sind die Zeiten heute besser als früher?

Wenn man an den schlimmen Krieg denkt, könnte man auf diesen Gedanken kommen. Dass wir damals dem Inferno entweichen konnten, lag nur an unserer Wohnortverlegung. Wie oft haben wir den Wohnort gewechselt! Auf diese Weise lernten wir in jener Zeit viel von Deutschland kennen. Dabei wurde manche Familie auseinandergerissen. Denn mit sechs oder noch mehr Kindern, das war auch damals schon so, konnte man kaum irgendwo unterschlüpfen.

Mit zwei meiner jüngeren Schwestern wurde ich 1941 im zarten Alter von neun Jahren von Köln nach Fürth in Bayern evakuiert. Ein ganz anderes Leben erwartete mich.

Meine Eltern waren zwar immer sauber, jedoch arm. Und dass ein Arbeiterhaushalt anders organisiert ist, als das Haus eines Direktors, ist ja wohl jedem vernünftigen Menschen klar. In der Humboldt-Kolonie in Köln hausten wir zu acht Personen in zwei Zimmern und einer Wohnküche. Das waren gerade mal 50 Quadratmeter Wohnfläche.

Nach langer Eisenbahnfahrt kamen wir – Agnes, Hanni und ich – zusammen mit anderen Kindern in Fürth an. Am Bahnhof wurden wir von einigen Helferinnen in Empfang genommen und gleich an die Gasteltern verteilt. Die vierjährige Hanni kam zu einer Lehrerfamilie. Die sechsjährige Agnes wurde von einer gut-

herzigen, alleinstehenden, älteren Frau mitgenommen. Ich jedoch hatte wohl meinen Glückstag, denn eine feine Dame mittleren Alters nahm sich meiner an. Mit einem Taxi fuhren wir an einem grossen Haus vor. Das Haus war über und über mit Blättern bewachsen. Später erfuhr ich, dass dieses Laub wilder Wein war.

Unterwegs drückte mich Frau Lampl, so hiess die Dame, still vor sich hinweinend, an sich. Nun, ich kann heute noch keinen Menschen weinen sehen, war immer schon ein mitfühlendes Menschenkind, darum weinte ich eine Runde mit. Warum allerdings die gute Frau so vom heulenden Elend gepackt war, wollte mir nicht so recht einleuchten. Da hatte ich doch wohl eher Grund zur Traurigkeit. Meine kleinen Schwesterchen waren nicht bei mir, und schliesslich war doch *ich* es, der weit von der Heimat entfernt war. Wir stiegen mit meinem kleinen Kofferchen in die erste Etage. Oben nahm mir eine Frau, die Maria genannt wurde, mein Gepäck ab.

Was war das für eine Wohnung! Acht Zimmer gab es da, eines schöner als das andere. Bei uns zu Hause war der Holzfussboden mit rotbrauner Farbe gestrichen, nur in der Wohnküche lag noch ein Balatumteppich darüber. Hier gab es in allen Zimmern Parkett, naturfarben und dazu noch herrlich gemustert. Darüber lagen grosse, schwere, bunte Textilteppiche, zum Teil auch noch mit Fransen. Dagegen war unser Balatum nur buntbedruckte Dachpappe. Die Lampls hatten sogar ein eigenes Badezimmer, mit eingebauter Badewanne, Kloschüssel und einer zweiten Schüssel, die sie Bidet nannten. In Küche, Badezimmer und noch dazu in beiden Gäste-WCs waren Böden und Wände gefliest.

Nun musste ich erst einmal gebadet werden. Ich wurde von Frau Maria von Kopf bis Fuss herrlich duftend eingeseift. So wohlriechend war unsere Tonseife zu Hause nicht. Das war aber auch ein ganz anderes Baden. In dem (damals modernen) Mietshaus, in dem wir in Köln wohnten, mussten wir uns mit drei anderen Familien, welche auch alle kinderreich waren, die Waschküche beim Baden teilen. Das Wasser wurde in einem grossen

Waschkessel gewärmt. Jeder musste für die nachfolgende Mietspartei schon vorheizen, damit auch alle 25 Personen am Samstag nachmittag ihr Bad geniessen konnten.

Hier dagegen: ein Badezimmer, zweimal so gross wie unsere Waschküche, und das warme Wasser floss direkt aus einer Zapfstelle an der Wand! Die zarten Hände der Frau Maria liessen mich an meine Mama zu Hause denken, und wieder konnte ich meine Tränen nicht zurückhalten. Auf die erschreckte Frage, warum ich weine, behauptete ich, Seife in die Augen bekommen zu haben.

Beim Abendessen lernte ich dann auch Herrn Lampl kennen. Ein stattlicher, feiner Herr, der offensichtlich von seinem Tagewerk heimkehrte. Dass seine Werktagskleidung gediegener war als die meines Vaters, lag sicher an der völlig anderen Beschäftigungsart. Bevor Vater zur Wehrmacht eingezogen wurde, war er Hilfsarbeiter in einer Chemiefabrik und vorher beim Autobahnbau. Herr Lampl hingegen verdiente seine Brötchen als Direktor einer Munitionsfabrik. Nach dem Abendessen wurde ich von ihm instruiert, wie ich mich zu verhalten hätte, wenn wir Freunde werden wollten. Dabei hielt seine Frau meine Hand, so dass ich ihre mütterliche Wärme verspürte.

Hinterher bat sie mich, falls ich mich nicht genierte, sie Muttchen zu nennen. Ihr Sohn Walter habe sie auch stets so genannt. Er sei jetzt Soldat, sein Zimmer wäre nun mein Reich. – Wer hätte das gedacht, ich bekam ein eigenes Zimmer! Ein Zimmer mit Schreibtisch, vollem Bücherschrank, Kleiderschrank und eigenem Bett und trotzdem noch viel Platz zum Bewegen. Hatte ich mir früher schon mal in der «Bücherstube Ries» auf der Kalker Hauptstrasse Karl-May-Bücher ausgeliehen, stand hier ein voller Bücherschrank zu meiner Verfügung. Huckleberry Finn und Tom Sawyer von Mark Twain wurden meine Lieblingslektüre.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, musste ich mich erst

einmal besinnen, wo ich war. In der Küche hatte Frau Maria schon mein Frühstück bereitet. Sie erzählte mir, sie wäre als Köchin und Haushälterin bei Lampls angestellt. Ich dürfe sie einfach Maria nennen, wenn ich brav wäre. Sie war eine liebe Frau und kam meinem Mutterbild näher als Frau Lampl.

Von der Küche ging eine zweiflügelige Türe hinaus in den Garten. Dies liess mich stutzen, und verwundert wollte ich wissen, wie das denn zuginge. Gestern waren wir eine Treppe hinauf zur Wohnung gestiegen, doch jetzt war auf gleicher Höhe ein Garten, fast so gross wie ein halbes Fussballfeld.

In den Garten hinaustretend, bemerkte ich rechts eine drei bis vier Meter hohe Mauer. Ein Plattenweg führte rechts und links um eine Rasenfläche herum auf einen Wintergarten zu. Der linke Weg war mit Spalierbögen überkront, an denen sich im Sommer die schönsten Rosen hochrankten. Noch weiter links stand ein Mäuerchen, etwa 90 Zentimeter hoch.

Beim Hinüberbeugen offenbarte sich das Geheimnis: Ich blickte in den Hof einer Papiergrosshandlung, und mir wurde klar, dass ich auf einem Dachgarten stand. In der Mitte der Rasenfläche befand sich ein Springbrunnen von mindestens zwei Metern Durchmesser. Zwischen dem rechten Weg und der hohen Mauer waren vom Haus bis fast zum Wintergarten hin Blumenrabatten angelegt. Ganz hinten in der rechten Ecke stand ein Kaninchenstall. Irgendwo hatte sich im Winter eine Schildkröte verkrochen, die sich im Frühjahr wieder herausraute und von Maria mit kleinen Häppchen verwöhnt wurde.

Vor dem Haus, auf der anderen Strassenseite, lagen einige Tennisplätze. Nachdem ich mich eingelebt hatte und meine Gasteltern mir feineres Benehmen beigebracht hatten, durfte ich mir, wenn ich Zeit hatte, als Balljunge einige Groschen verdienen. Allerdings wurde ich zum Sparen angehalten. In ein Sparglas, das aussah wie ein Thermometer, wanderten all die Tennis-

groschen, ebenso das regelmässige Sonntagsgeld. So etwas konnte ich von zu Hause gar nicht. Wenn das «Groschenmeter» voll war, kamen die zehn Mark sogleich auf mein eigenes Postsparbuch. So kamen in den zehn Monaten, die ich in Fürth lebte, 80 Mark zusammen. Für soviel Geld hätte mein Vater vor dem Krieg 14 Tage schwer schuften müssen.

Vor diesem Hintergrund kann man das folgende Drama wohl verstehen:

Es kam die Zeit, in der Frau Lampl zum Hamstern hinauf in die fränkische Schweiz fuhr. Das heisst, sie besuchte 14 Tage lang reihum ihre Jugendfreundinnen und brachte zum guten Ende die leckersten Sachen mit nach Hause. Ihr Mann und ich wurden derweil von Maria versorgt. Wie selbstverständlich ging ich, wie ich das auch schon von zu Hause gewöhnt war, kleinere Mengen Brot oder Milch einkaufen. Fürs Brot wurde ich stets zum gleichen Bäcker geschickt, bei dem das Brot 51 Pfennige kostete. Unglücklicherweise hatte die Bäckerei aber an diesem Tag geschlossen. Ob der Bäcker sich einen Ferientag gönnte oder gar auch zum Militär eingezogen worden war, weiss ich nicht. Jedenfalls musste ich einen anderen Bäcker aufsuchen. Der weitere Weg lohnte sich aber unverhofft. In diesem Laden war das Graubrot nämlich zwei Pfennige billiger. Selig über den zufälligen Gewinn, erzählte ich Maria von meinem Glück und meinte naiv: «Die zwei Pfennige tu' ich in meine Sparbüchse.»

Mit keinem Wort gab die Haushälterin mir zu verstehen, dass das doch Unrecht sei. Nach dem Abendessen aber ging es los. Der Hausherr fragte ganz scheinheilig, ob und wie es mir bei ihnen gefiele. Lustig gab ich ihm zur Antwort: «Es gefällt mir hier recht gut», und gerade wollte ich ihm von dem Geschäft erzählen, das ich heute gemacht hatte, da fiel er mir jählings ins Wort: Ob ich denn gar kein Gewissen hätte? Wie ich den Menschen, die doch so gut zu mir wären, zwei lumpige Pfennige stehlen könne?

Ich dachte, der Himmel bricht über mir zusammen. Der Mann, der mir immer wieder mal ein paar Groschen in die Hand gedrückt hatte, die ich dann auch direkt und brav im «Groschenmeter» sparte, regte sich plötzlich wegen zwei lausiger Kupferstücken auf!

Es kam noch schlimmer: Er kündigte mir die Freundschaft, ja, er wollte nicht mehr mit einem Spitzbuben wie mir an einem Tisch sitzen. Peng, da hatte ich meinen Tee! Wasser schoss mir in die Augen. Blind vor Tränen und Wut schlich ich in mein Zimmer. Was sollte ich jetzt nur tun? Muttchen war nicht da, Maria hatte mich verraten, und der Herr vom Ganzen wollte nichts mehr von mir wissen. Meiner Mutter schreiben, von meinem «Verbrechen» auch noch berichten, das konnte ich nicht. Halb sah ich ja schon ein, dass ich mich danebenbenommen hatte. Trotzig schief ich ein. Von argen Träumen geschüttelt, wurde ich immer wieder wach. Morgens kam ich nach dem Waschen betrübt in die Küche. Maria sprach mich nicht an, ich sie auch nicht. Wir hatten wohl beide ein schlechtes Gewissen. In der Schule hatte ich einen schlechten Tag.

Herr Lampl sprach zehn Tage nicht mit mir. Maria redete nur das Allernötigste. Am liebsten wäre ich nach Köln gefahren. Das konnte ich jedoch nicht. Meine Mutter lag nämlich mit Venenentzündung und auch wegen der Geburt unseres Bruders Horst im Krankenhaus.

Am zehnten Abend setzte sich der Lampl wieder zu mir an den Tisch und meinte, ich hätte jetzt genug gelitten. Es täte ihm ja leid, aber Strafe müsse nun einmal sein. Hoffentlich hätte ich meinen Fehler eingesehen. Morgen käme Muttchen wieder heim, und wir wollten ihr den unangenehmen Zwischenfall lieber verschweigen. Wenn ich wollte, wäre nun alles wieder gut. Natürlich wollte ich. Solche Seelenpein hätte ich nicht länger ertragen.

Anderntags kam Muttchen mit Butter, Speck, Eiern und Mehl von ihrer Hamstertour, und alles war wieder gut.

[Schönberg, Holstein;
1941-1945]

Karin Linnig

«*Is mien Korl hier?*»

Ich bin das vierte von fünf Mädchen. Mein Vater wollte so gerne einen Jungen, deshalb bekam ich den Namen Karin; so konnte er Karl zu mir sagen, alle nannten mich so. Wir sprachen nur plattdeutsch zu Hause. Mein Opa und mein Vater waren Fischer am Schönberger Strand in Holstein.



Der Schönberger Strand zur Zeit meiner Kindheit.

Mein Vater baute uns aus Eisenbahnschwellen, Bohlen und viel Sand mühselig einen «Bunker» in den Deich. Ich durfte ihm dabei helfen. Er band einen Strick vorne an die Schubkarre, und

ich, «Korl», musste ziehen. Bei Fliegeralarm waren wir vor Bomben und Splintern geschützt.

In Schönberg wurde ich 1941 eingeschult. Meine Freundin Käthe und ich mussten im Sommer wie im Winter viereinhalb Kilometer zur Schule laufen.

Eines Tages kamen wir gerade aus der Schule und sahen am Himmel kleine «Lämmerwolken». Wir freuten uns, denn so etwas hatten wir noch nie gesehen. Während wir weitergingen und in den Himmel schauten, wurden es immer mehr.

Plötzlich hörten wir ein dumpfes Grollen. «Ein Gewitter», dachten wir. Aber von den Lämmerwolken konnte kein Gewitter kommen. Meine grosse Schwester kam uns entgegengeläufig. Sie rief uns schon von Weitem zu: «Kommt schnell nach Hause, über uns schießen sie!»

Ich habe später noch oft Luftkämpfe zweier Flugzeuge bei uns am Strand gesehen. Mit ihren Kondensstreifen, schrieben sie ein grosses «L» an den Himmel. Die Flugzeuge flogen ganz nah aufeinander zu und beschossen sich mit ihren Maschinengewehren.

«Warum machen sie das?» fragte ich oft. Keiner konnte es mir richtig erklären. Wurde ein Flugzeug getroffen, stürzte es manches Mal brennend in die Ostsee. Ich hörte dann die Erwachsenen sagen: «Diesmal war es ein Tommy!»

Ich fragte meine Mutter: «Wo bleiben denn die „Fliegermänner“?» – «Die kommen alle zum lieben Gott», sagte sie und hatte Tränen in ihren Augen.

Am Strand wurde auch mal ein toter Pilot angespült, er hing noch am Fallschirm. Er wurde auf dem Schönberger Friedhof begraben.

Fliegeralarm gab es auch, wenn wir in der Schule waren, dann mussten wir mit anderen Kindern zu ihrem Zuhause gehen. Glück im Unglück hatte ich, von der Lehrerin zu Bäcker Misch geschickt zu werden. Die Bäckerfrau, ihre beiden Jungen Edwin und Klaus, ein paar Nachbarn und ich sass im Keller. Wir hörten die Flugzeuge kommen – ich habe das Brummen noch immer

im Ohr, wenn ich daran denke. Die Erwachsenen sprachen von der ersten Welle, die nach Berlin oder Hamburg flog, die zweite Welle sei jetzt über Kiel.

Verstanden habe ich es damals nicht, ich dachte nur: «Wie kann die Ostsee mit ihren Wellen so weit reichen?» Ich war nur froh, dass es bald Entwarnung gab. Als wir dann aus dem Keller stiegen, bekamen wir alle ein schönes Stück Brot.

Wir gingen immer frohen Mutes zur Schule, aber eines Tages war es passiert: Wie sah denn unsere Schule aus? Auch das Pastoratshaus war kaputt. Eine Luftmine hatte beide Gebäude zerstört. Die Pastorenfrau wurde dabei getötet.

Zur Schule brauchten wir jetzt nicht mehr so oft. Die Lehrer waren eingezogen, unsere Kleidung wurde knapp. Im Winter hatten wir keine ordentlichen Schuhe, wir sassen mit nassen und kalten Füßen im Unterricht.

Einige Kinder, die in Kiel ausgebombt worden waren, gingen in meine Klasse. Einmal ratterte und krachte es ganz gewaltig im Unterricht. Ein Mädchen aus Kiel schrie auf und kroch unter ihre Bank. Sie dachte an Bomben; aber es war nur der Kohlenhändler, der Kohlen ablud und auf einer Holz rutsche in den Keller schüttete.

Wir hatten bei uns am Stakendorfer Strand eine Flak mit einem Scheinwerfer und ein paar Soldaten. Meine Mutter beruhigte uns mit den Worten: «Der Scheinwerfer und die Soldaten beschützen uns!» Bei uns in der Nähe liegt der kleine Ort Schmoel, da gab es einen kleinen Flugplatz. Ich weiss nicht mehr, welche Aufgaben er hatte, ich glaube, da starteten die «Aufklärer». Dort hatte der «Tommy» oder der «Ami» so viele Bomben abgeworfen, dass der ganze Deich und die Wiesen einer Kraterlandschaft glichen.

Einmal machte ein angeschossenes Flugzeug einen Notabwurf, da war ein Heulen und Rauschen, ein Knistern, und dann das dumpfe, erschütternde Krachen. Wir Kinder sassen unter dem Stubentisch, unser Haus bebte und knackte. Einer älteren Nachbarin, die ihren kleinen Koffer auf dem Schoss hatte, zitter-

ten so stark die Hände auf dem Koffer, dass es sich anhörte, als schläge sie eine Trommel. Wir waren alle froh und glücklich, dass uns nichts geschehen war!

Am nächsten Morgen liefen wir schnell mit unseren Zigarrenschachteln nach draussen, um die Granat- und Bombensplitter zu sammeln. Die Ausbeute war nicht schlecht, ich hatte auch gute Stücke zum Tauschen dabei.

Aber die feindlichen Flugzeuge warfen nicht nur Bomben: Eines Morgens fand ich einen 20 bis 30 Zentimeter langen Streifen. Die eine Seite war blank, auf der anderen Seite war er schwarz. Ich durfte ihn nicht aufheben, denn meine Mutter hatte verboten, etwas anzufassen, was abgeworfen wurde. Es war ja vom Feind, und da konnte man nie wissen...

Die alten Fischer brachten die Streifen mit einer Schaufel zum Untersuchen. Es waren Stanniolstreifen, davon wurden Tausende abgeworfen, um das Radar zu stören. Nachts warfen sie auch «Tannenbäume» ab, man konnte sie am Nachthimmel deutlich sehen.

Auf unserem kleinen Bahnhof war ein Lager mit russischen Kriegsgefangenen eingerichtet. Frau Rohr, die dort wohnte, hatte auch die Verwaltung. Sie war ein schlechter Mensch. Zur Verpflegung der Gefangenen bekam sie Fische, Dorsch, die sie für sich behielt. Nur die Köpfe und Innereien durften sich die Russen in einem grossen Waschkessel kochen. Ich habe es selber gesehen, auch ihre grossen, traurigen Augen in den abgemagerten Gesichtern.

Wir hatten damals selbst nicht viel, doch meine Mutter gab mir manches Mal Brot und Kartoffeln, die ich dann durch den Gitterzaun steckte. Ich ging aber nur hin, wenn die «Alte» nicht da war, sonst nahm sie es uns weg. Es war auch ein Wachmann mit einem Gewehr dort, der sagte aber nichts.

Die Russen hatten auch einen Bunker gebaut. Bei einem Fliegeralarm schaffte ich es einmal nicht schnell genug nach Hause. Ich sah, wie die Russen in den Erdbunker gingen. Ich lief auch dorthin.

Drinnen roch es ganz anders als in unserem Bunker. Die Deutschen sassen alle auf einer Seite, sie durften ja nicht mit «denen» in Berührung kommen.

Aber ein Russe sah mich so lieb an, da bin ich aufgestanden und setzte mich einfach neben ihn. Ich legte meine kleine Hand auf sein Knie, er streichelte sie mit seiner von Arbeit gezeichneten Hand und weinte.

Ich verstand es damals noch nicht; meine Mutter vermutete: «Er hat wohl zu Hause auch ein kleines Mädchen!»



Mein Vater fischte für seine Kompanie in Belgien und Frankreich.

Ich weiss nur noch, dass meine Schwester mich abholte, sie wollte da nicht mit rein. Die Flugzeuge schossen noch über uns, wir liefen schnell nach Hause. In Mutters Schürze vergrub ich mein Gesicht – der Geruch, die Geborgenheit, in der Erinnerung bleiben sie wach.

Mein Vater war eingezogen worden, zuerst war er in Belgien und Frankreich, wo er für seine Kompanie fischte. Später kam er dann nach Russland. Hatte er mal Urlaub, kam er zuerst die Schultreppen aus Holz hochgepoltert, machte die Tür auf und rief: «Is mien Korl hier?»

Es wurde dann ein schöner Tag für mich, denn es ging mit Pferd und Wagen nach Hause und zum Strand.

Eines Abends wurden wir vom Fliegeralarm überrascht, und so blieben wir zu Hause. Wir Kinder sassen auf der Bettkante, Mutter war auf den Flur gegangen, um zu sehen, ob er nicht bald vorbei wäre. Es gab einen gewaltigen Krach, die Türen klapper-ten, wir Kindern schrieen vor Angst. Da kam Mutter in die Stube und beruhigte uns, sie war ganz blass geworden.

Am nächsten Morgen erfuhren wir, dass ein Blindgänger zwischen unserem Haus und der Wirtschaft «Felsenburg» explodiert war. Unsere Nachbarn sassen gerade am Tisch, da traf den Hausherrn ein Splitter in den Rücken. Er starb im Krankenhaus. Auch Tante Berta aus der «Felsenburg» wurde getroffen, sie starb noch am Abend zu Hause.

Meine Mutter hatte einen Schutzengel: Mit grosser Wucht war ein grosser Splitter durch den Fensterrahmen und das Fenster geflogen, wo sie noch vor kurzer Zeit gestanden hatte. Mein Opa ging nach draussen mit der Netzmulde über dem Kopf, er meinte, dann wäre er vor Splintern geschützt. Er bekam nur die hochspritzende Erde ab, und der Druck zwang ihn in die Knie.

Im Wonnemonat Maijubilten wir alle: «Der Krieg ist aus!»

Aber vom Deich aus haben wir gesehen, wie die Schiffe doch noch beschossen wurden, wenn sie nicht schnell genug in die Kieler Förde kamen. Wir sahen die Schiffe wie eine Perlenkette am Horizont – und dann fehlten plötzlich einige «Perlen».

Übers Wasser kamen jetzt viele Soldaten auf ihren Booten, die uns um Unterkunft baten. Sie brachten weissen Zucker mit, wir kannten nur noch den dicken, braunen Zucker. Der ganze Deich war voller Soldaten, Mutter kochte viele Eimer mit «Komfrank»-Kaffee.

Die Engländer kamen mit Panzern und stellten sich in einer Reihe vor unseren Häusern auf. Den Turm konnten sie rundherum drehen. Einer hatte seinen Spass daran, das Rohr genau auf unser Schlafzimmerfenster zu richten. Wir schliefen oben

unter dem Reetdach. Hätte ich die Hand hinausgestreckt, hätte ich das Rohr fast berühren können.

Ich dachte nur: «Hoffentlich kommt er nicht aus Versehen an den Knopf oder Hebel, und das Ding geht los!»

Wir Kinder bekamen Drops und Kaugummi. Die Soldaten saßen auf unserer Treppe, putzten ihre Gewehre und sangen: «Deutschland, Deutschland ,überalles', Deutschland nun in Arsch!» Und wir Kinder sangen mit.

Die Engländer befreiten auch die Russen und gaben ihnen Schnaps. Die «Alte» war mit ihrer Familie getürmt, sie hätte bestimmt nichts Gutes zu erwarten gehabt.

Mutter stand im Garten mit meiner kleinen Schwester, als ein Russe über die Wiese zum Gartenweg auf sie zu torkelte. Sie dachte: «Du darfst keine Angst zeigen!» und sah ihm ganz fest in die Augen, obwohl sie doch grosse Angst hatte. Er blieb stehen, sah sie an und torkelte weiter; sie hatte wieder einen Schutzengel.

In den Hotels wurden Soldaten untergebracht, in einem war ein Lazarett eingerichtet. Es gab viele verwundete und kranke Soldaten. Hatten wir Zahnschmerzen oder waren wir krank, wurden wir dort behandelt und auch gegen Krankheiten geimpft. Ich war ein fröhliches und freundliches Mädchen, ich wurde von allen Ärzten, gesunden und kranken Soldaten gerne gesehen.

An einem warmen Sommertag, wir spielten am Strand in unseren Sandburgen, hörten wir einen Knall und Holz splitterern. Engländer sprengten Opas und Vaters Schiffe und den Fischerkahn in die Luft.

Ich war sehr traurig, die schönen Boote! Opa hatte gerade erst ein neues bekommen, sein Sohn hatte es ihm gebaut, er war Bootsbauer. Da habe ich Opa weinen sehen.

Ich weiss nicht, wie lange die Soldaten geblieben sind, eines Tages waren sie fort.

Nun keimen zahllose Flüchtlinge an den Schönberger Strand und in alle Dörfer. In jedes Hotel und jedes Haus, das Zimmer

übrig hatte, wurden sie einquartiert. Wir Kinder hatten nun viele neue Spiel- und Schulkameraden.

Aber es war eine arme Zeit, keiner hatte etwas zu essen. Nur die Bauern, die etwas zum Tauschen hatten, litten keine Not. Die Netze meines Vaters hatte meine Mutter den Fischern gegeben, dafür bekam sie ein paar Fische. Hatte sie manchmal eine Kiste voll, musste ich die Fische zu kinderreichen Familien bringen. Bald kamen die Flüchtlinge fast jeden Tag und fragten nach Fisch. Mutter hat nie etwas dafür genommen.

Am Strand gab es ein Hotel nur für Typhusranke, Leute, die wir kannten, und eine Schulfreundin starben. Es war eisig kalt im Winter, es gab keine Kohlen. Wir gingen in den Wald, sammelten Holz, es war aber kein trockenes mehr da.

Viele Granaten waren am Strand angespült worden. Die grossen Jungs schmissen Steine hinten auf die Granate, bis der Deckel absprang. Ich nahm auch einen Stein und warf, drehte mich aber schnell um, falls die explodierte. Dann nahm ich die Pulverstangen heraus, es waren schwarze und weisse, und sie sahen aus wie lange Makkaroni. Sie brannten wie Lunten. Mutter machte damit Feuer an, aber nur mit einem kleinen Stück.

Ich glaube heute, es waren wohl keine Zünder drin, sonst wäre bestimmt etwas passiert. Mutter habe ich erzählt, ich hätte sie geschenkt bekommen.

Vereinzelt kamen noch Soldaten und wollten für ihre persönliche Habe Brot eintauschen. Mutter gab ihnen manchmal unser letzte Stück Schwarzbrot, aber sie konnten ihre Habseligkeiten behalten. Kaum hatte der Soldat das Stück Brot in der Hand, biss er gleich ein grosses Stück ab.

«Die armen Männer haben grösseren Hunger als du, wir bekommen schon mal wieder was», sagte sie zu mir.

Meinen Vater habe ich nicht wieder gesehen, er blieb in Russland vermisst.

Matthias Thömmes

Kriegsweihnachten

Als ich am 14. Februar 1932 in Kendenich bei Köln zur Welt kam, waren die Weichen für das kommende Unheil bereits gestellt. Im folgenden Jahr kamen mit Hitler die Nationalsozialisten an die Macht und reglementierten und überwachten fortan das gesamte öffentliche Leben in Deutschland.

Die Bestrebungen der Machthaber zur kompletten Infiltrierung ihrer Ideologien machte auch vor dem traditionellen Weihnachtsfest nicht halt.

Mit allen Mitteln versuchte man, das Fest in die Propaganda des Regimes einzubeziehen und das christliche Geschehen zur staatlichen Propagandafeier umzufunktionieren. So wurde aus dem Weihnachtsfest das nach dem Vorbild der nordischen Lichtfeier gestaltete Julfest mit nordisch-germanischem Charakter, in dem der Führer im Mittelpunkt stand und als Licht, Erretter und Erlöser des deutschen Volkes Verehrung fand.

In diesen Jahren gab es praktisch zwei Weihnachtsfeste mit verschiedenen Inhalten: einmal das private, familiäre, zum anderen das nationalsozialistische Fest der Propaganda und der Medien, das vor allem durch den Volksempfänger in alle Wohnungen getragen wurde.

Während der Kriegsjahre war besonders die grosse Ringsendung des deutschen Rundfunks das zentrale Geschehen an Weihnachten, die an alle Fronten bis hinauf ins Eismeer, nach

Afrika und Russland ausgestrahlt wurde, verbunden mit Grüssen aus der Heimat an die kämpfenden Soldaten.

Kurz vor Kriegsbeginn waren wir nach Wallenborn in die grenznahe Eifel gezogen. 1940 wurde auch mein Vater als Soldat eingezogen, so dass meine Mutter während der ganzen Kriegsjahre mit vier Kindern alleine dastand.

Im nationalsozialistischen Weihnachtsgeschehen stand ein Lied im Mittelpunkt, das uns und wohl die übermässige Zahl der Deutschen tief beeindruckte und von Hans Baumann 1936 in Wort und Weise geschaffen worden war:

«Hohe Nacht der klaren Sterne,
die wie weite Brücken stehn
über einer tiefen Ferne,
drüber unsre Herzen gehn.

Hohe Nacht mit grossen Feuern,
die auf allen Bergen sind –
heut muss sich die Erd erneuern
wie ein junggeboren Kind.

Mütter, euch sind alle Feuer,
alle Sterne aufgestellt,
Mütter, tief in euren Herzen
schlägt das Herz der ganzen Welt.»

Nur wer die damalige Zeit miterlebt hat, kann die Wirkung nachempfinden, die das in Melodik, Harmonie und Text raffiniert auf Gemüt und Gefühl angelegte Lied auf uns ausgeübt hat. Wie kaum ein anderes war es geeignet, unsere Mentalität im Sinne des Regimes zu beeinflussen. Unwillkürlich wurden wir davon in Bann geschlagen, und noch heute wird mir ganz eigenartig zumute, wenn ich dieses Lied höre.

Eine ähnliche Wirkung hatte damals auf mich auch folgendes Lied:

«Es hat in der tiefschwarzen Nacht geschneit,
weiss hat sich der Schnee übers Land gebreitet.
Ein funkelnder Stern ist vom Himmelszelt
gefallen in dunkle Winterwelt.»

Die Melodien und Texte, die wir in der Schule lernten, sind heute noch für mich die Verkörperung der damaligen Kriegsweihnacht. Vielfach erfolgte auch eine regelrechte Diffamierung des Festes, die sogar vor dem ehrwürdigen Lied «Stille Nacht» nicht halt machte. So steht in einem 1940 erschienenen «Propagandabuch für die deutsche Jugend» folgende Umdichtung:

«Stille Nacht, heilige Nacht,
Deutschlands Söhne halten Wacht,
und im Schützengraben verschneit
liegen wir Mann für Mann bereit,
lauern bei Tag und bei Nacht!»

Bei der religiös streng geprägten Eifelbevölkerung fruchteten die Bemühungen des Regimes zur Nazifizierung des Weihnachtsfestes recht wenig. Hier stand während der ganzen unheilvollen Jahre immer das christliche Geschehen mit Gottesdiensten, Weihnachtsbaum, Krippe und Geschenken im Mittelpunkt von Weihnachten.

So war es immer besonders schön, wenn Vater über die Weihnachtstage auf Urlaub bei uns zu Hause war. Dann war allein schon die Suche nach einem Tannenbaum im tiefverschneiten Eifelwald, auf die mich mein Vater regelmässig mitnahm, ein Erlebnis. Bis heute habe ich diese Gänge in den weihnachtlichen Winterwald nicht vergessen.

Am ersten Weihnachtstag stapften wir dann schon in aller Frühe durch den tiefen Schnee in die Christmette nach Salm. In Wallenborn war entweder um acht Uhr das Hirtenamt oder um zehn Uhr das Hochamt in der mit Tannenbäumen und Krippe

festlich geschmückten Kirche. Nachmittags besuchten wir die Krippenandacht und gingen anschliessend die Geschenke, Weihnachtsbaum und Krippe unserer Schulkameraden bewundern, nachdem wir auch die Krippe in der Kirche mit dem kopfnickenden Negerknaben ausgiebig begutachtet hatten.

Wenn unsere Geschenke damals auch ärmlich ausfielen: mal ein Buch, ein Brettspiel, etwas zum Anziehen, ein Teller mit Plätzchen und Obst (Apfelsinen gab es schon lange nicht mehr), so sind die Weihnachtstage dieser entbehreungsreichen Zeit für mich im Rückblick doch viel eindrucksvoller und besinnlicher als das Fest der heutigen Zeit.

Allerdings hatten die Weihnachtstage immer einen traurigen Abschluss, denn dann musste Vater wieder an die Front zurück. Es dauerte Tage, bis wir den Abschied überwunden hatten. Vor allem für unsere Mutter war das eine schwere Zeit. Wusste sie doch nie, ob er wieder gesund nach Hause zurückkommen würde.

Waren bis 1943 die Weihnachtsfeste bei uns noch verhältnismässig friedlich verlaufen, wurde das 1944 schlagartig anders. Bis dahin war die Eifel noch überwiegend von Kriegshandlungen verschont worden. Lediglich die fast täglich über meinen Heimatort hinwegziehenden amerikanischen Bomberverbände und die regelmässige Einquartierung, die uns durch die Belegung der Schulsäle zu unserer Freude öfters schulfreie Wochen bescherte, liessen uns den Ernst erahnen.

Als dann die Alliierten am 6. Juni in der Normandie landeten, wurde das schlagartig anders. Nun begann auch für die Eifel eine Zeit der Drangsale. Die «Fliegenden Festungen» der Amerikaner flogen nun nicht mehr harmlos über die Eifel hinweg, sondern warfen ihre Bomben auch auf die kleineren Eifelorte.

Schlimmer aber waren die «Jabos», Jagdbomber der Typen «P 47 – Thunderbold» und «P 51 – Mustang». Dazu kamen die doppelelrümpfigen «P 38 – Lightnings». Sie operierten als selbständi-

ge Kampfverbände über dem gesamten linksrheinischen Gebiet und hatten die Aufgabe, den deutschen Nachschub durch Angriffe auf Strassen, Brücken, Bahnhöfe und Eisenbahnstrecken so viel wie möglich zu unterbinden. Sie schossen dabei auf alles, was sich unten bewegte. Vor allem in der Nähe von Wallenborn war es sehr gefährlich, denn Wallenborn lag an einer der wichtigsten Nachschubstrassen für das westliche Frontgebiet.

Wie oft mussten wir im Herbst 1944 bei der Getreide- und Kartoffelernte unter Hecken und in Ackerfurchen Schutz suchen, wenn die Jabos im Tiefflug über das Land jagten! Sogar harmlose Obstpflücker auf den Bäumen nahmen sie unter Feuer. Bei ihren Angriffen gegen die auf der Nachschubstrasse nach Westen fahrenden deutschen Militärfahrzeuge flogen sie so tief über die Dächer von Wallenborn, dass man die Piloten in den Cockpits deutlich erkennen konnte. Anschliessend waren die Wiesen um das Dorf mit den leergeschossenen Hülsen der Bordmunition übersät, die wir Jungen fleissig einsammelten.

So kam das Weihnachtsfest 1944.

Schon Wochen vorher war der Ort mit Einheiten der Waffen-SS, darunter Panzerverbände der Typen «Tiger» und «Panther» belegt worden, denn Hitler startete bekanntlich am 16. Dezember die Ardennenoffensive, die an Weihnachten ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Der Heilige Abend kam zunächst wie immer. Draussen hatte es am Tage vorher geschneit, und nun herrschte starker Frost bei klarem Wetter. Die Stube war geschmückt mit Weihnachtsbaum und Krippe.

Plötzlich wurde der Ort von Leuchtbomben erhellt, und kurz darauf fielen auch schon Sprengbomben ins Ortszentrum, zerstörten mehrere Häuser und töteten vier Menschen.

Am ersten Weihnachtstag ging es dann weiter. Ich befand mich gerade auf dem Wege zum Weihnachtshochamt, das für zehn Uhr angesetzt war, als amerikanische Jabos Wallenborn

im Tiefflug angriffen. In letzter Sekunde konnte ich mich hinter einen Zaun flüchten, als ein Flugzeug im Tiefflug auf mich zukam und eine Phosphorbombe ausklinkte, die ich auf mich zutorkeln sah. Voller Entsetzen sprang ich auf und lief zwischen den Häusern und Gärten hindurch aufs freie Feld, während rechts und links neben mir die glühenden Phosphorfladen auf den Boden klatschten und hinter mir ein Haus und eine Scheune in Flammen aufgingen.

Während beherzte Männer versuchten, die Brände zu löschen, flüchtete ich mit der übrigen Bevölkerung aus dem Ort und suchte Schutz in Heuschobern und Bretterschuppen, wo wir den ganzen Tag in bitterer Kälte zubrachten. Erst am späten Abend wagten wir uns nach Einbruch der Dunkelheit in die Häuser zurück.

Jetzt erkannte man erst richtig, was dieser Angriff angerichtet hatte: Zwei Scheunen und das Wohnhaus waren ein Opfer der Flammen geworden. Die Jabos waren so tief geflogen, dass ihr Luftzog das Dach des Wohnhauses mitgerissen hatte. Im ganzen Ort roch es penetrant nach verbranntem Heu und Phosphor.

Mit den zerstörten Häusern des Angriffs vom Vorabend bot das Ortszentrum einen verheerenden Anblick.

Ab diesem Zeitpunkt suchten auch die Wallenborner – wie viele andere Eifelbewohner – tagsüber in selbstgebauten Bunkern ausserhalb des Ortes vor den nun ständig wiederkehrenden Luftangriffen Schutz und kehrten erst gegen Abend in die Häuser zurück.

Alle waren heilfroh, als der Einzug der Amerikaner am 5. März 1945 diesem ganzen Spuk endlich ein Ende machte.

Marianne Seebach

Die neue Heimat

Mein Vater, Vermessungstechniker in Bad Homburg, wurde im Frühjahr 1942 nach Neutomischel an das dortige Katasteramt versetzt. Die Kleinstadt liegt 100 Kilometer vor Posen. Das Land sollte neu vermessen und besiedelt werden.

Vater bat sich bei seiner Dienststelle aus, dass seine Familie auf Kosten des Amtes nach Neutomischel umzog. Nachdem er schon einige Monate in seinem neuen Amt zugebracht hatte, und wir zu einem Kurzurlaub bei ihm gewesen waren, bereiteten wir alles für den Umzug vor.

Meine Schwester Elisabeth, damals in der letzten Schulklasse, hatte einen Lehrvertrag zur Verwaltungsangestellten im Rathaus von Neutomischel schon in der Tasche. Mein Bruder Karl, 18jährig und von Beruf Feintäschner, wurde bei der Wehrmacht zum Funker ausgebildet.

Der Abschied von meinen Grosseltern und der Schule, ich war gerade in der ersten Klasse, fiel mir schwer.

Vater bekam als Dienstwohnung ein Haus zur Verfügung gestellt. Es gehörte einem polnischen Postboten, der wegen uns dort heraus musste. Meinen Eltern passte das gar nicht.

Wir alle wären lieber in Bad Homburg geblieben, doch mein Vater war Beamter und Parteimitglied; eine Ablehnung hätte für die Familie sicher Nachteile gehabt.

*) heute Nowy Tomyśl in Polen. Gehörte 1815—1919 zur preussischen Provinz Posen, ab 1919 zu Polen, nach der deutschen Okkupation 1939 zum Reichsgau Wartheland; seit 1945 wieder polnisch.

Als wir in Neutomischel ankamen, erwartete Vater uns schon. Wir fuhren mit einem Bus ohne Motor, es waren zwei Pferde vorgespannt. Unser Gepäck wurde auf das Dach des Gefährtes gehievt. Die Fahrt machte mir solchen Spass! Und erst das Haus,



Meine grosse Schwester Elisabeth und ich 1941, kurz vor unserer Übersiedlung nach Neutomischel.

in dem wir von nun an wohnen sollten! Hatte ich doch unsere kleine Stadtwohnung noch deutlich vor Augen.

Das Haus bestand aus Keller, Parterre und Dachboden. Neben Hof und Garten gehörte auch eine Scheune dazu. Darin befand

sich, ganz zum Leidwesen meiner Mutter, ein Plumpsklo, doch wir wohnten nun einmal auf dem Lande.

Mir gefiel das alles sehr.

Nebenan stand eine Ölmühle. Das Rotieren der Flügel wirkte recht beschaulich, ich liebte sie auf den ersten Blick. Der Müller besass Ziegen, und ich bekam jeden Tag frische Milch. Öl konnten wir bei ihm kaufen, soviel wir wollten. Das war ansonsten in Kriegszeiten Luxus. Aber hier hatten wir alles, was wir brauchten, wir hätten fast täglich Enten oder Gänse essen können.

Dazu baute Vater im Garten Gemüse und Kartoffeln an. Meine Eltern hatten zwar keine Ahnung vom Gärtnern, die Beete sahen wie Gräber aus, aber sie ernteten die grössten Kartoffeln und den schönsten Blumenkohl. Am Haus rankten Reben empor, die im Herbst voller süsser Trauben hingen, ich konnte sie vom Fenster aus naschen.

Wir hatten eine Küche und vier Wohnräume. Mein Reich war jedoch der grosse Dachboden. Dort spielte ich Mutter und Kind oder war Tänzerin.

Meine Mutter fragte immer: «Was machst du nur dort oben?» Sie hatte für meine Phantasiewelt wenig Verständnis.

Das Schönste aber waren die Landauer, mit denen wir bei gutem Wetter sonntags übers Land fuhren. Oft besuchten wir einen Bauern, der Deutsch sprach. Seine Küche war rabenschwarz und voller Fliegen, Hühner spazierten darin umher. Auf dem Fussboden war feiner Sand gestreut, der bei Bedarf mitsamt dem Schmutz in den Hof gekehrt wurde. Ich bekam als erstes ein Glas frische Kuhmilch.

Danach lief ich über den grossen Hof in den Kuhstall, schaute den Kühen beim Fressen zu und wie sie dabei mit ihrem Schwanz die Fliegen hinwegscheuchten. Ich turnte auf den grossen Landmaschinen herum, in Gedanken fuhr ich damit über die Felder.

Viel zu früh beendeten dann meine Eltern ihr Gespräch mit den Bauersleuten. Nun folgte ein ausgedehnter Spaziergang

durch die Mohn- und Getreidefelder. Wir pflückten Mohn- und Kornblumen und banden sie zu Strässen.

Es war ein Paradies. Flugzeuge oder Bombenalarm, das gab es hier nicht. Im Herbst 1944 aber musste auch mein Vater zu den Soldaten.



Meine Eltern 1944. Das letzte gemeinsame Foto.

Es wurde ruhig in unserem Haus. Mein Bruder Karl kam selten nach Hause, Liesel, meine Schwester, lernte im Rathaus oder fuhr nach Posen zur Berufsschule.

In dieser Zeit ging ich oft zu meiner Freundin Marilka. Ihr Vater war Volksdeutscher, ihre Mutter Polin. Doch auch hier wurde es immer stiller, die Familie betete viel.

Als Vater auf Kurzurlaub nach Hause kam, war er sehr ernst. Was er von Warschau berichtete, fand ich spannend. Dort wurde unter den Strassen gekämpft. Früher hatte es da sogar unterirdische Geschäfte gegeben.

Er brachte Mutter einen herrlichen, mit Ozelot gefütterten schwarzen Mantel mit, ich sehe ihn heute noch vor mir.

Sie aber entrüstete sich: «Schaffe den Mantel aus dem Haus, so etwas will ich hier nicht haben!»

Das wunderte mich sehr, er war doch so schön!

Vater entgegnete: «Wenn ich ihn nicht mitgenommen hätte, wäre ich erschossen worden.»

Nun verstand ich gar nichts mehr. Es war auch das einzige Mal, dass meine Eltern sich in meinem Beisein über solche Dinge unterhielten.

Es folgte eine traurige Zeit. Die schönen Sommertage, die Fahrten mit dem Landauer, das war vorbei.

Mein Bruder hatte ein paar Tage Urlaub bekommen. Er schenkte mir eine bunte, gehäkelte Kappe, die er aus Rumänien mitgebracht hatte. Als er wieder zur Front musste, weinte ich bitterlich. Ob es Vorahnung war, dass ich ihn vier lange Jahre nicht sehen sollte?

Auch Vater kam noch einmal für kurze Zeit zu uns. Es lag schon Schnee, als Mutter und ich ihn zum Bahnhof begleiteten. Wir durften den Bahnsteig nicht betreten. Dort herrschte großes Durcheinander, Soldaten rannten schreiend umher, die Gewehre über den Schultern.

Vater stand hinter dem Eisengitter, Tränen in den Augen. Mutter und ich weinten, wir konnten uns einfach nicht beruhigen. Es sollte das letzte Mal gewesen sein, dass wir Vater sahen, ein Abschied für immer.

Im Januar 1945 mussten wir aus unserer neuen Heimat flüchten.

[Freiburg im Breisgau;
1942]

Gisela Elmendorff

Freiburg – Theresienstadt

Es war im dritten Kriegsjahr. Die musisch angehauchte Dame aus dem elterlichen Bekanntenkreis sagte zu dem Kind: «Komm, begleite mich mal in die Stadt, ich möchte dich etwas fragen.»

Das Kind, elf Jahre alt, war neugierig und wäre schon aus purer Höflichkeit bereitwillig mitgegangen. Der Weg führte durch die Rathausgasse. Etwa in der Mitte, da, wo sich heute das Fischgeschäft befindet, verlangsamte die Dame ihren Schritt und hielt etwas inne, denn aus einem Fenster ganz oben drangen wunderbare Töne, eine hohe Männerstimme, die das Kind zu dem Ausspruch veranlasste: «Es klingt wie bei einem Kanarienvogel, der im Käfig seine Melodien schmettert.»

Hier hakte die Dame ein und meinte: «So unrecht hast du gar nicht. Siehst du, der da oben singt, ist so gut wie eingesperrt, denn er ist Jude, und sein Haus wird von der Gestapo überwacht. Er darf keinen Besuch mehr empfangen und das Haus nur mit dem Stern an der Kleidung verlassen.»

Sie fuhr fort: «Er würde sich so sehr wünschen, bei seinen Liedern und Arien einmal auf dem Klavier begleitet zu werden, und da haben wir an dich gedacht, denn du hast ja seit eineinhalb Jahren Unterricht, und als Kind darfst du ihn auch ohne Gefahr besuchen.»

Das Kind erschrak ein wenig, nickte aber gleich bejahend, und

in den kommenden Wochen und Monaten stieg es viele Male die knarrende Treppe in dem sehr alten Haus (das später einem Luftangriff zum Opfer fiel) hinauf, immer mit klopfendem Herzen, vorbei an den Kohlköpfen und Rüben, die die Gemüsefrau im Laden unten feilbot. Sie lächelte jedesmal freundlich herüber.

Der Mann, der es oben erwartete, war Wiener, sein Name: Willi Rhoden. Er war an der Wiener Volksoper engagiert gewesen, bis ihn die Kriegswirren nach Freiburg verschlagen hatten, wo er die dicke, gemütliche Gemüsefrau heiratete, nachdem sie ihm Unterschlupf gewährt hatte. Sein Haar war schon sehr grau, er mochte so ungefähr 50 Jahre alt sein.

Er empfing das Kind freundlich und achtete am Anfang sehr darauf, es nicht zu überfordern. Das erste Lied, das ihm vorgelegt wurde, war «Aller Seelen» von Schubert, und das Kind, das bei seiner verehrten Lehrerin von Anfang an auf Notenabspielen *prima vista* getrimmt worden war, fand sich erstaunlich gut zu recht.

Viel Literatur lernte es so kennen, und die «Sitzungen» machten beiden grossen Spass. Am liebsten sang Herr Rhoden «Du bist, Orplid, mein Land», und er legte seine ganze Sehnsucht hinein. Bei einem anderen Lied, «Abendrot», glaubte das Kind in seiner Stimme eine innere Bewegung zu verspüren.

Zweimal kam auch hochmusikalischer Besuch, trotz der Gefahr. Das Kind kannte die beiden, denn es hatte das Glück, mit seiner Mutter die Oper in Freiburg besuchen zu dürfen, und schön sind die Erinnerungen an das prächtige Gebäude mit seinen blauen Springbrunnlein in der Eingangshalle, dem herrlichen Foyer, glitzernd von Kristallüstern und Spiegeln, und den Besuchern in festlicher Kleidung.

Von diesem Opernhaus kamen Besucher in die Rathausgasse, ein Sänger namens Walter Frank, den das Kind als «Rocco» gehört hatte und der – der Vertraulichkeit der Gespräche nach zu schliessen, von denen das Kind nicht alles verstand – Herrn Rho-

den von früher her kennen musste. Es ging dabei viel um gemeinsame Erinnerungen.

Dem Kind wurde der Monolog des «Bajazzo» vorgelegt. Damit war es allerdings deutlich überfordert. Den Herren machte es aber nicht so viel aus; Herr Rhoden sang weiter, das Kind lernte schnell, die Singstimme mitzulesen, – nur dieses Mal war es einfach zu schwer. Der Text wurde auf deutsch gesungen.

Ein anderes Mal kam eine entzückende Soubrette, die die Hauptrolle in einer Operette von Nico Dostal, «Clivia», sang. Das Kind hatte sie darin bewundern dürfen. Sie war ungarischer Herkunft – eine blondgelockte Schönheit.

Beide Male war das Kind in Gegenwart solch grosser Stars etwas nervös und unsicher.

Und eines Tages, als es wieder, zwar etwas beklommen, aber fröhlich, die Treppe hinaufsteigen wollte, hiess es: «Herr Rhoden ist nicht mehr da.»

Was war geschehen?

Die rundliche Gemüsefrau sagte: «Sie haben ihn abgeholt, mitten in der Nacht, deportiert nach Theresienstadt...» Und die Tränen kullerten über ihr Gesicht.

Wenn in der deutschen Öffentlichkeit später von ernstzunehmenden erwachsenen Menschen immer wieder behauptet wurde, sie hätten «nichts gewusst», so konnte das Kind sie Lügen strafen, denn es wusste, was das bedeutete: «deportiert nach...»

Schon mit zehn Jahren, in der Hebelschule, hatte es einen «Transport» heimlich beobachtet. Von der Schulleitung hiess es: «Heute keine Hofpause, alle weg von den Fenstern!»

Was es sah, verursachte ihm ein Würgegefühl im Hals. Unten zum Einsteigen Gezwungenen befand sich auch eine ältere Schülerin mit grossen, schwarzen Augen und dunklen Locken, die dem scheuen Kind immer als Inbegriff der Schönheit erschienen war.

Es konnte an dem Tag zu Hause nichts essen, war aber auch nicht fähig, über das Gesehene zu sprechen. Es wusste nur, was vor sich ging, natürlich nicht in Einzelheiten, denn niemand sprach darüber.



Freiburg nach dem grossen Luftangriff am 27. November 1944.

Der Krieg ging weiter, der grosse Luftangriff kam, man rettete, was man konnte. Es war ein sehr schwieriges Überleben in kurzer Zeit.

Von den Bomben aus dem Elternhaus vertrieben, suchte die Familie Zuflucht bei der Klavierlehrerin in einem unversehrten Stadtteil. Die Musik wurde zum ein und alles in dieser Hungerszeit, und manchmal dachte das Kind an den Sangespartner aus der Rathausgasse.

*

Er kam zurück – ein gebrochener Mann mit schlohweissem Haar. Als Opfer des Nationalsozialismus bekam er eine Vorzugs-

wohnung im zerstörten Freiburg, aber nur ein Souterrain in der Schwarzwaldstrasse. Er lud die Dame und das inzwischen Junge Fräulein» zu sich ein.

Zur Erinnerung an vergangene Tage durfte sich das «Kind» ein Lied wünschen, das er eigens ihm widmen wollte. Es war die «Adelaide», opus 46 von Ludwig van Beethoven. Sein Schwanengesang. Kurz darauf starb er.

«Einst, oh Wunder,
entblüht auf meinem Grabe
eine Blume der Asche
meines Herzens:

deutlich schimmert,
auf jedem Purpurblättchen:

Adelaide!»

Kurt Strohmeyer

Knochenarbeit im Gaswerk

Meine Kindheit ist unlösbar mit der Tätigkeit meines Vaters verbunden. Er war der letzte Gasmeister von Nürtingen. Als er zum 1. August 1942 fest angestellt wurde, zogen wir in die freigewordene Wohnung im Haus Frickenhäuserstrasse 18. Im Erdgeschoss befand sich ein Laden mit Lager und Büro. Mir gefiel besonders der dazugehörige Obstgarten mit Springbrunnen, doch der reichte einem neugierigen achtjährigen Knaben wie mir bald nicht mehr aus. So erkundete ich zusammen mit Nachbarkindern das Gaswerk bis in den letzten Winkel. Vater erklärte mir geduldig seine Funktionsweise. In der Kriegs- und Nachkriegszeit musste er sein Amt unter schwierigen Bedingungen wahrnehmen.

Im Laufe des Krieges wurden immer mehr Arbeiter zum Wehrdienst eingezogen und die entstehenden Lücken durch Zwangsarbeiter geschlossen. Im Winter 1942 stand eines Tages eine Anzahl Russen vor der Tür. Die beiden jüngsten waren 15 und 16 Jahre alt, nur einige Jahre älter als ich.

Es war kalt, und sie hatten keine Schuhe an, die Füße nur mit Lappen umwickelt. Die vor Kälte zitternden Menschen taten meiner Mutter leid, sie gab ihnen zu essen und zu trinken, ausserdem erhielten sie von meinem Vater Arbeitsschuhe. Im Werk bekamen sie einen leeren Schuppen zugewiesen, einen Raum mit Pritschen, Tisch und Stühlen, und auch ein kleiner Ofen war vorhanden. Eine Wasserleitung wurde

Ofen war vorhanden. Eine Wasserleitung wurde in den Schuppen gelegt, so dass sie sich waschen und einen Abort benutzen konnten.

Jeden Abend mussten sie in das Lager Richtung Neckar marschieren. Sie reihten sich bei den anderen Russen auf der Strasse ein, die aus den Nürtinger Fabriken strömten. Manches Mal habe ich sie noch ein Stück des Wegs begleitet. Ich verstand mich gut mit ihnen. Als ich einmal krank war, fragten sie jeden Tag nach mir. Besonders ein kleiner Kaukasier mit Namen Arsakan war sehr traurig. An dem Tag, an dem ich wieder in das Werk gehen konnte, machte er einen Freudentanz, und ich musste mit ihm zusammen Sonnenblumenkerne essen. Etwas Russisch habe ich in dieser Zeit auch gelernt, allerdings in erster Linie kräftige Flüche.

Zum Mittag bekamen die Russen aus der Lagerküche sehr häufig Kohlsuppe gebracht. Meine Mutter gab ihnen von dem wenigen, das wir hatten, ab, denn sie waren fast immer hungrig. Nikolai, ein junger Ukrainer, erhielt von ihr auch Kleidungsstücke für seine Schwester, die ebenfalls im Nürtinger Lager war. Der älteste Russe namens Iwan war für die anderen eine Respektsperson. Er sorgte auch für Ordnung, wenn die anderen Russen meinem Vater Probleme bereiteten. Nach dem Krieg erfahren wir, dass er ein Kommissar war.

Die Schwerstarbeit vor dem Ofen mussten nun die ausländischen Arbeiter machen. Wenn von der anderen Seite des Ofens her die glühende Kohle durchgeschoben wurde, hatten sie mit eisernen Stangen dafür zu sorgen, dass die Masse in den Frachtkorb fiel. Sie standen mit blossem Oberkörper davor, denn die ausströmende Hitze war fast unerträglich.

Manches Mal stand ich mit dabei und schaute zu, allerdings hielt ich es bei den hohen Temperaturen nur kurze Zeit aus. Ich stieg auch einmal auf den Ofen, wobei einem, wenn man nicht aufpasste, die Schuhsohlen wegbrannten. Am liebsten turnte ich jedoch auf den beiden Gaskesseln herum. Die wenigsten meiner Freunde hatten den Mut, mich dabei zu begleiten. Mein Vater durfte es nicht sehen, sonst schimpfte er uns aus. Er achtete

streng auf die Vorschriften zur Unfallverhütung. Es war auch nicht ungefährlich, denn die obere Kesselhaube schwamm durch das eingepumpte Gas im Wasser und ein Abrutschen aus der Höhe in den Zwischenraum des unteren Wasserbehälters hätte den Tod bedeutet.

Diese Anordnung der Kessel barg bei Fliegerangriffen eine Gefahr in sich. Wäre das Wasser durch Bombeneinwirkung schlagartig entwichen, hätten Bewohner der Steinengrabenstrasse sogar durch Ertrinken ums Leben kommen können. Eine Explosion der Kessel wäre dagegen nur bei besonderen Bedingungen zu befürchten gewesen, eher hätte es zu einem Ausbrennen kommen können.

Einen Luftangriff werde ich nicht vergessen: Im Bereich des Gaswerks fielen Splitterbomben, und die Gaskessel wurden mit Bordwaffen beschossen. Bevor Schlimmeres passieren konnte, kletterte mein Vater noch während des Angriffs auf die Kessel und steckte für diesen Fall vorbereitete Holzstöpsel in die Schusslöcher. Er verbrannte sich hierbei Hände und Arme, aber entschlossenes Handeln war nun einmal im Interesse der Sicherheit erforderlich.

Als die Angriffe zunahmen, konnte man nachts sehen, in welcher Richtung Stuttgart lag, denn dort war der Himmel vom Feuer rot. Im Kellergewölbe unseres Hauses verbrachten wir während des Alarms so manche Nacht, häufig zusammen mit zwei diensthabenden Monteuren. Interessanterweise war der eine von ihnen ein überzeugter Parteigenosse, während der andere eine entgegengesetzte Meinung vertrat. Trotz der daraus entstandenen Streitereien blieben sie Freunde und waren sich letztendlich darin einig, dass die Bombenangriffe auf Wohnhäuser ein Verbrechen seien.

Das Gas aus den Kesseln vor Angriffen einfach abzulassen wäre keine ideale Lösung gewesen und hätte auch zu erheblichen Engpässen geführt. Wegen der Produktion von Rüstungsgütern wurde es auch nicht gestattet. Nachdem nun die KohletrEmsporte immer mehr ausblieben, musste das Stadtgas ra-

tioniert werden. Mein Vater hatte in erster Linie ein Interesse daran, dass die Haushalte wenigstens vor der Essenszeit ausreichend mit Gas versorgt wurden. Ein Fabrikbesitzer sah dies jedoch anders und meinte, zunächst müsste für die Rüstungsproduktion genügend Energie zur Verfügung stehen. Weil mein Vater hiermit nicht einverstanden war, wurde ihm mit Verhaftung gedroht. Trotzdem gab er seine mutige Haltung nicht auf.

Eines Tages hörten wir lautes Geschrei aus dem Büro meines Vaters dringen. Ein Geschäftsmann beklagte lauthals, dass mein Vater als Beamter nicht in der NSDAP sei, und drohte, er wolle mit dem Bürgermeister sprechen, damit man ihn aus dem Dienst entferne. In beiden Fällen hat sich jedoch der damalige Bürgermeister, Dr. Klemm, hinter meinen Vater gestellt. Er vertrat die Meinung, dass ihm ein guter Fachmann an dieser Stelle wichtiger sei, und half ihm über schwierige Situationen hinweg.

Das Ende des Krieges rückte näher. Amerikanische Flieger erschossen einen Freund von mir, der gerade an der Steinach gespielt hatte. Ironie des Schicksals: Man sagte, seine Mutter sei amerikanischer Nationalität gewesen.

Eines Tages kamen SS-Leute auf ihrer Flucht beim Gaswerk vorbei und forderten Benzin zur Weiterfahrt. Da keines vorhanden war, spitzte sich die Situation zu, sie drohten mit Erschiesens. Man liess sie nun selbst suchen, und sie entfernten sich schnell, nachdem sie nichts gefunden hatten.

Kraftstoff war rar geworden. Ein Gasmeister aus einer Nachbarstadt wusste sich aber zu helfen: Er hatte zu seinem Auto einen Anhänger mit einer grossen Gummiblase konstruiert. Er fuhr damit von Gaswerk zu Gaswerk und tankte Gas als Kraftstoff. So kann die Not erfinderisch machen.

Am Ende des Kriegs war mein Vater noch zum Volkssturm eingezogen worden. Die meist älteren Männer wurden von einem Offizier im Gebrauch der Panzerfaust ausgebildet. Die Front rückte immer näher. Unterhalb des Gaswerks, in der Steinen-

grabenstrasse, wurde aus Baumstämmen eine Panzersperre errichtet. Man erzählte sich damals Folgendes: Als die Amerikaner nicht mehr weit weg waren, gingen mutige Männer daran, die Baumstämme zu zersägen, um die Sperre zu entfernen. Plötzlich hielt ein Auto mit SS-Leuten. Diese waren sehr empört und wollten die Männer erschiessen. Ein Junge sah dies von der Eisenbahnbrücke. Um seinen Vater zu retten, schrie er laut: «Die Amerikaner kommen!» Flugs sprangen die SS-Leute in ihr Auto und fuhren weg.

Es dauerte dann noch einige Tage, bis Nürtingen besetzt wurde. Durch die Neuffener Strasse zog sich nun ein riesiger Zug von deutschen Soldaten auf der Flucht. Sie wurden von Flugzeugen beschossen. Ein Ritterkreuzträger aus der Nachbarschaft beschoss nun seinerseits die Flugzeuge mit dem Gewehr. Ohne grösseren Erfolg, versteht sich. Einige Bewohner hatten ihre Habseligkeiten auf einen Leiterwagen geladen und flüchteten aus Angst in die umliegenden Wälder.

Ende April 1945 war es dann soweit: Die Amerikaner marschierten ein. Die Bewohner von Nürtingen standen Spalier und klatschten zum Teil Beifall. Wir standen in Höhe des damaligen Friseursalons Häupter, Ecke Schmale Strasse, und schauten zu. Die ersten Soldaten hatten Maschinenpistolen in der Hand und schauten misstrauisch zu den Leuten hin. Es schien ihnen nicht ganz geheuer zu sein. Die nachfolgenden Soldaten quartierten sich dann im ehemaligen Hotel «Zum Löwen» ein. Wir Kinder hielten uns immer in ihrer Nähe auf und hofften auf Schokolade und Kaugummi, damals ungewohnte Genüsse.

In der Übergangszeit stand im Gaswerk die Produktion für zirka acht Monate notgedrungen still. Die ausländischen Arbeiter verliessen Deutschland. Spät in der Nacht haben sie sich von uns noch verabschiedet, wobei sie immer wieder betonten, wir sollten sie in ihrer Heimat besuchen, was natürlich damals nicht möglich war. Es fehlte dann an Arbeitskräften und Material. Steinkohle war nicht zu bekommen, und so musste man die Pro-

duktion auf Holzgas umstellen. Riesige Buchenstämme wurden abgeladen und mussten auf eine für den Ofen passende Grösse zerkleinert werden.

Für die Arbeiten im Gaswerk wurden kurze Zeit auch ehemalige Parteifunktionäre eingesetzt, welche natürlich über den erzwungenen Arbeitseinsatz nicht begeistert waren. Die Arbeit war ungewohnt, und mein Vater sah über immer wieder eingelegte Pausen verständnisvoll hinweg.

Nach einer weiteren schweren Gasvergiftung litt mein Vater unter Magengeschwüren. Im Gaswerk ging es wieder aufwärts, Steinkohle wurde geliefert, nur Arbeitskräfte waren wegen der anstrengenden Tätigkeit kaum zu bekommen. Unzuverlässige Arbeiter sorgten immer wieder für Aufregung und Zwischenfälle.

Koks wurde als Heizmaterial zusätzlich an die Haushalte direkt verkauft. Bezugsscheine wurden ausgestellt. Die Leute rissen sich um die Ware. Wenn ich morgens zur Schule wollte, stand bereits eine Käuferschlange vor der Tür. Für den Verkauf von Koks, Gasherden und anderen Geräten war meine Mutter zuständig, die sich damals über Langeweile nicht beklagen konnte. Den Firmen wurde der Koks mit dem Elektrowagen angeliefert.

In den 50er Jahren standen grössere Investitionen für das Gaswerk an. Die bisherigen Kapazitäten reichten nicht aus, den höheren Verbrauch zu befriedigen. Eine totale Neugestaltung, eventuell sogar ein Neubau an anderer Stelle standen zur Diskussion. Als ganz andere Lösung wurde auch eine Ölspaltanlage vorgeschlagen. Werke ähnlicher Grösse hatten sich aber zwischenzeitlich zum Ferngasbezug entschlossen.

Nach den Berechnungen meines Vaters ergab sich ein klarer Vorteil für Ferngas. Trotz einiger Widerstände setzte er sich schliesslich mit seiner Meinung durch. Im Juli 1959 öffnete Bürgermeister Pfander den Hahn für das Ferngas aus Reutlingen. Eine Ära ging zu Ende.

[Ettelbrück, Luxemburg;
1942-1944]

Karola Friedel

Der Befehl

Juli 1942, drittes Kriegsjahr. Während an allen Fronten um jeden Meter Boden erbittert gekämpft wird, finden in der Heimat unzählige Menschen durch Bombenangriffe den Tod.

In dieser schrecklichen Zeit erreicht uns die Nachricht, dass Vater von der Front abgezogen werden und nach Hause kommen soll. Freigestellt von der Wehrmacht, hat er geschrieben. Keine weiteren Erklärungen.

Natürlich sind wir überglücklich. Doch schon bald beschleichen Mutter Befürchtungen. «Da ist was faul», sagt sie, «da stimmt was nicht.»

Und dann ist Vater da. Gesund, ohne einen Kratzer, nur das Lächeln in seinem Gesicht wirkt gezwungen. «Ich habe einen Marschbefehl nach Luxemburg», sagt er, «ich muss in Ettelbrück die Leitung des Hauptzollamts übernehmen.»

Mutter atmet auf. Sie hat Schlimmes erwartet. Doch Luxemburg ist fest in deutscher Hand, kein Kriegsschauplatz, dort fallen keine Bomben.

«Ihr müsst mit», sagt Vater, «die ganze Familie.»

Das also war es! In den nächsten Tagen bemüht er sich um die Erlaubnis, ohne Familie reisen zu dürfen. Vergeblich. Die Präsenz deutscher Familien sei für die Eingliederung der Eroberungsgebiete an Grossdeutschland überaus wichtig, heisst es, der Umzug habe innerhalb von vierzehn Tagen zu erfolgen. Befehl ist Befehl!

Immerhin bekommen meine Eltern die offizielle Genehmigung, dass meine Schwester Erika, 17 Jahre alt, in Trier die Pflege einer hilfsbedürftigen Tante übernehmen und dort auch weiterhin zur Schule gehen darf. Dem persönlichen Einsatz eines «deutschen Mädels» hat man nichts entgegenzusetzen. Zum Glück werden die Angaben nicht überprüft, denn jene «Tante» ist weder hilfsbedürftig noch mit uns verwandt, sie ist nichts anderes als eine gute Freundin.

In Ettelbrück werden wir aus verständlichen Gründen ohne jede Herzlichkeit empfangen. Misstrauisch beobachten die Einheimischen unser Verhalten. Erst als sie merken, dass wir zwar Deutsche, aber keine «Nazis» sind, den sonntäglichen Gottesdienst besuchen und nicht, wie von Vaters Vorgesetzten gewünscht, die Geschäfte mit dem «deutschen Gruss» betreten, schenkt man uns hin und wieder ein verstohlenes Lächeln.

Verstohlen deswegen, weil niemand vor seinen Landsleuten als deutschfreundlich und somit als Vaterlandsverräter gelten will. Andererseits genügt schon ein unbedachtes Wort, eine abfällige Bemerkung gegen das Hitlerregime, um bei den Besatzern in Ungnade zu fallen. Die Angst davor ist nur allzu berechtigt. Die plötzlich geschlossenen Geschäfte wie auch die Nacht- und Nebelaktionen, in denen ganze Familien zur «Umerziehung» nach Deutschland ausgesiedelt werden, beweisen es. Dass die Denunzianten meist aus den eigenen Reihen stammen, ist kein Geheimnis. Für sie «steht schon der Galgen bereit», flüstert mir eine Freundin vor einem geschlossenen Bäckerladen zu, wo wir am Tag zuvor noch Brot gekauft haben.

Ich bin zwölf Jahre alt, hasse den Krieg und alles, was mit Gewalt zu tun hat. Von Politik verstehe ich nichts, und erst recht nichts von dem, was unter diesem Namen um mich herum vorgeht. Meine Eltern, alles andere als überzeugte Regimeanhänger, halten sich mit Kritik zurück – zumindest in der Öffentlichkeit und vor unseren Kinderohren.

Später ertappe ich Mutter dabei, wie sie sich 1944, nach von Stauffenbergs Attentat auf Hitler, zu der Äusserung hinreissen lässt: «Ein Jammer, dass es nicht geklappt hat.»

Ich bin über Mutters unchristliche Einstellung entsetzt, aber klug genug, von meinem Wissen keinen Gebrauch zu machen. Kaum auszudenken, was sonst hätte geschehen können. Für einen kleinen Vorgeschmack sorge ich selbst.

Wie in Deutschland, so wird auch in Luxemburg von den Jugendlichen verlangt, je nach Alter, in die Jungmädelschar, BDM, oder die Hitlerjugend einzutreten.

Mir fällt auf, dass meine Schulkameradinnen – in meiner Klasse gibt es ausser mir nur noch zwei Deutsche – ihre HJ-Nadel, die zu tragen Pflicht ist, nach Schulschluss abnehmen und in der Tasche verschwinden lassen. Weil es mich belustigt, tue ich es ihnen nach, ohne mir gross etwas dabei zu denken. Irgend jemand schwärzt mich an.

Tage später werde ich zum Direktor der Schule, einem linientreuen Hitleranhänger, beordert, dem ich Rede und Antwort stehen muss. Etwas warnt mich davor, die Wahrheit zu sagen, und so rede ich mich damit heraus, dass mich an diesem Tag die Nadel an meinem dünnen Kleid ständig gepiekt und ich sie deshalb ablegt habe. Ein Gegenbeweis ist nicht möglich, da ich, wie alle anderen auch, das Abzeichen stillschweigend in die Tasche gesteckt habe.

Trotzdem bekomme ich einen Brief mit nach Hause, den ich, von beiden Eltern unterschrieben, wieder abgeben muss. Mutter kann ein Lächeln kaum unterdrücken, als sie liest, es sei ihre Pflicht, ihre Tochter zu mehr Bewusstsein als Deutsche zu erziehen. Vater schüttelt nur den Kopf und sagt, dass ich niemandem mit der Nadel weh täte, also solle ich «das Ding» dranlassen.

Wenige Tage später erhalte ich ein Schreiben von der Gauleitung, in dem es heisst, ich hätte für die Dauer von vierzehn Tagen in der Familie B. «Kriegsdienst» abzuleisten. Bs. sind Luxemburger. Herr B. ist Standortführer bei der HJ.

Niemand ist verlegener als Frau B., als ich mich bei ihr melde. Mein «Kriegsdienst» besteht in den nächsten vierzehn Tagen darin, ihren halbjährigen Sohn am Mittag spazieren zu fahren.

Es gibt etwas, das ich nicht verstehe und als persönliche Beleidigung empfinde: Ich darf zu keiner meiner Freundinnen, mit denen ich mich sonst gut verstehe, nach Hause kommen, und sie dürfen nicht zu mir. Man sagt es mir nicht direkt ins Gesicht, das wäre viel zu gefährlich, nein, immer wenn die Frage im Raum steht, hat jede etwas überaus Wichtiges zu erledigen. Ausserhalb der Wohnung darf ich mich mit ihnen treffen, da gibt es keine Probleme.

Mutter versucht, es mir zu erklären. «Lass ihnen Zeit», sagt sie, «Vertrauen gewinnt man nicht von heute auf morgen. Der Groll, einem ganzen Volk die Freiheit genommen zu haben, sitzt zu tief, und du gehörst zu ihrem Feindbild.»

Ich begreife nur schwer. «Ich habe doch niemandem etwas Böses getan, warum soll ich dann ihr Feind sein?»

«Sie lehnen ja nicht dich persönlich ab», sagt Mutter, «sie lehnen den Staat ab, dem wir angehören. Ausserdem haben sie Angst, du könntest vielleicht etwas in ihren Wohnungen entdecken, dass ihnen schaden könnte.»

Ich bin weit davon entfernt, die Welt der Erwachsenen zu verstehen. Doch den Erfolg ihrer «Heldentaten» bekomme ich bald hautnah zu spüren.

Wir wohnen seit etwa zwei Jahren in Luxemburg, als im Juni 1944 die Invasion in Frankreich beginnt. Von Tag zu Tag werden die Mienen meiner Eltern besorgter. Nach dem Attentat auf Hitler will meine Mutter uns Kinder vorsichtshalber zur Grossmutter nach Deutschland bringen.

«Du kennst die Anordnung, kein Deutscher darf vorerst das Land verlassen.» Vaters Stimme klingt bedrückt.

In der folgenden Zeit ist Mutter ständig damit beschäftigt, Pakete zu packen, die an Grossmutters Adresse verschickt werden. (Später erfahre ich, dass sie Wäsche und Bekleidung enthielten,

die nicht unbedingt gebraucht wurden.) An einem Herbsttag 1944 verletze ich mir beim Spielen den rechten Fussknöchel. In der Nacht habe ich heftige Schmerzen und kann nicht schlafen, daher entgeht mir auch nicht, dass es an der Tür klingelt. Vater öffnet, und dann dringen aufgeregte Stimmen an mein Ohr. Ich höre, wie Mutter entsetzt aufschreit.

Kurze Zeit später wird die Tür zu unserem Schlafzimmer aufgerissen. «Aufstehen Kinder, sofort aufstehen und anziehen!» Mutters Stimme überschlägt sich fast. «Zieht jedes Teil doppelt an! Wir müssen fort!»

Ohne jemals über eine Flucht nachgedacht zu haben, begreife ich schnell. Marlene, drei Jahre jünger als ich, versteht *gar* nichts. Sie mault, weil sie im Schlaf gestört wurde. Ich schüttele sie, schreie sie an, dass sie endlich aufwachen, aufstehen und sich anziehen soll. Ich selbst ziehe drei Hemden, drei Schlüpfers, zwei Röcke und zwei Blusen übereinander und hinke mit meinem verletzten Fuss aus dem Zimmer.

Die Eltern rennen erregt in der Wohnung hin und her. Koffer und Taschen stehen halb- und vollgepackt herum.

«Gib immer auf die schwarze Tasche acht», höre ich Vater sagen, «da sind alle wichtigen Papiere drin!»

Mutter reißt Schubladen und Schränke auf und stopft in die Koffer, was ihr gerade in die Hände fällt.

«Lass doch das unnütze Zeug weg», schimpft Vater, «pack lieber die Schuhe ein, die sind wichtiger!»

Ich schleiche mich in die Vorratskammer. Da stehen sie alle, die Gläser mit eingemachtem Obst, das ich so liebe. «Darf ich ein Glas Kirschen aufmachen?»

Mutter sieht mich entgeistert an. «Wie kannst du jetzt an Kirschen denken?»

Ich nehme wortlos ein Glas, öffne es und schlinge gierig den ganzen Inhalt in mich hinein. Diese Kirschen kriegen sie nicht, denke ich und habe plötzlich ein neues, mir bisher unbekanntes Gefühl von Befriedigung.

Marlene sieht in ihrer Doppelbekleidung seltsam unförmig aus. In aller Unschuld und Unwissenheit fragt sie nach ihren Spielsachen. Da sie nicht beachtet wird, klemmt sie sich ihren Teddy unter den Arm, hockt sich schmolldend auf einen Stuhl und schaut dem hektischen Treiben um sich herum zu.

Wie es der Zufall will, ist Erika für einige Tage zu Besuch. Jetzt steht sie im Herrenzimmer vor dem Bücherschrank und kann nicht fassen, dass all die schönen Bücher, sie ist eine begeisterte Leserin, verloren sein sollen. Sie kippt meine Schulmappe aus, pickt die wertvollsten Exemplare vom Bord und stopft sie in die Mappe.

«Sei vernünftig», sagt Vater, «damit können wir uns nicht abschleppen. Hilf lieber Mutter.»

Zum ersten Mal höre ich meine sonst so disziplinierte, mir immer als Vorbild hingestellte Schwester laut fluchen.

Es bleibt nicht mehr viel Zeit. In einer Stunde soll der letzte Zug in Ettelbrück abfahren. Als wir das Haus verlassen, ist es noch dunkel. Ich schäme mich fürchterlich, mich wie ein Dieb in der Nacht davonschleichen zu müssen.

In Etappen geht es zum Bahnhof. Alle hundert Meter werden die ersten Gepäckstücke abgesetzt und die nächsten nachgeholt.

Da ich schlecht laufen kann, bewache ich das Gepäck. Ich hocke auf einem Koffer, fürchte mich und weiss nicht wovor. Ich bin kein ängstlicher Typ, aber nun befinde ich mich auf der Flucht, das heisst, ich laufe vor einer Gefahr davon, einer Gefahr, die ich nicht benennen kann und die daher doppelt unheimlich ist. Mein Herz schlägt wie wild. Für gewöhnlich brauchen wir eine Viertelstunde zum Bahnhof. Durch das ständige Hin und Her benötigen wir das dreifache an Zeit.

Wir haben Glück, dass der Flüchtlingszug in Ettelbrück eingesetzt wird. Es entsteht keine Panik. Die Leute sind erregt, verhalten sich aber einigermaßen diszipliniert. Der Zug ist lang, jeder findet ausreichend Platz.

Als Vater hört, dass die Strecke wegen der Militärtransporte erst eine halbe Stunde später freigegeben werden soll, entschliesst er sich, noch einmal in die Wohnung zurückzukehren, um noch seine «Offizierskiste» zu holen, Erika soll ihm beim Tragen helfen. Mutter ist nicht einverstanden, will ihn zurückhalten, doch für Debatten ist keine Zeit.

Zehn Minuten später fährt der Zug ohne Vater und Erika ab. Mutter ist der Verzweigung nahe. Marlene jammert nach dem Vater, ich bringe vor Schreck kein Wort heraus. Alles Jammern und Klagen hilft nicht weiter. Wir können nur hoffen, dass sich die beiden irgendwie durchschlagen.

Ich sehe, wie Mutter die Hände faltet, die Augen schliesst, den Oberkörper vor und zurück bewegt. Sie betet. Mich beeindruckt nicht, dass, sondern wie sie es tut. Ihre Bewegungen drücken kein demütiges Bitten aus, sondern eher ein Beschwören, ihre Forderung anzunehmen.

Zweimal noch hält der Zug. Gepäckstücke aller Art werden in das Abteil geworfen, Frauen und Kinder drängen, nach Angehörigen rufend, hinterher. «Gertrud, Ewald, hier, hier ist noch Platz!» «Pass auf das Kind auf!» «Wo ist Horst?» «Horst, wo bist du?» «Mama, Mama!»

Der Zug, jetzt übervoll, hält nicht mehr. An der nächsten Station stehen winkend und schreiend Menschen und wollen noch mit. Keine Chance. Die Hilflosigkeit macht stumm. Für eine Weile herrscht bedrückende Stille im Abteil, unterbrochen nur von Kinderweinen. Kurz vor der Grenze ein Halt auf offener Strecke. Zugbegleiter laufen laut rufend an den Abteilen entlang: «Tiefflieger im Anflug! Alles raus! Schnell, schnell!» Tumultartig springen Menschen aus dem Zug, reißen andere mit. Gepäckstücke, die den Weg versperren, werden hinausgeworfen. Kleinkinder wechseln von einem Arm zum andern, bis sie wieder bei der Mutter landen. Fluchen, schreien, weinen. Ein unbeschreibliches Chaos. Man treibt uns in ein nahegelegenes Wäldchen. Eine Gruppe sucht in einer leerstehenden Scheune Zuflucht.

Mutter zerrt mit einer Hand Marlene hinter sich her, in der anderen hält sie krampfhaft jene «wichtige Tasche».

«Bleib um Gottes Willen dicht hinter mir», beschwört sie mich, «was auch immer passiert, dicht bei mir bleiben!»

Ich vergesse meinen Fuss, meine Schmerzen und renne um mein Leben.

Und dann sind sie auch schon über uns. Tiefflieger. Drei grosse Vögel, die zum Sturzflug ansetzen, hinunterschiessen und ihre tödlichen Salven abfeuern. Einer nach dem andern. Dann fliegen sie davon. Wir warten darauf, dass sie zurückkommen.

Als nichts mehr geschieht, kriechen alle aus den Schlupflöchern. Zum Glück gibt es weder Tote noch Verletzte. Doch kaum ist die Gefahr vorüber, gilt die Sorge den geretteten Habseligkeiten, die man im Zug zurückgelassen hat. So schnell die Abteile verlassen wurden, sind sie auch wieder besetzt. Am Zug selbst sind Einschüsse erkennbar, auch Gepäckstücke hat es erwischt. Sachschäden, die nicht ins Gewicht fallen.

Ich spüre wieder den Schmerz im Fuss und komme nur langsam vorwärts. Mutter und Marlene sind schneller, erreichen das Abteil vor mir.

Plötzlich höre ich, wie eine mir wohlbekannte Stimme meinen Namen ruft. Vater, und neben ihm Erika! Was ich in diesem Moment empfinde, lässt sich nicht in Worte fassen.

Mutter, die verzweifelt Ausschau nach mir hält, entdeckt uns: «Willi, mein Gott, Willi!»

Ihr Schrei übertönt alle anderen Geräusche. Im Zug ist es so voll, dass sie nicht mehr heraus kann. Es ist auch nicht die Zeit für rührselige Umarmungen.

Vater drückt Erika und mich noch ins Abteil, knallt die Tür zu, ruft: «Erika wird alles erzählen», und ist verschwunden. Mutters «Willi, wo gehst du hin?» hört er schon nicht mehr. «Er muss zurück zur Kiste», sagt Erika, «sie ist hinten im Zug.»

Wir sind bereits wieder unterwegs, als wir hören, dass ein Militärfahrzeug die beiden bis Echternach, dem letzten Halt, mitgenommen hat. Dort ist an den Zug ein offener Waggon angehängt worden, auf den sie in letzter Minute aufgesprungen sind. 24 Stunden später sind wir bei Grossmutter am Niederrhein.

Der «Befehl» hat uns zwar Hab und Gut gekostet, aber möglicherweise Vaters Leben gerettet.

In Deutschland wird er nochmal eingezogen, zum «Volkssturm», übersteht aber die letzten Kampfhandlungen ohne Verwundung. Das Städtchen am Niederrhein wird kurze Zeit später zum Kampfgebiet erklärt, und alle Bewohner werden evakuiert. Auf Lastwagen geht es ins Sauerland. Diesmal hat unser Flüchtlingsgepäck auf einem kleinen Leiterwagen Platz.

Vaters Offizierskiste, schon damals ein Andenken an eine Zeit, die mehr als zwanzig Jahre zurücklag, ist später zu einem unentbehrlichen Transportmittel für Umzüge geworden. Sie existiert heute noch.

[Oschitz*), Sudetenland – Basedow, Mecklenburg;
1939-1946]

Marianne Scholz

Meine Freundin Bärbel

Meine Erinnerungen beginnen mit unserem Umzug 1939 von Hennersdorf nach Oschitz, Kreis Reichenberg, im Sudetenland. Ich war damals vier Jahre alt. Mein Vater hatte gerade seine Meisterprüfung als Schuhmachermeister gemacht und eröffnete in Oschitz ein Schuhgeschäft mit Reparaturwerkstatt.

Adolf-Hitler-Platz Nr. 100 war unsere neue Adresse. Es war ein grosses, rotes Backsteinhaus, und wir bewohnten die ganze untere Etage. Über uns hatte ein Zahnarzt seine Praxis. Ich hatte immer Angst, ihm mal im Treppenhaus zu begegnen.

Im dritten Stock war das Foto-Atelier Richter. Richters hatten einen Sohn, Peter. Dieser war zwei Jahre alt, wie mein Bruder Bruno, den alle nur Bubi riefen.

Und dann gab es im dritten Stock noch die Familie Hain. Sie hatte drei Kinder: Jörg war ein Jahr, Inge zwei Jahre und Bärbel war drei Jahre alt. Bärbel und ich hatten am selben Tag Geburtstag, wir feierten natürlich immer zusammen.

Ich besitze noch ein Foto, wie durch ein Wunder gerettet, da sitzen wir Kinder alle am Geburtstagstisch, Bärbel wurde fünf und ich sechs Jahre. Es begann eine wunderbare Freundschaft, die Krieg, Vertreibung und alle Trennungen überdauert hat.

Bärbel war, im Gegensatz zu mir, sehr temperamentvoll und ungeduldig, sie bestimmte immer alle Spiele, aber wir anderen Kinder haben alles, was sie wollte, akzeptiert.

Ihr Vater besass ein grosses Sägewerk am Ortsende, dort hat-

*) heute Osečná in Tschechien

ten wir herrliche Spielecken, auch eine Bretterbude gehörte dazu. Die war unsere Wohnung und wurde von uns ganz liebevoll eingerichtet. Vater, Mutter und Kind war damals unser Lieblingsspiel. Was haben wir für herrliche Gerichte aus Pflanzen und Beeren gekocht! Unserer Phantasie waren keine Grenzen gesetzt, und Langeweile kannten wir nicht.



Der gemeinsame Geburtstag von Bärbel (links) und mir (rechts, mit der grossen Schleife). Bärbel wurde fünf und ich sechs Jahre alt. Mit dabei waren natürlich auch Bärbel's Schwester Inge (rechts), mein Bruder «Bubi» (hinten) und Peter Richter (vorne).

Als wir 1942 Peter Richters Geburtstag feierten, kam just während des Trubels mein jüngster Bruder Klaus, zur Welt. Bubi und ich durften wegen dieses Ereignisses sogar bei Richters übernachten, das fanden wir viel schöner, als ein Brüderchen zu bekommen. Kurz darauf wurde auch ein Dienstmädchen, die Anna, eingestellt. Ich sehe sie noch lebhaft vor mir, sie war furchtbar gross. Anna blieb drei Jahre bei uns.

Die Sonntage sind mir ganz besonders in Erinnerung geblieben. Nach dem Frühstück wurden Bubi und ich fein gemacht.

Ich mit blauem Faltenrock, weisser Bluse, weissen Kniestrümpfen oder kratzenden Strumpfhosen und schwarzen Lackschuhen, im Haar die unvermeidliche grosse Schleife. Ich habe sie gehasst, und es gab viele Tränen deswegen, aber da blieb meine Mutter eisern, die Schleife musste sein. Bubi hatte natürlich einen blauen Matrosenanzug an, und so fein herausgeputzt gingen wir auf dem Marktplatz spazieren.

Im Haus nebenan war eine Bäckerei. Dort kehrten wir ein, denn der Bäcker hatte immer eine Semmel oder ein Stück Kuchen für uns. Sonntags räumte er seine Backstube auf.

Nachmittags war Familienausflug angesagt. Papa zog seine Knickerbocker an, und Mama trug ein herrlich duftiges Seidenkleid und einen wunderschönen grossen Hut. Er war aus feinem Stroh mit breiter Krempe und einem Blütenbukett. Ich war mächtig stolz auf meine Mama. Sonntag Abend gingen meine Eltern regelmässig ins Kino – und genauso regelmässig musste meine Mutter herausgerufen werden, weil wir Kinder nicht schliefen, sondern lauthals brüllten.

Ein Sonntag wird mir unvergesslich bleiben: Für einen Ausflug war das Wetter nicht schön genug. Meine Eltern waren im Laden beschäftigt, und wir Kinder alle oben bei Hains. Die sassen mit Besuch im Wohnzimmer, und wir Kinder durften im Bad spielen.

Jörg ärgerte uns immer, und so schloss Bärbel kurzerhand die Tür zu. Als einer von uns hinauswollte, Hess sich der Schlüssel nicht mehr drehen. Bärbel wurde immer gleich ungeduldig und hämmerte gegen die Tür, aber niemand hörte uns. Da machte sie das Fenster auf und stieg hinaus.

DAS muss man sich einmal vorstellen: im dritten Stock, unten ein Hof mit Kopfsteinpflaster! Nur ein Sims, so breit wie die Schmalseite eines Ziegelsteines, ging um das Haus herum. Neben dem Badezimmer kam eine Speisekammer, das Fenster war natürlich zu. Dann kam die Küche, aber auch dieses Fenster war verschlossen, und in der Küche war kein Mensch.

Nun war Bärbel ein ziemhch pummeliges Mädchen von acht

Jahren und ging auf diesem schmalen Sims vom Bad bis zur Küche. Sie muss damals ein ganzes Heer von Schutzengeln gehabt haben, es blieb allen ein Rätsel, wie sie das gemacht hat.

Da stand sie nun vor verschlossenem Fenster und konnte nicht mal mehr zurück. Mein Bruder und ihre Schwester wollten es ihr natürlich nachmachen, und ich hatte Mühe, sie zurückzuhalten.

Plötzlich ging die Tür zum Wohnzimmer auf, und Bärbels Oma kam heraus, sah das Kind vor dem Küchenfenster und fiel in Ohnmacht. Erst als man die Oma aufhob, bemerkte man Bärbel und liess sie herein.

Jetzt fing sie aber an zu brüllen, und wir anderen brüllten mit! Herr Hain versuchte, uns zu beruhigen und redete immer wieder auf mich ein, den Schlüssel abzuziehen und ihn zum Fenster hinauszuwerfen. Irgendwann gelang es mir auch, so wurden wir dann befreit. Von da an war es uns strikt verboten, eine Tür abzuschliessen.

Dann bekam ich das einzige Mal Prügel von meiner Mutter, was ich nie mehr vergessen sollte:

Klaus war inzwischen drei Jahre alt, und ich als Zehnjährige musste ständig auf ihn aufpassen. Bärbel und ich waren derweil unzertrennliche Freundinnen geworden.

Als wir wieder einmal im Sägewerk spielen wollten, musste ich auch Klaus mitnehmen. Bis zum Sägewerk war es zirka ein Kilometer auf der Landstrasse, rechts und links waren Wiesen mit vielen Blumen. Mein Bruder quengelte ständig und wollte Blumen haben. Ich stieg über den Graben, um welche zu pflücken. Klaus blieb, im Sportwagen sitzend, mit Bärbel auf der Strasse. Die ungeduldige Bärbel kam mir natürlich auf die Wiese nach, mein kleiner Bruder aber kletterte aus seinem Wagen und lief auf der Strasse mit ausgebreiteten Armen dem Linienbus entgegen.

Plötzlich quietschten die Bremsen, Fahrer und Schaffnerin stiegen aus und schimpften mächtig. Ich rannte hinzu und bekam von dem Busfahrer die erste Ohrfeige.

Die Bushaltestelle in Oschitz war direkt vor unserem Haus. Die Schaffnerin ging schnurstracks zu uns in den Laden, um zu berichten.

Wir drei waren noch nicht mal am Sägewerk angelangt, als meine Mutter mit dem Fahrrad angesaust kam. Ich weiss noch gut, dass ich von den Hieben, die ich bekam, in den Graben flog. Meine Mutter habe ich nie mehr so ausser sich, so ganz ausser Kontrolle erlebt! In meinen Augen war natürlich mein Bruder der Schuldige, von da an wollte ich ihn auch nie mehr mitnehmen.

Während des letzten Kriegsjahres hatten wir keinen Unterricht mehr, unsere Schule war ein Lazarett geworden. Nur zum Kräutersammeln mussten wir antreten. Huflattich, Kamille, Lindenblüten, Himbeerblätter, Holunder und noch vieles mehr, auf dem Schulboden wurde alles ausgebreitet und getrocknet.

Bei diesen Ausflügen lernten wir viele Lieder und Gedichte. Ich konnte sie sehr schnell auswendig und musste bei jeder Gelegenheit ein Gedicht aufsagen.

– Und dann kamen fast täglich die Luftangriffe, besonders schlimm waren die Tiefflieger. Wir legten uns dann einfach platt auf den Boden, da, wo wir gerade waren. Im Frühjahr 1945 versteckten wir uns in den Wäldern. Unsere Mütter ver mummten sich bis zur Unkenntlichkeit.

Auf einem Handkarren wurde Essen und Trinken mitgenommen, manchmal übernachteten wir sogar im Wald. Natürlich war es für uns Kinder sehr aufregend, konnten wir doch aus Ästen, Laub und mitgenommenen Decken ein richtiges Lager bauen und darin schlafen. – Bis wir eines Tages auf russische Soldaten stiessen, die uns wieder nach Hause schickten.

Eines Tages kamen auch Soldaten, um Bärbels Vater mitzunehmen. Wir wussten sehr lange nicht, wohin man ihn gebracht hatte. Mein Vater war vom Militär zurückgestellt worden, er stellte damals Filzstiefel her und beschäftigte in der Werkstatt einen Tschechen, einen Italiener, einen taubstummen Deut-

schen und zwei ungarische Lehrlinge. Mein Vater wurde von allen sehr geliebt, wir waren eine grosse Familie.

Doch mit einem Schlag änderte sich unser Leben. Der Krieg war zu Ende, und russische Soldaten besetzten unsere Wohnung. Sie lagen mit ihren Stiefeln in unseren Betten, alles stank furchtbar nach Schnaps, und wir Kinder schliefen in einer Ecke in der Küche. Meine Mutter musste Tag und Nacht für die ganze Kompanie kochen. Ich sehe noch die grossen Säcke mit Lebensmitteln, riesige Fleischstücke, alles von Nachbarn gestohlen. Aber wir durften immer mitessen.

Nach drei oder vier Wochen zogen die Russen wieder ab, Polen und Tschechen kamen und raubten, was sie konnten.

Als die Tschechen offiziell das Sudetenland besetzten, wurden wir enteignet. Das Geschäft, die Werkstatt, die Möbel, alles gehörte uns plötzlich nicht mehr. Nur unsere persönlichen Sachen durften wir mitnehmen und mussten Oschitz verlassen.

Wir zogen wieder nach Hennersdorf in meines Vaters Elternhaus. Dort wohnte meine Grossmutter mit meiner Tante und deren drei Kindern, später kam noch meine andere Tante mit zwei Kindern dazu, die man aus ihrer Wohnung in Reichenberg ebenfalls verjagt hatte. Mein Onkel war in Gefangenschaft. Das Haus war nicht gross, aber jede Familie hatte wenigstens einen eigenen Schlafraum.

Die Trennung von meiner Freundin Bärbel war für mich sehr schlimm, ihre Familie wurde kurz nach uns evakuiert, aber keiner wusste wohin. Über den Aufenthalt von Herrn Hain hörten wir auch nichts. So erging es damals vielen, sie wurden einfach abgeholt, oft mitten in der Nacht. Kein Mensch wusste, wohin man sie brachte. Sogar Kinder waren darunter.

So holte man eines Nachts auch den Sohn meiner Tante. Er war gerade 14 Jahre alt. Er hatte mit drei Freunden im Wald Granaten gefunden und nicht abgeliefert, sondern versteckt. Einer von den Jungen musste etwas darüber erzählt haben, jedenfalls nahmen die Soldaten unseren Walter mit; er hatte nur eine

Turnhose an. Erst nach einem Jahr erfuhren wir etwas über seinen Verbleib, und nach drei langen Jahren wurde er entlassen. Was er aber in dieser Zeit erdulden musste, war mehr als grausam.

Meinem Vater wurde in Hennersdorf eine andere Werkstatt zugewiesen, und er musste für die Kommandantur Stiefel herstellen.

Natürlich gab es keine Schule mehr. Wir deutschen Kinder, die noch im Ort waren, spielten gemeinsam Schule. Wir unterrichteten uns selbst, das machte grossen Spass. Was wir an Unterrichtsstoff Edles versäumten, merkten wir erst viel später.

Die deutschen Familien wurden nach und nach ausgewiesen. Wir selbst waren erst im August 1946, beim letzten Transport dabei. Abends um 19 Uhr bekamen wir den Befehl, am anderen Morgen, um sieben Uhr, mit 30 Kilogramm Gepäck pro Person bereit zu sein. Ein Traktor mit Anhänger fuhr vor, unsere Habseligkeiten wurden aufgeladen und wir dazu. Kein Mensch wusste, wohin es ging.

In einem Sammellager aus einfachen Holzbaracken verbrachten wir die nächsten vier Wochen. In langen Reihen Doppelstockbetten, ein Tisch, eine Bank, das war die ganze Einrichtung. Mit unserem Gepäck versuchten wir, unsere Pritschen von den Nachbarn etwas abzuschirmen, wir waren ungefähr 200 Personen in einem Raum.

Zum «Essenfassen» mussten wir uns in langen Reihen anstellen, zum Waschen ebenso. Jede Familie bekam ein kleines Holzfass mit warmem Wasser, wie es die Bauern zum Viehtränken benutzten. Während dieser Waschzeit wurden unsere Kleider entlaust, nackt mussten wir uns anstellen, um sie wieder in Empfang zu nehmen. Männer, Frauen und Kinder, alles durcheinander. Ich war ja schon elf Jahre alt und habe mich fürchterlich geschämt.

Die Toiletten im Hof waren sehr primitiv, aus Brettern gezimmert. Natürlich musste man auch da anstehen. Im ganzen Lager

stank es fürchterlich, auch der Kaffee und die Suppe, die wir bekamen, ich kann es heute noch riechen.

Das Lager war mit Stacheldraht eingezäunt und wurde streng bewacht. Meine Grossmutter, die an der Alzheimer Krankheit litt, wollte immer weglaufen und wurde um ein Haar erschossen. Sie kam auf die Krankenstation und wurde im Bett festgebunden.

Eines Tages mussten wir uns fertigmachen zur Weiterreise. Wir wurden in Viehwaggons verladen. In einer Ecke stand ein Eimer für unsere Notdurft, sitzen konnten wir nur auf unserem Gepäck. So eingepfercht, waren wir drei Tage und Nächte unterwegs. Manchmal hielt der Zug, und wir bekamen eine stinkende Suppe und ein Stück Brot. Natürlich wusste kein Mensch, wohin man uns brachte.

Es war dann ein russisches Lager, wo wir die nächsten vier Wochen bleiben mussten, ähnlich wie das vorige. Doch auch diese Zeit ging vorüber, und der nächste Transport auf einem Lastwagen brachte uns nach Basedow in Mecklenburg.

Ein ziemlich ausgebranntes Schloss war für die nächste Zeit unsere Unterkunft. Vier oder fünf Familien bekamen einen Raum zugewiesen. Die Fenster hatten keine Scheiben, Türen fehlten, die Dielen waren angesengt, es gab weder Wasser noch Strom. Es fehlten auch jegliche Einrichtungsgegenstände.

Bei einem Bauern durften wir uns Strohsäcke stopfen und bekamen sogar eine alte Kiste, die unser Tisch wurde. Wie man auf einem Stuhl sass, wussten wir schon lange nicht mehr. Die Väter organisierten ein ausgedientes Benzinfass, das unser Herd wurde, und sie nagelten Pappes vor die kaputten Fenster.

In der Dorfmitte befand sich die Wasserpumpe, immer war ein Kind unterwegs, um dort für einen Eimer Wasser anzustehen. Toiletten gab es keine, dafür einen grossen Schlosspark und viele Ruinen. Es war sehr heiss in jenem Jahr, überall wimmelte es von grossen Fliegen und Bremsen, die Luft war voller Gestank. Es blieb nicht aus, dass wir furchtbar gestochen wurden, besonders an Armen und Beinen, alles eiterte, und noch lange Zeit

Erst nach ein paar Tagen bekamen wir Lebensmittelmarken zugeteilt, und wieder folgte eine lange Zeit des Anstehens. Kam man endlich an die Reihe, war der Marmeladenersatz, oder was es gerade gab, ganz bestimmt alle. Am nächsten Tag gab es vielleicht Zucker oder ein bisschen Fett. Auf diese Weise war man immer beschäftigt. Fast täglich änderte sich irgendetwas, und endlich bekamen wir ein eigenes Zimmer mit Küche zugewiesen.

Wir teilten es in einen Schlafraum und eine Werkstatt für meinen Vater. Er zauberte aus alten Taschen und Ranzen, oder was die Bauern sonst noch brachten, Schuhe. Es wurde fast ausschliesslich in Naturalien bezahlt. Man lernte zu organisieren und zu tauschen, für fast alles gab es Ersatz.

Abends war meistens Stromsperre. Wir rückten zusammen, öffneten etwas die Ofentüre – Kerzen gab es ja nicht –, und der Feuerschein wurde unsere Lichtquelle. Wir sangen Lieder, dachten uns Theaterstücke und Spiele aus oder bliesen auf dem Kamm. Kochlöffel, Topfdeckel und Waschbrett waren unsere Musikinstrumente.

In dieser trostlosen Zeit waren wir dennoch lustig. Man hatte uns zwar alles genommen, die Heimat, Freunde, Verwandte, unser ganzes Hab und Gut. Aber wir lebten!

Langsam drangen Nachrichten über Bekannte und Verwandte durch. Schliesslich erreichte mich auch der erste Brief von meiner Freundin Bärbel. Ihre Familie war nach Thüringen evakuiert worden, jetzt endlich hatte man auch etwas von ihrem Vater gehört.

Und dann kam der Tag, an dem Bärbel uns besuchte. Wir waren über unser Wiedersehen unbeschreiblich glücklich; seitdem haben wir uns trotz aller Nachkriegswirren nie mehr aus den Augen verloren.

[Hindenburg*), Oberschlesien;
Herbst 1942]

Oskar Toscha

Meine Mutter «Courage»

Als Kind werden uns manchmal Dinge verwehrt, von denen wir glauben, es gäbe nichts Wichtigeres, Grösseres und Schöneres auf der Welt. Erst später erkennen wir Zusammenhänge und auch die Gründe für ein ganz bestimmtes elterliches Verhalten.

Ich denke zurück an das Jahr 1942, an jenen Herbsttag im heimatlichen Hindenburg, als ich – ein einjähriger Gymnasiast – im Stile eines Rennfahrers, in den Pedalen stehend, von der Penne nach Hause jagte.

Es war nicht die 1,9 in Latein, die mich so dahinflitzen liess, dass das Fahrrad mit jedem Schub zur Seite ausschlug. Nein, ein Wort war es, das ich mit jedem Schnaufer hinausjauchzte und das mich ganz taumelig werden Hess: «Na-po-la! Na-po-la!» Ich fühlte mich überaus glücklich und war stolz wie jemand, der Hervorragendes geleistet hat und dem nun entsprechend Wunderbares widerfährt.

Im Hof warf ich das Rad achtlos gegen die Hauswand; es glitt scheppernd zu Boden. Der Ranzen schleifte an langer Leine lässig übers Pflaster. Dann die paar Stiegen hoch, die Klingel gedrückt, die Tante weggeschoben:

«Wo ist die Mama?»

Hochgestimmt pfefferte ich die Kunstledertasche gegen das eichene Vertiko, dass es nur so krachte, und flog Mutter an den Hals.

*) heute Zabrze in Polen

«Mama! Mama! Dein Jüngster ist der Grösste, er hat es geschafft, er darf zur Napola», ich holte tief Atem, «stell' dir vor, 45 sind wir in der Klasse, nur fünf wurden ausgewählt. Und dein Sohn ist einer von den fünf. Ist das nicht phantastisch?»

Sie fragte mehr erschreckt als erfreut zurück: «Was hast du geschafft?» und ich überhörte vor lauter Begeisterung den scharfen Tonfall.

«In Sport eine Eins – für mich eine Kleinigkeit – in allen anderen Fächern durchweg Zweien. Ausserdem bin ich blond, arisch sowieso, und blaue Augen habe ich auch. In zwei Wochen soll es losgehen...»

Ich war nicht zu bremsen – oder doch? Schon hatte ich mich halb umgedreht, des Beifalls der ganzen Familie und insbesondere meiner Mutter sicher, als ich ihre weit geöffneten Augen bemerkte: War da nicht ein feuchter Glanz, und die zusammengepressten Lippen, vibrierten sie nicht? Ich wandte mich ihr wieder voll zu:

«Ja, freust du dich denn gar nicht? Ich darf zur Nationalpolitischen Erziehungsanstalt, der Vorstufe zu den Junkerschulen und Ordensburgen, also den Elite-Hochschulen des Führers und den Ausbildungsstätten für SS-Offiziere, und du weinst – vor Freude?»

«Ich bin stolz auf dich», flüsterte sie, zog meinen Kopf zwischen ihre stattlichen Busenberge, drückte mich fest an sich, streichelte das Haar und fuhr fort: «Mein Junge, mein lieber Junge! Es wird schon alles gut werden. Gleich morgen gehe ich zu deinem Direktor...»

Ich war wie benommen und konnte mir überhaupt nicht vorstellen, was sie im Sinn hatte. Aber vielleicht wollte sie sich nur bei ihm bedanken?

In dieser Nacht schlief ich unruhig. Gegen ein Uhr wurde ich wach, ging den dunklen Flur zum Bad, sah Licht durch die Türritzen der Küche blitzen, hörte die gedämpften Stimmen von Mutter, Tante, Oma und blieb lauschend stehen.

Ein paar Wortfetzen fing ich auf: «...vorsichtig sein ... Hen-

kersknechte... Juden... Auschwitz...», dann Stille, Stühlerücken; ich schlich davon – und blieb arglos.

Doch – am nächsten Tag, in der vorletzten Pause, liess mich der Direktor zu sich kommen. Er wirkte nervös, als er meinte, das von gestern mit der Napola wäre ein bedauerlicher Irrtum gewesen; er hätte sich um drei Zehntel Punkte verrechnet. Ausserdem habe ihn heute Morgen meine Mutter aufgesucht und davon überzeugt, dass es besser für mich sei, hier an seiner Schule zu bleiben, schon wegen meiner besonderen Fähigkeiten in den altsprachlichen Fächern...

Herr im Himmel! Eine Welt brach in mir zusammen! Ich stand da, wie vom Blitz getroffen, drohte zu fallen, torkelte aus dem Büro, stolperte ins volle Klassenzimmer, kramte hastig meine Klamotten zusammen und verschwand, bevor mich jemand aufhalten konnte.

Das Fahrrad raste mit mir davon – ohne Ziel. Nur weg! Weg von hier. Weg von allem. Unmöglich, diese Schmach zu überleben! Aber es war kein See in der Nähe, auch keine hohe Brücke über einem Wildwasser, und einen Strick gab es schon gar nicht. Es blieben die Bahngleise, jawohl. Den Hals hingebettet, und dann nur noch warten...

Ausgerechnet jetzt war die Schranke geschlossen. Schon wollte ich mich seitwärts in die Böschungshecke schlagen, als von der anderen Seite jemand heftig herüberwinkte. Auch das noch: unser Küster von St. Joseph, der Ministrantenschreck. Was nun? Bahngleis oder Küster? Die Schranke ging hoch, und ich trottete hin zu ihm, als folgte ich einer geheimen Macht.

«Na, sieh mal einer an, wen wir da haben! Während andere zu dieser Stunde die Weisheit mit Löffeln scheffeln, da radelt mein Ministrantenprimus in der Weltgeschichte herum, – ist dir nicht gut? Du bist ja ganz blass. Und deine Hände zittern! Was ist passiert? – Halt, Freundchen, hiergeblieben!»

Er hatte bemerkt, wie ich zu einem Sattelsprung ausholte. Er fasste die Lenkstange mit der Linken, griff mir mit der Rechten ans Hemd und murmelte: «Ich wollte zwar zur Friedhofskapelle,

aber so ist es auch nicht schlecht. Komm, ich habe was für dich.»

Und ehe ich mich versah, hatte sich der Küster untergehakt und stolzierte, mit mir im Seitenschlepp, zur Kirche zurück und dort direkt in die Sakristei. Was hatte er vor? Er schloss die Tür und öffnete eine andere, die zum Weinkeller. Dabei grinste er spitzbübisch, denn er wusste genau, dass ich zu jener «Bande» seiner Ministranten gehörte, die sich schon mal dahinein verirrt hatten. Wollte er mich einsperren? Plötzlich hatte ich ein Glas in der Hand, gefüllt mit golden schimmerndem Wein. Er sagte «Prost!» und «Wohl bekomm's!» Ich bekam vor Staunen den Mund nicht mehr zu.

«Na, du brauchst ja nicht gleich jedem davon zu erzählen und dich gross aufzuspielen. Aber bevor es an die Arbeit geht, und deswegen bist du hier, sollst du mit mir den neuen Messwein prüfen. Ist er in Ordnung, dann schaffen wir beide die Kisten hinunter. So, und jetzt erzählst du mir mal, was heute Morgen geschehen ist.»

Natürlich kam es nur gehemmt und stotternd heraus, war ich doch stocksauer auf die Penne, den Direktor, meine Mutter, letztlich auch auf die Napola, einfach auf alles. Auch die nachts erlauschten Wortfetzen erwähnte ich.

Die Geschichte war raus, und auch das zweite Glas war leer. Ich fühlte mich erleichtert und konnte überhaupt nicht mehr begreifen, was die Napola für mich eigentlich hätte bedeuten sollen, ausser, dass ich für einen schönen Moment zur Elite gezählt hatte.

Auch auf meine Mutter war ich nicht mehr böse, sondern war mit dem Küster einer Meinung, dass Eltern durchaus die Pflicht haben, die Talente ihrer Kinder frühzeitig zu erkennen, sie mit aller Kraft zu fordern und vor allem, für sie nur das Beste zu wollen. Jawohl.

Und der Küster setzte – schon leicht lallend – noch einen drauf, sang ein Hohelied auf tapfere Mütter und lobte die Mama als meine Mutter «Courage».

Das Mittagsgeläut von St. Joseph hatte an diesem Wochentag einen ganz besonderen Klang, denn statt der wie üblich kleineren Glocken dröhnte die Feiertagsglocke ins Land. Und an dem dicken, turmlangen Seil zog unten einer, dem erstmals das Vorrecht zuteil wurde, die «Grosse» ganz allein in Schwung zu bringen. Was für ein Schiffschaukelrausch, sich immer wieder bis zu drei Meter hochziehen zu lassen und zum Boden zurückzukehren! Und es war, als hätte der Himmel die Erde froh geküsst und einem Jungen sein kleines, heiles Weltbild zurückgegeben.

Erst sehr viel später, als alles zusammengebrochen war, wurde mir klar, in welche Gefahr sich damals meine Mutter begeben hatte, als sie sich entschloss, zum Schuldirektor zu gehen und ihren Sohn dem Ideal «Napola» zu entziehen.

[Köln;
Winter 1942]

Heinz Büttner

Schnapsräuber

«Das ist aber scharf¹, sagte ich, als ich die Flasche absetzte. Mein Bruder nahm mir wortlos den Cognac ab und stellte die Flasche in den Küchenschrank zurück, genau an die gleiche Stelle, auf der sie vorher gestanden hatte. Er drehte noch etwas an der Flasche, so dass auch das Etikett genau in die richtige Richtung zeigte, damit der Vater diesen Mundraub nicht bemerkte.

Doch halt!, der heimliche Trunk hatte ja den Inhalt verringert, denn wir hatten beide einen tüchtigen Zug genommen. Also flugs hin zur Wasserleitung und den Pegel auf den vorherigen Stand gebracht. Wir zwei Schnapsräuber waren gerade mal zehn und zwölf Jahre alt.

Die Geschichte ereignete sich im kalten Winter des Kriegsjahres 1942. Der Vater war Pionier und aus Paris auf Weihnachtsurlaub nach Hause gekommen. Neben einigen Süßigkeiten, Käse und Wurst hatte er sich auch eine Flasche «Hennessy» mitgebracht.

Nun aber, justament an diesem Tage, waren er und die Mutter in die Stadt gefahren, um Weihnachtseinkäufe zu tätigen. Vorher waren mein Bruder und ich ermahnt worden, auch recht brav zu sein. Die Eltern taten sehr geheimnisvoll: sie würden das Christkind besuchen, es könne alles sehen und würde nur braven Kindern zur Weihnacht eine Gabe bringen.

Andächtig hatten wir zugehört. Das Versprechen, brav zu sein, hatten wir sicher ehrlich gemeint, doch leider schnell wieder vergessen. Nach vollbrachter Missetat schlug uns kurze Zeit das Gewissen. – Ob das Christkind wohl wirklich alles sehen konnte? Wenn ja, wie mochte es das anstellen? Doch die Reue war schnell vergessen.

Wie schon gesagt, der Winter war sehr kalt. So mag es nicht verwundern, dass mein Bruder auf die glorreiche Idee kam, vor dem Haus eine Schlitterbahn zu schlagen.

So flink, wie der Gedanke geboren war, so schnell hatte ich einen Eimer in der Hand und liess ihn voll Wasser laufen. Rasch noch einen zweiten volllaufen lassen, und schon ging es drei Etagen abwärts zur Strasse. Dort wurde der Inhalt in weitem Bogen ausgegossen. Bald gefror das Wasser zu Eis, und wir schlitterten mit unseren Schuhen die allerschönste Bahn.

In dem Achtfamilienhaus wohnten fast nur kinderreiche Familien. So blieben ich und mein grosser Bruder nicht lange allein. Mit grossem Hallo wurden die nach und nach erscheinenden Freunde begrüsst. Das war ein Jauchzen und Schreien! Wir waren ausser Rand und Band.

Gegen Abend wurde es immer kälter. Nachdem die Laternen schon ihr Licht verbreiteten, verzogen sich die Nachbarskinder in ihre Wohnungen. Jetzt erst merkten wir, dass wir viel zu spärlich bekleidet waren. Die Kälte kroch uns die Beine hoch. Am ganzen Körper froren wir. Nun kam auch noch Herr Melchers, der mit seiner Familie im Parterre wohnte, und streute die herrliche Rutschbahn mit Sand ab.

Da erst fiel uns auf, dass wir den Wohnungsschlüssel total vergessen hatten. Zitternd und frierend stiegen wir zwei Sportkanonen mit unseren Eimern nach oben.

Gerade als die Nachbarin uns zu sich in die warme Wohnung bat, kamen die Eltern, früher als geplant, zurück. Vater und Mutter erzählten, wie schön es doch beim Christkind gewesen sei. Sie schwärmten geradezu von Burgen und Zinnsoldaten, von

Puppen und Bären, aber leider könnten viele Kinder nichts davon bekommen, weil sie einfach nicht brav genug wären.

Mein Bruder und ich sahen uns nur an, und als dann der Vater zur Cognacflasche griff, sanken unsere Herzen doch sehr tief. Obwohl Mutter uns wegen der ertragenen Kälte bedauerte, wich die fröhliche Heiterkeit des Nachmittags; einer bangen Erwartung. Ob Vater etwas merken würde?

Er goss sich ein Gläschen ein, trank einen kleinen Schluck. Mutter bemerkte den strengen Blick auf die Sprösslinge und griff nach Vaters Glas. Ein Schlückchen, dann flüsterte sie eindringlich auf das Familienoberhaupt ein. Seine Miene entspannte sich. Nur ein leises Grollen war noch hörbar: «Sie hätten ihn aber nicht verdünnen dürfen.»

Als dann der Heiligabend kam, steigerte sich die bange Erwartung. Früh wurden mein Bruder und ich zu Bett geschickt. In der Wohnküche war ein Rumoren, wie von vielen Engeln verursacht. Mal hörten wir beide ein leises Klingeln, mal ein schauriges Scharren, dann wieder ein zartes Tönen, auf das wir uns keinen Reim machen konnten. Wir versuchten, durch das Schlüsselloch zu schauen, konnten aber nichts erkennen.

Endlich kam die Mutter und holte uns in die Küche, wo der prächtig geschmückte Baum stand. Der Vater behauptete: «Das Christkind ist soeben zum Fenster hinausgeflogen.»

Da stand eine Burg, herrlich anzuschauen, mit Rittersleuten zu Pferd und zu Fuss. In der anderen Ecke war ein Wildwest-Fort zu sehen mit Siedlern, Cowboys und Indianern. Da endlich wussten wir, dass wir brav genug gewesen waren.

Viele Jahre später erfuhren wir, dass Vater die Bleifiguren alle selbst gegossen und bemalt hatte.

(Weitere Erinnerungen dieses Autors finden Sie im Band «Jugend 1945-1950» der Reihe ZEITGUT

[Altrich, Süd-Eifel;
1943]

Hildegard Kohnen

Der Stein der Erinnerung

Ich sehe mir den Stein lange an, und plötzlich kommt die Erinnerung: Herbst, Krieg, Erntezeit! Ich lebte auf dem Lande bei meinen Grosseltern, die einen Bauernhof hatten.



Meine Grosseltern inmitten ihrer Enkelschar 1943 vor ihrem Haus in Altrich. – Nachdem mein Vater tot war, unser Haus in Duisburg am 2. Juni 1942 durch Luftminen zerstört wurde, nahm mein Grossvater seine Tochter mit zwei Kindern selbstverständlich wieder im Elternhaus auf. Das Haus befindet sich heute noch in Familienbesitz.

Nach der Schule ein schnelles Essen, und hinaus ging es aufs Feld. Mein Grossvater, ein Erzpatriarch, hatte zum Kartoffelacker befohlen. Sich zu drücken, war zwecklos. Jede Hand, und war sie noch so klein, wurde dringend gebraucht.

Die Erwachsenen gruben die Kartoffeln beschwerlich mit der Forke aus. Wir Kinder lasen die gelben Knollen auf, die teilweise noch mit fetter Erde bedeckt waren. Die dicken wurden sorgsam von den kleinen getrennt. Die einen zum Essen, die anderen zur Schweinemast. Es war keine leichte Arbeit für uns Kinder, und wir wurden schnell müde.

Das Feld, an einem Hang gelegen, war voller Steine, grössere, kleinere und manche bizarr geformt. Meine Phantasie erwachte, liess meine Müdigkeit verschwinden, und aus den Steinen wurden Tiere, Blumen und seltsame Figuren. Die Schönsten hob ich auf und nahm sie abends mit nach Hause.

Einer dieser Steine liegt heute noch auf meinem Schreibtisch. Er hat mich durchs Leben begleitet und könnte viel erzählen.

Immer, wenn ich diesen Stein länger anschau, ist alles wieder da: der unvergleichliche Geruch von Kartoffeln, gebraten am offenen Feuer, und die Erinnerung an eine schöne Kindheit, meine Kindheit auf dem Lande.

Falko Berg

Krieg und Ziegen

Der Vater war für Falko aufgrund seiner Kriegsteilnahme und späteren Gefangenschaft bis zu seiner Heimkehr 1947 ein Unbekannter. An ihn erinnerte am Esstisch der leere Stuhl links neben der Mutter. Sein Platz wurde stets mit aufgedeckt, damit niemand vergass, dass er eigentlich dahin gehörte. Um eine emotionale Bindung Falkos zu seinem Vater zu schaffen, erzählte die Mutter öfters eine kleine Geschichte, an die sich Falko selbst aber nicht erinnern konnte:

Als der Vater zum ersten Mal während des Krieges für einen kurzen Urlaub nach Hause kam, führte ihn die Mutter ans Kinderbett des vom Mittagsschlaf gerade erwachenden Babies. Der Vater beugte sich über seinen Sohn und lächelte ihn an. Als Mannschafts-Dienstgrad trug er die in Militärkreisen als «Schiffchen» bezeichnete schirmlose, eckige Kopfbedeckung. Um dem Kind das Bild des Vaters einzuprägen, sagte die Mutter immer wieder: «Nicht wahr Falko, das ist doch ein lieber Papa.»

Ohne eine Antwort des noch wenig sprechenden Kindes zu erwarten, wiederholte sie diesen Satz immer wieder, so, als wollte sie Falko die Existenz eines liebenden Vaters ins Unterbewusstsein einbrennen. Während des nächsten Fronturlaubs wiederholte sich die gleiche Szene. Inzwischen war der Vater zum Offizier befördert worden. Über seinem runden, lächelnden Gesicht

trug er jetzt anstelle des bescheidenen Schiffchens eine imposante Schirmmütze, die ihn völlig verändert aussehen liess. Wieder fragte die Mutter: «Na, ist das nicht ein lieber Papi?»

Diesmal, Falko hatte inzwischen sprechen gelernt, kam die Antwort prompt: «Ja, aber der andere Papi war auch lieb!»

Wenn die Mutter an dieser Stelle ihrer Erzählung angelangt war, lachte sie laut auf und fügte mit einem Anflug von Koketterie hinzu: «Das war für den Papi natürlich zunächst einmal etwas irritierend. Als ich ihm aber dann die Sache mit den Kopfbedeckungen erklärt habe, waren wir beide stolz auf dich, weil du den ersten Besuch deines Vaters so treu in Erinnerung hieltest.»

Falko hörte sich diese Geschichte immer wieder gerne an, aber es blieb doch ein letzter Zweifel, ob sie sich tatsächlich so abgespielt hatte.

Aber der Krieg erreichte das Dorf 1943/44 auch auf andere, grausame Weise. Immer öfter hörte Falko von Frauen, deren Männer, von Müttern, deren Söhne «im Krieg geblieben» waren oder, wie sich einige der alten Männer im Dorf auszudrücken pflegten, «auf dem Feld der Ehre gefallen waren». Diese merkwürdigen Umschreibungen waren für ihn genauso verwirrend, wie es die Auskunft gewesen war, sein Vater sei «im Felde». Er kannte Weizenfelder, Rübenfelder, Kartoffelfelder, aber ein Feld der Ehre kannte er nicht. Warum wurde so ein Aufhebens davon gemacht, wenn jemand gefallen war? Wie oft war er schon gestolpert und hingefallen, um dann wieder aufzustehen.

Oder war dieses «Gefallensein» etwa vergleichbar mit dem Schicksal der Tochter des Nachbarn, die ein Kind bekommen hatte, ohne dass man wusste, wer der Vater war? Von ihr wurde im Dorf hinter vorgehaltener Hand getuschelt, sie sei «ein gefallenes Mädchen». Auf Nachfrage bei der Mutter erfuhr Falko dann, dEiss das eine mit dem anderen doch nichts zu tun hatte.

Der Grossvater gab ihm die Eingemessene Antwort: «Die Män-

ner, die im Krieg geblieben und gefallen sind, sind tot.» «Wie tot?» fragte Falko.

«Eben tot», sagte der Grossvater, «totgeschossen, totgebombt, totgeschlagen, totgestochen, von Minen zerrissen, verbrannt, verblutet... eben tot.»

Beide dachten daran, dass auch der Vater «im Krieg bleiben» könnte. Aber keiner sprach es aus.



*Falko im Winter
1942/1943.*

Falko hatte auch Schwierigkeiten zu verstehen, wenn vom «Ausbruch» des Krieges die Rede war. Aus den Erzählungen des Grossvaters wusste er, dass Vulkane von Zeit zu Zeit feuerspeierend ausbrachen und ganze Landschaften mit ihrem Lavastrom vernichteten. War also der Krieg eine Naturkatastrophe, die unkontrollierbar ausbrach?

Irgendwann hatten sich die Grosseltern mit der Mutter über einen gefährlichen Gewaltverbrecher unterhalten, der aus dem Zuchthaus ausgebrochen war. Er hatte unter den Gefängniswärttern einen Komplizen gehabt, der ihm zum Ausbruch verhalf.

War der Krieg – diesem Gewaltverbrecher ähnlich – nur deshalb ausgebrochen, weil ihm jemand zum Ausbruch verhelfen hatte? Aber wer konnte das sein, wo sich doch alle Leute, die Falko kannte, vor dem Krieg fürchteten? Er entschloss sich, den Grossvater danach zu fragen und wartete auf einen günstigen Zeitpunkt.

Der kam auf einem ihrer langen Spaziergänge, den er allein mit dem Grossvater unternahm. Als sie das Dorf hinter sich gelassen hatten und sie niemand mehr hören konnte, fragte er geradeheraus: «Opa, warum ist der Krieg ausgebrochen?»

Der alte Mann, der im Ersten Weltkrieg in der kaiserlichen Armee gedient hatte, sah Falko aus seinen klugen Augen eine Weile erstaunt an und überlegte, wie er dieser Frage und allen anderen, die – davon war er überzeugt – noch folgen würden, begegnen sollte.

Er entschied sich, die Wahrheit, wie er sie sah, nur scheinweise und vorsichtig auszusprechen, um den Jungen nicht zu überfordern. Sollte der doch mit seinen Fragen den Verlauf des Gespräches bestimmen. Er selbst musste nur darauf achten, dass ihm die Steuerung nicht entglitt.

Langsam und vorsichtig formulierend, sagte er: «Die Engländer und die Franzosen haben uns den Krieg erklärt.»

Natürlich wusste er, dass er damit die Wahrheit verschleierte, und er ärgerte sich, dass er so ungeschickt begonnen hatte. Aber Falko sorgte schon dafür, dass es dabei nicht blieb.

«Warum haben die Engländer und die Franzosen das getan?» wollte er wissen.

«Weil die Wehrmacht gewaltsam in Polen einmarschiert ist. England und Frankreich sind mit Polen verbündet und hatten

versprochen, den Polen zu helfen, wenn sie angegriffen würden», war die wahrheitsgemässe Antwort.

«Also haben wir angefangen», war Falkos richtige Schlussfolgerung.

«Hm», knurrte der Grossvater und sagte wider besseres Wissen: «Hitler hat gesagt: ‚Die Polen haben zuerst geschossen. Die Wehrmacht hat nur zurückgeschossen.›¹

Diesmal schämte er sich seiner Antwort.

Aber, zum Donnerwetter noch mal, das Gespräch drohte ihm zu entgleiten. Wie konnte er einem Kind, das bald schulpflichtig wurde, die ganze Wahrheit sagen, ohne sich und den Jungen zu gefährden?

Ihm war allzu klar, dass die Propagandamaschinerie des Dritten Reiches nicht vor seinem Enkel haltmachen würde. Durfte er mit der Wahrheit das Kind in vorhersehbare Gewissenskonflikte stürzen? Falkos Reaktion auf seine letzte Bemerkung bestärkte ihn in seinen Zweifeln.

«Ja, wenn der Führer das sagt, sind doch die anderen am Krieg schuld. Im Radio habe ich gehört, der Führer hat immer recht», meinte der gutgläubige Junge.

Der Grossvater schwieg. Also hatte die Propaganda bereits ihre Wirkung gehabt.

«Opa, was ist?»

Der alte Mann und der Junge seihen sich – jeder auf seine Weise verunsichert – in die Augen.

«Ich bringe es nicht fertig, dieses Kind zu belügen», dachte der Grossvater, nahm Falko bei der Hand und führte ihn zu einer grob gezimmerten Bank am Rande des Weges. Er setzte sich, legte ihm seinen Arm um die Schultern und redete mit leiser, verschwörerischer Stimme zu ihm. Obwohl keine Menschenseele in der Nähe war, hatte er sich vorher nach allen Seiten umgewandt, um sich zu vergewissern, dass sie wirklich keiner hören konnte.

«Hör gut zu, mein Junge», begann er, «was ich dir jetzt sage, musst du für dich behalten. Du darfst mit niemandem darüber

sprechen, weil du uns sonst in Gefahr bringst. Hast du verstanden?»

«Ja, Opa.»

«Dann versprich es mir.»

«Ja, ich verspreche es.»

Der Grossvater machte eine Pause. Dann brach es geradezu aus ihm heraus: «Hitler hat diesen Krieg gewollt. Er ist grössenwahnsinnig und will die halbe Welt erobern. Aber das klappt nicht, weil unsere Kriegsgegner viel stärker sind als wir. Der Krieg ist jetzt schon verloren. Aber das darf man nicht laut sagen. Die Wahrheit zu sagen, ist in diesem Land zum Verbrechen erklärt worden. In Nazideutschland herrscht Lüge und Unterdrückung. Der Führer, wie sie ihn nennen, hat keineswegs immer recht, auch nicht seine Partei. In Wahrheit haben sie in fast allem, was sie sagen und tun, unrecht. Am Ende dieses Krieges wird unser Land zerstört sein, und die ganze Welt wird uns verachten.»

Erschöpft und verbittert hielt er inne. Falko hatte ihm mit grossen, erschrockenen Augen zugehört. Was der Grossvater da gesagt hatte, wirkte auf ihn wie ein Keulenschlag. Er würde noch viel und oft darüber nachdenken. Schweigend in ihre Gedanken versunken gingen die beiden nach Hause.

Kassel, die 30 Kilometer entfernte Bezirkshauptstadt, war im Oktober 1943 durch einen Grossangriff alliierter Bomberverbände in Schutt und Asche gelegt worden.

Während der Sommermonate kamen jetzt Kinder aus der Stadt ins Dorf. Man nannte das Kinderlandverschickung. Die Stadtkinder sollten sich auf dem Land erholen und satt essen, was in der Grossstadt schon schwierig geworden war. Die meisten von ihnen sahen zum ersten Mal in ihrem Leben eine Kuh, ein Pferd oder ein Schwein. Für die Dorfkinder kamen sie von einem Stern der Ahnungslosen, und sie nutzten ihre Unwissenheit mit kindlicher Grausamkeit aus, um ihnen ihre scheinbare Überlegenheit zu beweisen.

Eine der beliebtesten Übungen war das Zielpinkeln auf einen stromführenden Weidezaun.

Die Methode, die Weideflächen für das Vieh mit einem elektrischen Draht zu begrenzen, war neu und wurde nur von einem besonders fortschrittlichen Viehzüchter angewandt. Erst nach dem Krieg setzte sie sich allmählich gegen die herkömmliche Stacheldrahtumzäunung durch. Sie hatte viele Vorteile. Sie war billiger, der Draht konnte problemlos und schnell verlegt werden, und die Tiere waren nicht verletzungsgefährdet. Wenn sie ein- oder zweimal mit ihren feuchten Mäulern den stromführenden Draht berührt hatten, blieb ihnen der unangenehme, aber harmlose Schlag so in Erinnerung, dass sie zukünftig respektvoll Abstand hielten.

Selbstverständlich wusste der Junge aus der Stadt, der gerade als Opfer auserwählt wurde, nicht, dass der Draht elektrisch geladen war. Man liess ihn in dem Glauben, es handle sich lediglich um eine Markierung zur Abgrenzung der Grundstücke.

Der Wettbewerb ging nun darum, herauszufinden, wer es als erster aus einiger Entfernung schaffte, beim Pinkeln im grossen Bogen mit seinem Strahl den Draht zu treffen. Natürlich war stets der Junge aus der Stadt der unglückselige «Sieger». Während die Dörfler ihren Strahl kurz vor dem Ziel versickern liessen, erreichten die ahnungslosen Jungs aus der Stadt immer eine hundertprozentige Trefferquote. Aber zu welchem Preis! Wenn sie dann mit schmerzverzerrtem Gesicht und zusammengekrümmtem Körper einen beachtlichen Luftsprung machten, ertönte das schadenfrohe Gelächter ihrer heimtückischen Peiniger.

Bei einer anderen Schandtat machte Bernd Falko zu seinem Komplizen. Auf dem Kirchner-Hof, den Bernd später einmal erben sollte, befand sich während der Ferien ein Exemplar der Gattung landverschickter Kinder, das auf die Jungen aus dem Dorf besonders provozierend wirkte. Der blasse, schwächliche, brillentragende Knabe war stets städtisch adrett mit weissem

Hemd und gebügelter Hose gekleidet, hatte Angst vor allen Tieren und vermied es peinlichst, mit Schmutz in Berührung zu kommen, was auf einem Bauernhof ein Ding der Unmöglichkeit ist. Diesem Männlein musste eine Lektion erteilt werden.

Bernd hatte bereits einen Plan ausgeheckt. Er weihte Falko ein und überliess es diesem wegen seiner besseren hochdeutschen Ausdrucksfähigkeit, dem Stadtkind die Sache schmackhaft zu machen.

Froh darüber, sich diesmal bei den Tätern zu befinden und nicht, wie sonst häufig, bei Bernds Spässen Opfer zu sein, rief Falko den Jungen, er hiess Hermann, zu sich und erklärte ihm, man müsse eine Ziege vom Bock decken lassen, damit sie bald Zicklein werfen könne. Heute sei dafür der richtige Zeitpunkt. Der Bock befinde sich beim Nachbarn.

«Du brauchst nur die Ziege auf den Nachbarhof zu führen. Dort rufst du nach Frau Griese und sagst ihr: ‚Der Bernd schickt mich, die Ziege muss zum Bock‘. Alles andere macht dann die Frau Griese. Du musst nur darauf achten, dass die Ziege mit dem Hinterteil zum Bock steht.»

«Aber warum soll ich das tun?» fragte Hermann abweisend. «Das kann doch einer von euch machen. Ihr kennt euch doch da viel besser aus.»

Falko hatte diese Reaktion erwartet.

«Ja, weisst du», sagte er mit leicht drohendem Vibrieren in der Stimme, «Bernd und ich müssen den Schweinestall ausmisten. Wenn du Bernd lieber dabei helfen willst...»

Er liess den Satz unvollendet über Hermann schweben, der schauernd die unausgesprochenen Übel, die ihm widerfahren würden, erahnte. Mit Bernd, diesem überlegenen Quälgeist alleine im Schweinestall! Bei dieser Drecksarbeit, wo man sich bestimmt ganz schmutzig machte! Nein, nur das nicht! In seiner ausgeweglosen Lage wählte er die scheinbar weniger unangenehme Aufgabe und erklärte sich zähneknirschend bereit, die Sache mit der Ziege zu übernehmen.

Also wurde dem Tier ein Strick um den Hals gebunden, das freie Ende dieser provisorischen Leine Hermann in die Hand gedrückt und ihm bedeutet, sich damit auf den Weg zu machen.

Das aber erwies sich als gar nicht so einfach. Der unerfahrene Ziegenführer wurde ganz erheblich irritiert durch einen scharfen, beissenden Geruch, der von seinem Begleiter ausging. Um es ohne Umschweife zu sagen, das Tier stank ganz fürchterlich! Ausserdem dachte es nicht im Traum daran, sich brav an der Leine führen zu lassen. Vielmehr bewegte es sich in Intervallen von unterschiedlicher Dauer und Geschwindigkeit vorwärts und rückwärts. Mal stand es still und war weder durch Zerren am Strick, noch durch Schläge dazu zu bringen, sich fortzubewegen, dann wieder machte es gewaltige Bocksprünge. Der arme Hermann wurde mehr geführt, ELLS dass er führte.

«Nur die Leine nicht verlieren», schoss es ihm immer wieder durch den Kopf. Also hielt er sie eisern fest, wurde dabei jedoch so ruckartig hin- und hergezerrt, dass er mehrmals hinfiel und durch den Schmutz der Strasse gezogen wurde.

Aber er liess nicht locker. Endlich schaffte er es irgendwie, den Nachbarhof mit dem ihm anvertrauten Tier zu erreichen.

Wie ihm geheissen, rief er laut nach Frau Griese.

Die alte Dame, die nach einiger Zeit, in schweren Holzpantinen langsam schlurfend, in gebückter Haltung erschien, war halb blind und fast taub. Wie Falko und Bernd natürlich ausgekundschaftet hatten, war sie allein zu Hause. Die jungen Leute waren auf dem Feld.

Hermann versuchte, ihr zu erklären, worum es ging. Er ertete als Antwort aber nur ein heiser geknirshtes «Hä?» der alten Bäuerin, wobei sie unmissverständlich die gekrümmte rechte Hand an ihre Ohrmuschel hielt und den Jungen mit der Ziege mit ihren schwachen Augen blinzelnd musterte. Dieser wiederholte, so laut er konnte: «Ich soll die Ziege zum Bock bringen.»

Frau Griese murmelte ein paar unverständliche Worte in ihren Damenbart, hatte aber offensichtlich verstanden und schickte sich an, den Ziegenbock aus dem Stall zu holen.

Kurz darauf kam ein, wie Hermännchen tief erschrocken wahrnahm, riesiger weisser Blitz aus der Stalltür hervorgeschossen und stürzte sich mit gesenktem Kopf, die spitzen Hörner voran, auf die vermeintlich arme Ziege.

«Oh Gott», dachte der Junge, «dieses Untier stinkt ja noch entsetzlicher und ist noch wilder als das andere. Was soll ich nur tun?»

Aber er kam *gar* nicht dazu, irgendetwas zu tun. Denn nun geschah das Unerwartete: Auch das hierher verschleppte Tier senkte die hornbewehrte Stirn und erwartete mit wildrollenden Augen den Angriff des Platzhalters. Beim unvermeidbaren Zusammenstoss der beiden Streithammel krachte es, wie wenn zwei Bretter mit aller Wucht gegeneinander geschlagen werden. Davon unbeeindruckt, nahmen die Tiere erneut ihre Kampfposition ein und musterten sich wutschnaubend.

Hermann hatte längst die Leine und damit die Kontrolle über seine Ziege verloren. Aber nun stürzte sich die alte Frau Griese mit einer Behendigkeit, die ihr niemand zugetraut hätte, dazwischen. Den von ihr, weiss Gott, oft genug miterlebten Deck-Vorgang hatte sie anders in Erinnerung.

Auch Hermann ahnte dumpf, dass hier etwas schief lief. Also versuchten die alte Frau und der Junge aus der Stadt mit vereinten Kräften, die zur Mutterschaft bestimmte Ziege in die richtige Position – Hinterteil voraus – zu bringen und gleichzeitig die tückischen Angriffe des Bockes abzuwehren. Umsonst – alle Versuche, die Tiere zu einem Benehmen zu veranlassen, wie man es von einem Hochzeitspaar erwarten konnte, scheiterten kläglich. Statt sich zu lieben, suchten sie immer wieder den Kampf.

Plötzlich schwante Grossmutter Griese, dass hier etwas nicht mit rechten Dingen zuging. Ihre Augen waren zu schwach, um

sich von der Richtigkeit ihres Verdachtes zu überzeugen. Darum fasste sie der vermeintlichen Ziege vom Kirchner-Hof mit festem, sicherem Griff zwischen die Hinterbeine, lachte schrill auf und verkündete mit laut scheppernder Altweiberstimme: «Ach herije, s' is ja selber 'n Bock!»

Darauf brach sie in schallendes Gelächter aus, das in Hermanns Ohren klang wie das Gemecker einer ganzen Ziegenherde. Langsam wurde ihm klar, dass man ihn hundsgemein reingelegt hatte. Mit schamrotem Gesicht zerrte er den widerstrebenden, lebendigen Beweis seiner Schande zum Ausgangspunkt seiner missglückten Mission zurück, wo ihn die feixenden Gesichter der Verursacher seiner Blamage erwarteten. Bernd hatte sogar noch die Stirn, ihn scheinheilig zu fragen: «Na, alles in Ordnung?»

Hermann würdigte den Bösewicht keines Blickes und keines Wortes.

Wie es der Zufall wollte, hatte Trude, die Frau des Küsters, den ganzen Vorgang beobachtet. Dieses in der ganzen Gemeinde wegen ihres Schandmauls gefürchtete Tratschweib hatte natürlich nichts Eiligeres zu tun, als Hermanns Missgeschick mit allen wahren und einigen erfundenen Details im Dorf herumzuerzählen, so dass es bald niemanden mehr gab, der die Geschichte nicht kannte.

Der arme Hermann wurde für den Rest seiner Ferien auf dem Lande unentwegt als «der Stadtjunge, der den Bock zum Bock gebracht hat», gehänselt.

Falko aber, der ein mitfühlendes Herz hatte und sah, wie Hermann litt, begann, sich seiner unrühmlichen Anstifterrolle zu schämen. Um Wiedergutmachung bemüht, wich er Hermann fortan nicht mehr von der Seite und wurde dessen Beschützer gegenüber allzu frechen Quälgeistern, die seine Fäuste fürchten lernten.

(Weitere Erinnerungen dieses Autors finden Sie im Band «Kindheit 1945-1950» der Reihe ZEITGUT

[Berlin – Brandenburg/Havel – Erfurt;
1942-1945]

Horst Wagner

Die zweite Ohrfeige

Man schrieb das Jahr 1935, als ich ein neuer Erdenbürger der Millionenstadt Berlin wurde, die sich damals Reichshauptstadt nannte und deren Dächer noch keine Bombe von unten gesehen hatten.

Die Schulzeit begann für mich mit einer grossen Zuckertüte, die mir im Bett überreicht wurde. Ich hatte mich nämlich bei einem gleichaltrigen Sohn einer Freundin meiner Mutter mit Scharlach angesteckt. Das war 1942, als die ersten Bomben auf Berlin fielen – wobei Fliegeralarm und Scharlach zwei Probleme waren, die schwer in Einklang gebracht werden konnten: Bei Alarm musste jeder in den Keller, und bei Scharlach kam man ins Krankenhaus.

Nun war mein Scharlach einer der leichtesten, und die Hausgemeinschaft eine der nettesten. Jedenfalls durfte ich mit in den Keller, aber in unseren eigenen Verschlag und nicht in den Gemeinschaftsraum.

In dieser Zeit lernte ich nicht in der Schule, sondern im Bett die Anfänge des Lesens und Schreibens. Meine Mutter hatte die üblichen Schulbücher besorgt, und als ich nach einigen Wochen meinen Platz in der vorletzten Reihe des Klassenzimmers zugewiesen bekam, war ich bereits ein sehr guter Schüler, weil ich den anderen weit voraus war. Später hat sich das dann wieder geändert.

Meinen ersten grossen Anschauzer bekam ich vom Schul-

direktor persönlich. Es war irgendein nationales Ereignis, vielleicht auch Führers Geburtstag, ich weiss es nicht mehr genau, denn Ereignisse gab es damals viele.

Unsere Klasse war angetreten, und die Schüler und Lehrer der ganzen Schule sangen das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied, jeweils mit sämtlichen Strophen. Damals hatte der rechte Arm in einem bestimmten Winkel gen Himmel zu zeigen. Ich hatte das natürlich schon oft gesehen und auch selber so grüssen müssen. Aber das waren nur kurze Sekunden gewesen, während jetzt der Arm von Strophe zu Strophe schwerer wurde. Und so senkte er sich denn ganz langsam, aber stetig, bis er auf der Schulter des Vordermanns liegen blieb. Nach der Feier wurde ich angebrüllt, von wegen dem Deutschen Gruss.

Im Jahr 1943 mehrten sich die nächtlichen Bombenangriffe. Jeder von uns hatte seinen Koffer griffbereit im Korridor zu stehen. Der Abendzirkus sah immer gleich aus: raus aus dem Bett, anziehen, die Koffer geschnappt, zwei Stockwerke runter, rein in den Keller und Türe zu.

In unserem Stadtbezirk Reinickendorf war es bisher ruhig gewesen. Unser Nachbar blieb meist an der Haustür stehen und beobachtete, wie die Brände in der Stadtmitte den Himmel leuchtend rot färbten.

Einmal durfte ich nach der Entwarnung vor die Tür gehen. Ich bekam eine Gänsehaut. Niemand sagte ein Wort.

Als ich eines Tages mit meiner Mutter in der Strassenbahn Richtung Stadtmitte fuhr, überfiel mich wieder dieses Gefühl: eine Mischung aus völliger Ratlosigkeit, Mitleid und Entsetzen. Es waren Bilder, die für immer in meinem Gedächtnis haften werden: Da sah ich Männer und Frauen, die in den Trümmerbergen nach irgendwelchen Dingen suchten, aber das Schlimmste waren die stehengebliebenen Fassaden oder Giebelwände, hinter denen gestern noch Menschen gelacht und Kinder gespielt hatten. Die Luft roch nach Rauch, Mörtel und Staub.

Wir fuhren an einem Krankenhaus vorbei, das wie ein Puppenhaus vor uns lag: An allen vier Stockwerken fehlte die Vorderfront, und man sah jedes einzelne Zimmer. Manchmal stand noch ein Bett an der Wand, ein offener Schrank lag daneben, oder ein Morgenmantel hing an seinem Haken.

Die Schule wurde geschlossen. Es wurden dort Notunterkünfte eingerichtet, Privatunterricht war verboten. Wir hatten uns einige Male bei unserem Klassenlehrer getroffen, um noch einiges aus den Büchern zu lernen, bis er angezeigt wurde und auch das vorbei war.

An einem Novembertag im Jahr 1943 fielen auch in unserer Nähe Bomben. Ein Teil unserer Fenster ging dabei zu Bruch. Meinem Vater gelang es, mit Hilfe von Brettern und Pappe die Fenster dicht zu bekommen. Ein paar Tage später war wieder alles verglast, bis auf die Balkontür.

Acht Tage nach meinem achten Geburtstag ging ich mit meinem Vater in die Glaserei, und wir holten die fertige Balkontür ab. Nachdem sie eingehängt war, gab es Bratkartoffeln zum Abendbrot. Es war 19 Uhr.

Um 21 Uhr gab es Fliegeralarm. Der Ablauf war wie jeden Abend: Koffer – Keller – Tür zu. Der Nachbar blieb wie immer draussen. Er kam dann kurz herein und meldete uns, dass es wohl wieder die Innenstadt erwischt hatte. Dann ging er wieder. Eine Minute später raste er zu uns in den Keller, warf die Eisentür hinter sich zu und verriegelte sie. Sekunden später bebte unter Donnern das ganze Haus, ein Betonpfeiler stellte sich schräg, überall rieselte Kalk, das Licht erlosch – dann war alles ganz still. Jemand weinte. Die Männer versuchten, mit Handlampen etwas Licht zu machen, und gleich darauf gab es Entwarnung. Es war 22 Uhr.

Aus dem Nachbarkeller brachen sie die Zwischenwand zu uns durch, weil ihr Ausgang verschüttet war. Die Männer schaufelten unseren Ausgang frei, und wir krabbelten auf allen Vieren über Steine und Scherben nach draussen. Das Nebenhaus war verschwunden, das ehemals zweistöckige Haus bestand nur noch

aus ein paar Metern Schutt. Wir wohnten nebenan im zweiten Stock, aber von aussen sah unser Haus fast normal aus. In Wirklichkeit hing das flache Hausdach einen Meter tief in unsere Wohnung. Mein Vater fragte sich, warum er Geld für die Balkontür ausgegeben hatte.

Bald waren wir umringt von Hitler-Jugend, Polizei und Arbeitern, die Armbinden trugen. Alles wurde abgesperrt, und man verfrachtete uns auf einen Lastwagen, um uns in ein Notquartier zu bringen.

Ich staunte nicht schlecht, als meine Schule immer näherkam. Schwestern vom Roten Kreuz wiesen uns einen Schlafsaal zu. Die Treppe rauf und dann rechts der erste Raum. Diesen Weg kannte ich, es war mein Klassenzimmer! Wir wurden auf die Feldbetten verteilt, und auch jetzt staunte ich nicht schlecht. Das Bett befand sich genau an der Stelle, wo meine Schulbank gestanden hatte.

Meine Eltern brachten mich ein paar Tage später nach Brandenburg an der Havel zu meiner Grossmutter. Sie selber blieben in Berlin, mieteten sich ein Zimmer und bargen aus den Trümmern, was noch zu retten war.

In Brandenburg war wieder Schule angesagt. Die Stadt hatte noch nicht so viel mitmachen müssen, und so war ich als «Ausgebombter» fast ein Exot in der Klasse. Die Lehrer spielten das als Lappalie herunter, meinten, dass wir alle Opfer bringen müssten, und dass unser Führer alles daransetzen würde, um den Endsieg Deutschlands zu erreichen.

Zur selben Zeit wälzte sich ein Strom von Flüchtlingen in die Stadt. Sie kamen mit Pferdewagen und Ochsenengespannen, manche mit einem Handwagen, viele nur mit einem Rucksack. Die Männer waren unrasiert, die Frauen apathisch, und die Kinder schlurften teilnahmslos nebenher oder schliefen auf den Wagen.

Keines von uns Kindern hatte je so einen Zug gesehen. Stauend standen wir am Strassenrand, während sie an uns vorbei-

zogen. Dann fragten uns welche, ob wir wüssten, wohin sie in der Stadt sollten. Natürlich wussten wir es nicht, aber nun waren wir neugierig und liefen an die Spitze des Zuges, bis wir an die grosse Kreuzung kamen, an der mehrere Strassen sternförmig zusammenliefen.

Auf einem Podest stand ein Schutzmann und lenkte den Verkehr. Mein Freund und ich liefen zu ihm und fragten, wohin denn die Flüchtlinge fahren sollten. Er zeigte in eine Richtung: immer geradeaus. Dann gab er die Strasse frei, indem er den gesamten anderen Verkehr stoppte. Die ersten Wagen bogen nun nach links ein.

Der Polizist winkte mich zu sich herauf, drückte mir seine Signalkelle in die Hand und versprach, in ein paar Minuten wieder zurück zu sein. Vermutlich brauchte er ein stilles Örtchen. Er stieg herunter und verschwand irgendwo, während ich auf dem Podest stand und unheimlich stolz war, weil alle auf meine Zeichen reagierten. Vermutlich waren in jener Zeit das Podest und die Signalkelle genug, um respektiert zu werden.

Mein Freund lief ein Stück mit den Flüchtlingen und zeigte ihnen den Weg. Als die letzten an uns vorbeigezogen waren, es langsam dunkel wurde und noch immer kein Schutzmann zurückkam, legte ich die Kelle auf das Podest, überliess den Verkehr sich selbst, und wir gingen nach Hause.

Meine Eltern waren in der Zwischenzeit nachgekommen, aber es gab nun auch in Brandenburg zu jeder Tages- und Nachtzeit Fliegeralarm. Ein Onkel aus Thüringen hatte uns geschrieben, wir sollten zu ihm kommen, es sei absolut ruhig, und auf dem Land würde sowieso nicht bombardiert.

Es war Anfang 1945 und einer der letzten Schultage in Brandenburg. Unser Lehrer wollte uns etwas von Europa erklären, fand aber die Europakarte nicht in seinem Kartenschrank. Da ich in der ersten Reihe sass, sagte er zu mir: «Wagner, geh mal in die 7b und lass dir die Europakarte geben!»

Ich ging los, fand die 7b, klopfte an, betrat das Klassenzimmer, liess meinen Spruch los und bekam eine schallende Ohrfeige.

«Wie heisst das, wenn man hereinkommt?»

«Heil Hitler!»

«Nimm dich beim nächsten Mal zusammen!»

Ich bekam die Karte und brachte sie in unser Klassenzimmer. Von der Ohrfeige sagte ich nichts.

Zwei Wochen vor Ostern packten wir unsere Habseligkeiten und fuhren mit der Eisenbahn nach Erfurt, wo uns der Onkel abholen sollte.

Begleitet war die Fahrt immer wieder von Angriffen der Tiefflieger und Bombenabwürfen, die den Bahnlinien galten. Wir sahen ausgebrannte Personenzüge, Viehwagen mit verwundeten Soldaten und Soldaten in sauberen Uniformen, die an die Front fuhren.

In Thüringen war es tatsächlich so, als gäbe es keinen Krieg. Selbst der Einzug der Amerikaner war lautlos und ohne Probleme vonstatten gegangen. Deutschland kapitulierte, und alles atmete auf. Thüringen wurde dann von den Amerikanern wieder aufgegeben und von den Russen besetzt.

Irgendwann im gleichen Jahr begann die Schule wieder, zu unser aller Leidwesen. Die alten Lehrer mit den Parteiabzeichen am Anzug gab es nicht mehr, statt ihrer kamen junge Lehrer, was uns auch viel sympathischer war.

Was nun in den ersten Schultagen geschah, ist weder erfunden noch übertrieben: Es war nämlich wieder die Europakarte, die fehlte, und ich war bestimmt, die Karte aus dem Nachbarklassenzimmer zu holen. Ich ging los, fand die Tür, klopfte an, betrat das Klassenzimmer, riss meinen rechten Arm hoch und brüllte «Heil Hitler!»

Und wieder bekam ich eine schallende Ohrfeige.

«Die Zeiten sind für alle Ewigkeiten vorbei. Merke dir das!» Ich bekam die Karte und brachte sie in unser Klassenzimmer. Von der Ohrfeige sagte ich auch diesmal nichts.

[Hannover;
1943]

Horst Meister

Kindliche Delikatessen

Der Eingang zum Feinkostgeschäft hatte auf beiden Seiten Spiegel. Eigentlich waren es keine richtigen Spiegel. Auf schwarzem Untergrund war Glas befestigt, auf dem in grossen, goldenen – oder waren es silberne? – Buchstaben stand: «Thams und Garffs, Delikatessen». In diesem schwarzen Glas spiegelte sich die Strasse, Bewegliches und Unbewegliches, und spiegelte ich mich auch.

Wer damit angefangen hatte, war unklar. Beliebtes Spiel war plötzlich, sich eng an eine Seite des Eingangs zu stellen, sich dann fest mit dem Körper gegen die Ecke zu pressen und dann ein Bein – bei mir bevorzugt das linke – vor der spiegelnden Fläche hin- und herzuschwingen, hin und her. Ein irres Gefühl entstand. Man schwang ein Bein und doch bewegten sich zwei, hin und her. Es war, als gingest du, und doch wusstest du ganz klar, dass du standest, auf dem anderen Bein. Hin und her. Du warst Dreibeiner. Hin und her. Oft war der Platz besetzt, dann musste man warten, bis man dran war. Kam ich vorbei, und der Platz war frei, dann musste ich schnell ein paar Schwünge machen, hin und her. Rechts war mein Standbein, links das Schwungbein. Linker Fuss gespiegelt war auch rechter Fuss. Hin und her. Ein irres Gefühl.

In einer Bombennacht wurde «Thams und Garffs, Delikatessen» dem Erdboden gleichgemacht. Das Spiel war aus. Nun sammelte ich in einer Zigarrenkiste Bombensplitter.

[Neusalz*), Niederschlesien-Schmölln, Ostthüringen;
1943-Februar 1945]

Siegfried Busse

Der Zeitungsjunge

Jeden Morgen das gleiche Ritual. Zur gewohnten Zeit werde ich durch lautes Klopfen an der hölzernen Bodentreppe aus den schönsten Träumen gerissen. Aufstehen! Es ist Zeit, zur Schule zu gehen. Manchmal gelingt es mir mit einem Trick, noch einige Schlafminuten herauszuschinden. Mit einem Pantoffel in der Hand imitiere ich Schritte auf dem Fussboden. Mama denkt, ich sei aufgestanden, und geht ihrer Hausarbeit nach. Nach geraumer Zeit folgt das Donnerwetter. Sie hat ja recht. Hastig wird gefrühstückt, der Ranzen geschnappt, und im Eilschritt geht es zur Schule.

Die eigentliche Knaben- und Mädchenschule neben der evangelischen Kirche ist schon lange als Wehrmachtlazarett eingerichtet, deshalb ist mein Schulweg nicht mehr ganz so weit. Das Gymnasium, wo jetzt auch ein Teil der Volksschule untergebracht ist, liegt gleich neben dem Bahnhof. Wenn nur nicht wieder wegen endloser Wehrmachtzüge die Bahnschranke geschlossen ist. Manchmal kommen gleich zwei, drei Züge nacheinander, oder einer reicht weit über den Bahnübergang hinaus. Dann muss man warten, und ich komme wieder zu spät zur Schule.

Für's Zuspätkommen gibt es häufig Schläge mit dem Rohrstock, oder man muss nachsitzen. Manche Lehrer haben am Schlagen richtig Spass.

Von Weitem sehe ich die geschlossene Bahnschranke, aber als

*) heute Nowa Sól in Polen

ich fast am Bahnübergang bin, fährt der letzte Wagen des Zuges zum Glück vorbei. Heute wird das Lernen Spass machen, denn wir haben Heimatkunde, Rechnen und Aufsatz, meine Lieblingsfächer.

Nach dem Unterricht trage ich Zeitungen aus, danach muss ich zum Korbmacher, wo ich als Laufjunge angestellt bin. In unserer grossen Familie, ich bin das siebente von später zwölf Kindern, muss jeder mithelfen, Geld zu verdienen. Wenn ich mich beeile, habe ich zwischen Zeitungen und Korbmacher noch Zeit. Ich kann mir Schaufenster ansehen. Vielleicht entdecke ich Mamas Fahrrad in der Nähe des Eis-Cafés. Wenn ich wie zufällig erscheine, könnte ich wieder ein Eis bekommen, von dem die Geschwister nichts wissen.

Auch bei Papa bin ich mit einem ähnlichen Trick schon erfolgreich gewesen. Er arbeitet bei Gruschwitz. Wenn er mit seinen Kollegen das Werk verlässt, muss er am Gymnasium vorbei durch den Park kommen. Ertönt die Fabriksirene zum Feierabend, warte ich schon am Parkausgang. Sobald ich Papas Arbeitsmütze inmitten der Köpfe der dichtgedrängt laufenden Arbeiter erkenne, gehe ich einige Meter zurück und erst dann los, wenn er die wenigen Stufen zur Bahnhofstrasse hinaufsteigt. Ganz zufällig treffe ich dort mit ihm zusammen, und siehe da, er hat wieder sein Frühstücksbrot nicht aufgegessen. So erhalte ich zusätzlich einen Leckerbissen und muss nicht so viel von der garstigen Gemüsesuppe essen. Gemüse mag ich nämlich überhaupt nicht.

Beim Korbmacher ist heute nur ein Brief wegzubringen, danach darf ich in der Werkstatt beim Flechten helfen. Im vergangenen Herbst hat mich der Meister zum Schneiden von Weidenruten mitgenommen. An der Stelle, wo der Landgraben in die Oder fliesst, wachsen uralte Weiden. Wenn ich dort die Augen zukneife, sehe ich viele Gespenster. Da wird mir richtig gruselig, und ich reisse sie ganz schnell wieder auf.

Am Abend sitzen wir alle um den Tisch. Eine grosse Pfanne mit dampfenden Bratkartoffeln und zwei Schüsseln mit Gurken-

salat stehen in der Mitte. Nach einem kurzen Tischgebet dürfen wir essen. Wer dabei bummelt, ist selber schuld. Doch zu hastig zu essen ist auch nicht erlaubt. Es wird redlich geteilt, jeder soll etwas abbekommen.

Manchmal sitzen wir nach dem Abendbrot noch bei irgendwelchen Heimarbeiten in der Familienrunde und singen dabei schöne Lieder. Mama kann so wunderbar singen und überrascht uns immer wieder mit neuen Liedern. Spannend wird es, wenn Papa Zeit findet, um von seinen sicher nie erlebten Abenteuern zu erzählen.

Nicht nur die Geschwister, auch meine Mitschüler wissen, dass ich ein grosser Angsthase bin. Besonders fürchte ich mich bei Dunkelheit. Schon beim leisesten Geräusch erfasst mich lähmende Angst. Wegen der ständig drohenden Luftangriffe gibt es strengste Verdunklungsvorschriften. Kein Lichtschimmer darf aus den Häusern dringen. Strassenlaternen sind abgeschaltet. Ja, selbst Radfahrer dürfen schon beim Voralarm nicht mehr mit Licht fahren. Fussgänger können allerdings phosphoreszierende Abzeichen tragen. Das sieht erst recht gespenstig aus.

An einem solchen Abend im Winter habe ich mich beim Austragen der Zeitungen verspätet. Es ist schon dunkel, als ich die letzten Zeitungen in einen abgelegenen Winkel der Stadt bringe. An regnerischen und nebligen Tagen ist es dort schon schaurig. Jetzt aber kann man die Hand vor den Augen nicht sehen. Hinter einem offenen Hoftor höre ich verdächtiges Rascheln. Ein Hund knurrt. Vor Angst bleibe ich stehen. Ich höre schleichende Schritte und wieder das Hundeknurren. Ich will weglaufen, werde aber an der fast leeren Zeitungstasche festgehalten. Die wenigen Zeitungen fallen auf die Strasse. Bibbernd vor Angst schlage ich um mich.

«Der hat ein Messer!» schreit jemand. Zu sehen ist nichts.

Plötzlich quietscht eine Fahrradbremse neben mir. Eine grosse Hand umklammert meinen Arm. «Wo ist das Messer?» fragt eine barsche Stimme. Ich habe keines.

Der Mann, der mich noch immer festhält, führt mich zu einem Haus, öffnet die Tür und knipst das Licht an. Geblendet schliesse ich die Augen. Vorsichtig öffne ich sie wieder und erschrecke: Ein Schutzmann steht vor mir! Grüne Uniform, den Tschako noch auf dem Kopf. Wieder fragt er nach dem Messer. Ich schüttle den Kopf, zittere, kann nicht sprechen. Ich hab' doch noch nie eins besessen! Dann schreibt er meinen Namen in sein Notizbuch.

Längst habe ich jenen Abend vergessen, als eines Tages die Eltern mit mir zum Gericht bestellt werden. Der Jugendrichter will von mir wissen, was an jenem Abend vorgefallen sei und weshalb ich die Kinder mit einem Messer bedroht hätte.

Später stellt sich heraus, dass die Kinder mich wegen meiner ständigen Ängstlichkeit erschrecken wollten. Nicht ich, sondern ein anderer Junge soll ein Messer gehabt haben. Besagter Polizist kam gerade vom Dienst nach Hause und dachte, da ich nicht in dieser Gegend wohne, ich sei gemeint.

Ein anderes Mal, es muss im Sommer gewesen sein, Mutter und Vater sind noch nicht zu Hause, kommen zwei Männer in langen Mänteln durch das Gartentor. Sie fragen nach unseren Eltern, gehen dann einfach ins Haus hinein. Dort beginnen sie, Schubkästen und Schränke zu durchwühlen.

Als Papa schliesslich nach Hause kommt und die beiden Männer zur Rede stellt, zeigt der eine kurz eine blitzende Plakette. Sie würden silberne Löffel suchen, die wir angeblich beim Zeitungsaustragen einer angesehenen Familie gestohlen haben. Sie finden natürlich nichts. Wir sind empört. Manche Leute können sich einfach nicht vorstellen, dass arme, kinderreiche Eltern ihre Kinder meist besonders streng zu Fleiss, Ehrlichkeit und Bescheidenheit erziehen.

Im Spätherbst 1944 kommen immer häufiger Flüchtlingstrecks durch unsere Stadt. Viele Menschen sind wochenlang mit ihren Pferdefuhrwerken, beladen mit Hab und Gut, unterwegs gewesen. Mehrmals machen Flüchtlinge auch in unserem Hof und

Garten Rast. Die Pferde haben einen oder zwei Tage Ruhe, die Menschen können sich ordentlich waschen und wieder einmal in einem richtigen Bett schlafen. Wir Kinder freuen uns, ihnen helfen zu können. Als die Front immer näher in Richtung Oder vorrückt, werden die Trecks dichter, jeder will so schnell wie möglich gen Westen vorankommen.

Inzwischen ist es Winter geworden, die Menschen auf den Fuhrwerken frieren, manche Kleinkinder sterben den Kältetod. Mutter kocht Mehl- und Haferschleimsuppe, zuletzt ganz ohne Milch. Wir suchen alle entbehrlichen Gelasse im Haus zusammen und bringen den hungernden und frierenden Menschen auf der Freystädter Chaussee eilig die heisse Suppe.

Nur wenige Wochen später, die Hauswände zittern bereits bei jedem Geschützdonner, müssen auch wir flüchten. Wir packen Kleidung, Wäsche und Bettzeug auf einen grossen Handwagen.

Am 3. Februar 1945 ziehen wir damit zum Bahnhof. Unser Zug ist bereits weg! Überall aufgeregte Menschen. Wann können wir zurückkommen? Wir haben doch hier unser Haus, unsere Wohnung, unseren Garten! Männer in braunen Uniformen mit einer Hakenkreuzbinde am Arm versuchen, die weinenden Frauen und Kinder zu beruhigen.

Schliesslich fahren wir ab. Die Abteile im Zug sind eng, selbst die Gepäcknetze werden zum Schlafen genutzt. Unterwegs hält der Zug mehrmals, die älteren Geschwister rennen los, um etwas Warmes zum Trinken zu besorgen. So, wie wir noch wenige Wochen zuvor den Flüchtlingen heisse Suppe gebracht haben, reichen uns jetzt viele Helfer an der unendlichen Strecke ihre Gaben.

Nach drei Tagen und Nächten endet die Irrfahrt, die uns kreuz und quer durch Schlesien und Sachsen geführt hat, im ostthüringischen Schmölln.

[Berlin;
Frühjahr 1944]

Gisela Schlemmer-Neuhaus

Dem Tod ins Auge gesehen

In einer Nacht im Frühjahr 1944 ist wieder einmal Fliegeralarm in Berlin. Schlaftrunken, fast noch vollständig angezogen, also allzeit bereit, wanken wir in den Keller. Wir wohnen in einem Zweifamilienhaus, dessen obere Etage bereits durch Stabbrandbomben teilweise zerstört ist.

Im Keller treffen meine Mutter und ich das alte Ehepaar Thiele. Ich habe einen schweren grippalen Infekt und friere mehr denn je in diesem Keller. Draussen beginnt die Flak zu ballern, und nun hören wir aus der Ferne schon Detonationen. Das Pfeifen der Luftminen ist besonders bedrohlich. Diese schwersten aller Bomben verwandeln Häuser mitsamt ihren Bewohnern zu Staub. Aber auch die Spreng- und Brandbomben haben verheerende Wirkung. Der Lärm der Explosionen kommt immer näher, dazwischen das Brummen der Flugzeuge.

Durch den Luftdruck fallen Ziegel von den Dächern herab, und Scheiben lösen sich klirrend aus den Fensterrahmen. Den Fussboden im Keller durchlaufen wellenartige Bewegungen, und herabrieselnder Kalkstaub von den Kellerdecken und -wänden umnebelt uns.

Die alte Frau Thiele fängt an zu beten. Meine Mutter sitzt vornübergebeugt neben mir und birgt ihr Gesicht in ihren Händen. Ich fühle mich plötzlich eingengt im Keller und möchte nach draussen. Von den anderen unbemerkt, schleiche ich mich

um die Mauernische herum zur Kellertür, öffne sie und gehe in den Garten. Dort bleibe ich wie angewurzelt stehen! Ein brennendes Flugzeug kommt direkt auf mich zu, und erstaunlich gefasst erwarte ich meinen Tod.

Doch dann fallen acht bis zehn Meter von mir entfernt nur kleinere, knisternde Teile des abgeschossenen Flugzeugs zu Boden, der Rumpf stürzt etwa 100 Meter von unserem Haus entfernt ab.

Aus diesem Erlebnis habe ich gelernt und auch im späteren Leben bestätigt gefunden, dass man in wirklicher Gefahr weniger ängstlich und nervös reagiert, als oft in wesentlich harmloseren Situationen.

[Königsberg*), Ostpreussen – Saalfeld/Saale –
Unterampfrach, Mittelfranken;
1944-1948]

Dirk Schauen

Wenn Krieg den Reiseleiter spielt

Der zweite Weltkrieg stand schon vor Europas Haustür, als er in Königsberg geboren wurde. Sein Vater, Jurist von Beruf, aber zu der Zeit Berufsoffizier, war nicht gerade begeistert von der Schönheit seines Sohnes. Es fiel sogar das Wort «runzlicher Affe», sehr zum Ärger der stolzen Mutter. Das Baby hatte anscheinend die Kritik des Erzeugers mitbekommen und entwickelte sich später zu einem nicht unstattlichen Mannsbild.

1944 war die Zeit der Einschulung gekommen, und der noch nicht sechs Jahre alte Knabe wurde von seiner Mutter drei Strassenbahnstationen weit an den Ort gebracht, wo Kindern mit mehr oder weniger Erfolg Wissen für das weitere Leben beigebracht wurde. Nach drei Tagen Schulbesuch fuhr er ohne Begleitung in die Lehranstalt, mit Schiefertafel, Griffel und 20 Pfennigen für die Pause.

Ungefähr zwei Wochen waren vergangen, als die Schule telefonisch nachfragte, ob das Kind krank sei und warum keine Entschuldigung vorläge. Grosses Erstaunen bei Mutter und Kinder mädchen; der Filius hatte doch täglich brav seine Tafel bemalt und Zahlen gekritzelt! Als er befragt wurde, kamen nur sehr ungenaue Angaben über seine Lippen.

Jetzt ging seine Mutter kriminalistisch vor. Der «brave» Schüler der ersten Klasse stieg wie immer in seine Strassenbahn,

*) heute Kaliningrad in Russland

ohne zu wissen, dass er von Muttern verfolgt wurde. Ein paar Tage passierte nichts Aussergewöhnliches. Aber dann geschah das Unfassbare. Die zweite Station der Strassenbahn auf dem Weg zur Schule war der Tiergarten Königsberg. Die Verfolgerin traute ihren Augen nicht: Ihr Sprössling stieg dort aus, löste am Tiergarteneingang eine Eintrittskarte für 20 Pfennige, sein Pausengeld, und hielt sich die Zeit über bei den Tieren auf, die er normalerweise in der Schule absitzen musste. Und präzise mit der Bahn, die ihn auch von der Schule nach Hause brachte, fuhr er wieder Richtung häusliche Geborgenheit.

An die Bestrafung kann er sich – nach dem Motto: das Schlechte vergessen, nur das Schöne im Gedächtnis speichern – nicht mehr erinnern.

Der zweite Weltkrieg wütete noch an allen Fronten, die sich aber beängstigend schnell auf die Grenzen des «Reiches» zubewegten. Sein Vater war aus Russland auf Heimaturlaub gekommen. Stolz ging der Sohn mit Papa – in Uniform – und Mama spazieren. Königsberg war eine grosse Stadt. Und entsprechend gross und breit waren die Hauptverkehrsstrassen.

Der Filius äusserte unterwegs den Wunsch, doch einmal alleine die Strasse überqueren zu dürfen. Nach den berechtigten elterlichen Bedenken und langem Hin und Her wurde abgemacht, dass er auf Zeichen des Vaters hin die Strasse überqueren dürfte und auf der anderen Seite warten solle, bis seine Eltern ihn zurückwinkten. Gesagt, getan. Rüber über die Fahrbahn und Strassenbahnschienen, auf der anderen Seite Kehrtwendung und zurück, natürlich nicht das besprochene Signal der Eltern abwartend.

Später, im Krankenhaus, erzählte ihm seine völlig erschütterte Mutter, wie er vor ein Auto gelaufen sei, das ihn dann noch einige Meter mitgeschleift habe. Die Insassen einer Strassenbahn, die anhalten musste, hätten das Auto angehoben, um ihn darunter hervorzuholen.

Der rechte Oberschenkel war gebrochen. Der unschuldige Fahrer des Unfallautos war Arzt. Und zwar jener Onkel Doktor, von dem er im Krankenhaus behandelt wurde.

Die damaligen Zeitumstände trugen dazu bei, dass er schon in jungen Jahren Dinge erlebte, die nicht in eine behütete Kindheit gehören. Königsberg wurde ständig bombardiert. Und eines Tages traf es auch das Haus, in dem er mit seiner Mutter und Schwester wohnte. Man war nach dem obligatorischen Fliegeralarm in den Luftschutzkeller geeilt und sass mit den anderen Nachbarn still an der Kellerwand. Plötzlich erschütterte ein heftiger Schlag das ganze Gebäude, dass sogar der Fussboden unter seinen Füssen zitterte. Ausserdem war das Licht erloschen.

Noch heute, nach mehr als 50 Jahren, kann er sich sehr genau an diesen Moment erinnern. Da war kein Wimmern, Schreien, oder Weinen zu hören, wie es oft in Filmen über diese Zeit vorkommt. Es war ruhig, fast ruhiger als bei einem normalen Stromausfall.

Kurz nach dem fürchterlichen Schlag war Entwarnung, und er verliess mit den Kellerinsassen das Haus. Alle Fenster waren durch das Feuer der eingeschlagenen Brandbomben hell erleuchtet. Nicht nur sein Zuhause war getroffen, sondern noch viele andere Häuser in der grossen Stadt. Überall brannten Phosphorbomben, die wie angezündete Maulwurfshaufen aussahen.

Das war für ihn alles sehr aufregend und interessant. Rote-Kreuz-Schwestern verteilten Decken, Tee und Wurstbrote. Dann sah er seinen Vater, der mit einem Zug Soldaten gekommen war, um aus den Häusern zu retten, was zu retten war. Die Männer um seinen Vater hatten helle Arbeitsuniformen an und trugen Schiffchen auf dem Kopf. Später erzählte ihm seine Mutter, dass ein Soldat von einem brennenden Balken getroffen wurde und an den Folgen der Verletzung starb.

Dann kam die Flucht vor den Russen. An diesen Lebensabschnitt kann er sich nur schwach, wie durch einen Nebel, erinnern. Verstopfte Bahnhöfe, überfüllte Züge und dazwischen immer wieder Bombenangriffe. Was Mütter mit Kindern damals durchmachen mussten, kann man sich heute schwer vorstellen.

Die ungewollte Reise führte ihn, seine Mutter und die kleine Schwester Richtung Westen. Ihr Ziel war Saalfeld an der Saale in Thüringen, wo seine Grossmutter mütterlicherseits wohnte. Die Flucht führte über zwei Lager, die vollgestopft mit Menschen gleichen Schicksals waren. Feldbetten, wenig zu essen und Kälte prägten diese Orte. Tausende Menschen fanden hier auf ihrer Fahrt ins Ungewisse kurzfristig etwas Ruhe, eine Verschnaufpause.

Endlich, im Frühsommer 1945, Ankunft in Saalfeld. Die Grossmutter war am Bahnhof. Vom Kriegsende wurde gesprochen und dass Amerikaner die Stadt besetzt hätten. Sie gingen zum Haus seines Vaters, der dort vor dem Krieg eine Rechtsanwaltskanzlei hatte. Das Anwesen der Grossmutter, in dem sie ein Musikgeschäft geführt hatte, war Tage vorher ausgebombt worden. Aber erst mal war da wieder ein Zuhause.

Sein letztes Kriegserlebnis blieb ihm unvergesslich: Mit seiner Mutter hatte er in einem nahegelegenen Dorf im Thüringer Wald Milch geholt. Auf dem Rückweg führte der Weg aus dem dichten Wald raus über eine grosse Lichtung. Sie waren fast in der Mitte der Wiese, als der Tiefflieger angriff. Plötzlich war er da.

Seine Mutter stiess ihn um und warf sich selber eng daneben. Dann war das Rattern des Maschinengewehres zu hören, und dicht neben ihnen spritzten Dreck und Gras in die Höhe. Er spürte, wie er hochgerissen wurde und seine Mutter mit ihm auf den nahen Waldrand zurannte. Das Flugzeug kam nicht mehr, aber die Milch war futsch.

Kurz nach dem Eintreffen in Thüringen rückten die Amerikaner ab, und die Russen besetzten die Stadt. Der Krieg war tatsächlich zu Ende.

Was die Zeit in Saalfeld betraf, so waren es wieder Erlebnisse, die unauslöschbar in seiner Erinnerung verankert sind. Seine Grossmutter brachte es fertig, trotz schlechter Zeiten jeden Abend ein Betthupferl – Bonbon, Schokolade oder ähnliches – bereitzuhalten.

Wieder einmal war Schlafenszeit. Und diesmal schien etwas Besonderes in seinem Bett zu liegen. Es sah aus wie eine eiförmige Praline, die in wunderschönes Goldpapier eingewickelt war. Ruckzuck war die Köstlichkeit ausgepackt, und das pechschwarze Ei, welches zum Vorschein kam, wurde sofort ein Opfer seiner Zähne.

Aber was war das? Ein fürchterlich beissender Geschmack, scharfer Saft, die Luft blieb ihm weg! So musste es sein, wenn man stirbt. Gebrüll und Tränen liessen Mutter und Grossmutter herbeieilen.

Letztere war wirklich eine herzensgute und liebe Oma, wie sie sich jedes Kind wünschte. Zudem hatte sie viel Humor, und der Schalk sass ihr nicht selten im Nacken. So hatte die liebe Grossmama dem verfressenen Enkel ein Stück Kautabak eingewickelt, jedoch nicht mit so einer heftigen Reaktion gerechnet. – Vielleicht hat sie mit diesem Schabernack dazu beigetragen, dass aus dem Knaben später ein starker Zigarrenraucher wurde?

Im Haus seines Vaters war ein russischer Major einquartiert, bei dem seine Mutter regelmässig saubermachen musste. Manchmal lag er noch im Bett, wenn sein Zimmer hergerichtet werden sollte. Dann stand der Offizier auf, schnallte sich seine Pistole über den Schlafanzug und wartete, bis die Arbeit getan war.

Dieses Verhalten blieb dem Jungen nicht verborgen, und oft

überlegte er, warum der Major so handelte. Ob er vielleicht zu Hause eine böse Frau hatte? Ausserdem kontrollierte der russische Gast regelmässig die Fingernägel des Jungen. Bestimmt hatte er auch Kinder, oder war er eventuell sogar Lehrer?

Logisch!

Eines Tages hatte der Major für die Oma einen Laster besorgt, auf dem noch einige Möbelstücke aus ihrem zerbombten Haus geholt werden sollten. Er durfte mitkommen, wahrscheinlich, weil seine Fingernägel in letzter Zeit sauber waren. Ausser dem Fahrer sass noch ein Soldat neben ihm.

Vor Grossmutter's Geschäft war der Teufel los. Eine Gruppe betrunkenen Polen versuchte, das mit Brettern vernagelte Schaufenster mit Knüppeln und Eisenstangen zu öffnen. Die Scheibe war ja schon beim Bombenangriff zerstört worden.

Mit grossen Augen beobachtete er, wie der Jeep des Majors bremste, dieser raussprang, seine Pistole zog, die er sonst über dem Schlafanzug trug, und zwei- oder dreimal in die Luft schoss. Noch nie hatte er erwachsene Männer so schnell weglaufen sehen. Seitdem war der russische Offizier sein Freund und ein Held.

Für seine Mutter hatte dieser Quartiergast den Vorteil, dass sie täglich einen Liter Milch aus einem schräg gegenüberliegenden Hotel holen durfte, in dem nur höhere Offiziere verkehrten.

Eines Tages wurde er losgeschickt, um die Milch zu holen. Vor dem Hotel war ein rechteckiger Platz, von einer Art Schranke umgeben, die rot-weiss gestrichen und sehr niedrig war. Innerhalb der Umgrenzung patrouillierten zwei zackige Soldaten mit aufgefanztem Bajonett. Als der Milchabholer mit seiner Kanne über die Absperrung stieg, obwohl ein freier Personaldurchgang vorhanden war, hörte er plötzlich das Wort «Stoi!» und blieb wie erstarrt stehen.

Beide Posten hatten ihre Gewehre von der Schulter genommen und hielten ihm nun die spitzen Bajonette vor den Bauch.

Für die Russen war es ein Spass, für ihn ein Grund, in die Hose zu machen. Nie wieder holte er für Muttern Milch.

Und dann war da noch sein Freund Wowa, der Sohn des russischen Stadtkommandanten. Wowa hatte eine extra für ihn geschneiderte Uniform an, die ihm viel zu gross war; denn der Freund zählte erst sechs Lenze. Ausserdem besass er ein ganz tolles Klappmesser. So bewaffnet zogen die beiden Jungen durch die Gegend. Und wo sein Kumpel aus dem Osten Wäsche auf der Leine ausfindig machte, speziell Hemden und lange Unterhosen, wurden Ärmel und Beine abgesäbelt. Das ging kurze Zeit gut, bis die betroffenen Wäschebesitzer dahinterkamen, wer die Änderungen an den Kleidungsstücken vornahm, und sie sich beim Oberst beschwerten.

Da die beiden für Sibirien noch zu jung waren, fiel die Strafe milder aus. Aber die Prügel, die sie bekamen, war nicht von schlechten Eltern. Damit endete die kurze Kameradschaft, und seitdem hatte er von den Russen die Schnauze voll – wie man es auf gut deutsch auszudrücken pflegt.

Im Frühjahr 1946 war sein Vater aus französischer Gefangenschaft entlassen worden und bei einem Freund in Unterampfrach in Mittelfranken untergekommen. Als er endlich auf dem Lande eine «Wohnung» für seine Familie gefunden hatte, liess er sie anreisen. Da die zum grössten Teil geretteten Möbel noch nicht eingetroffen waren, bestand die Einrichtung des einen Zimmers, das ihnen zur Verfügung stand, nur aus Feldbetten und Kisten – Nachkriegsluxus! Nicht zu reden von den hygienischen Einrichtungen des kleinen Bauernhofes. Essen und Kleider waren knapp. Aber als Kind lief man sowieso den ganzen Sommer barfuss oder hatte Holzsandalen an.

Und dann die Schule. Acht Klassen in einem Raum und ein Lehrer. Viele Pädagogen aus seiner glorreichen Schulzeit hat er vergessen, diesen aber nicht. Seine besonderen Merkmale: uralt und sehr schlagkräftig. Er bediente sich praktisch einer Varian-

te der arabischen Bastonade. Der alte Herr verpasste Schläge in die offene Hand mit einem sehr geschmeidigen Stock und war dabei nicht gerade zimperlich.

Und ausgerechnet ihn, den Zugereisten, erwischte es mit einer gewissen Regelmässigkeit. Wenn damals nach Prügelzuteilung benotet worden wäre, hätte er mit Leichtigkeit Klassenbester sein können. Oder lag es daran, dass der Knabe Ostpreusse war, ein «Saupreuss»? Es sei ihm verziehen, dem alten Lehrer, die acht Klassen gleichzeitig zu unterrichten oder zumindest zu beschäftigen, das war bestimmt äusserst nervenaufreibend.

In der grossen Pause gab es für die Flüchtlingskinder und die Ärmsten der Armen Schulspeisung. Manchmal gut, aber meistens ein fürchterlicher Frass. Als er sich mal wieder geweigert hatte, die von den Alliierten bezahlte Suppe zu sich zu nehmen, wurde er zum Herrn Pfarrer, an dessen Bett zitiert. Der Gottesmann hatte eine lästige Grippe. Er erklärte ihm dann, was für eine Köstlichkeit diese Suppe aus Trockenmilch sei, garniert mit Klumpen und Rosinen. Und ausserdem eine Gnade Gottes.

Ansonsten hatte das Leben auf dem Lande viele Vorteile. Sein bester Freund kam von einem grossen Bauernhof. Und dort gab es Äpfel, Birnen, Pflaumen und anderes massenweise. Die guten Früchte mussten also nicht geklaut werden. Er durfte des Öfteren mittags bei den Eltern seines Freundes mitessen – hauptsächlich in der Erntezeit. Aber dafür musste er auch ganz schön schuften.

Die Krönung dieser reichlichen und guten Verpflegung war der Zwetschgenkuchen (fränkisch: Zwetschgenplotz), den er regelmässig als Lohn bekam, wenn er die Kühe gehütet hatte. Noch heute einer seiner Lieblingskuchen.

Dass ihm diese Köstlichkeit von einem Tag zum anderen gestrichen wurde, war seine eigene Schuld: Ein paar Schulfreunde hatten sich zu ihm gesellt, als er mal wieder als Cowboy tätig war. Einer kam auf die Idee, mal eine Kuh als Reittier zu benut-

zen. Es wurde gewettet und als Preis ein altes, leicht angerostetes Taschenmesser gesetzt, zur damaligen Zeit ein Vermögen. Da er für solche Streiche – leider – immer zu haben war, gab es kein langes Überlegen. Rauf auf die Kuh und ab ging die Post. Aber nicht lange, denn das Rindvieh warf die ungewohnte Last nach wenigen Metern in hohem Bogen ab.

Diesen Ritt musste jemand beobachtet haben. Als der Reiter nämlich am Abend leicht hinkend mit den Kühen auf den Hof eintraf, wurde er gleich vom Bauern empfangen und gehörig zusammengestutzt. Standpauken war er ja gewohnt, dass ihm aber sein geliebter Zwetschgenkuchen entzogen wurde sowie die Erlaubnis, die Kühe zu hüten, war fast schlimmer als eine Prügelstrafe.

Sein alter Herr, der wieder als Jurist tätig war, hatte endlich in der nahen Kreisstadt Feuchtwangen eine schöne Wohnung über einer Bank gefunden. So zog er im Juni 1948 zum dritten Mal um und besuchte die vierte Schule. Doch dieser Lehranstalt sei ein Lob ausgesprochen. Das erste Mal brachte er gute Noten nach Hause, und seine Pädagogen waren mit dem Neuzugang zufrieden.

Aber das sollte sich bald ändern. Sein weiteres Leben sollte wirklich nicht langweilig werden! Aber das gehört in eine andere Zeit.

Kari von der Behrens

Glückliche Tage bei den Grosseltern

Als im vierten Kriegsjahr die Luftangriffe zunahmen und auch Bremen verstärkt bombardiert wurde, zog meine Mutter mit meiner älteren Schwester und mir zu meinen Grosseltern nach Bad Ems, im abseits gelegenen Lahntal. In dem alten Klinkerhaus an der Lahn, in dem mein Grossvater auch seine Arztpraxis betrieb, gab es viele Zimmer, die sich im Laufe des Krieges mit unseren Tanten, Grosstanten, Cousinen und eben auch uns füllten, bis wir schliesslich mit zwölf Personen um den grossen, ausgezogenen Esstisch sassen. Die Männer waren alle eingezogen worden, mein Vater arbeitete als Stabsarzt an der Front. Wir sahen ihn nur bei seltenen kurzen Heimaturlauben – dann war er für mich ein fremder Mann, vor dem ich mich versteckte.

Von dem schrecklichen Krieg merkten wir in dem beschaulichen kleinen Kurort wenig. Es fielen nur ein oder zwei Bomben, ab und zu sahen wir hinter den Bergen «Christbäume» niedergehen, und einmal stürzte ein brennender Fallschirmspringer über der Lahn ab.

Nach den Bombenangriffen auf Koblenz leuchtete nachts der Feuerschein zu uns herüber, Brandgeruch lag in der Luft, und der Wind trug schwarze Papierfetzen zu uns, auf denen oft noch die Schrift zu lesen war. Die Erinnerung an die Bombennächte in Bremen, die wir zitternd im Luftschutzkeller verbracht hatten, wurden schwächer. Auch die Träume von brennenden Kin-

dern und Strassenbahnwagen voller verkohlter Leichen kehrten nicht wieder.



Mein Vater auf Heimaturlaub 1942 mit meiner älteren Schwester und mir.

In diesen Tagen wurden die Gesichter der Erwachsenen immer sorgenvoller, das Rouge konnte die Blässe und Müdigkeit der Frauen nicht verdecken. Zu den Ängsten um die Angehörigen kam die schwere Arbeit. Meine Mutter musste jeden Tag zwölf

Stunden in einer Munitionsfabrik arbeiten, die anderen versorgten den grossen Gemüsegarten, die Hühner, die viele Wäsche und bereiteten das Essen.

Meine Grossmutter fuhr meinen Grossvater in einem alten «Adler» über Land zu den Patienten. So hatten die Erwachsenen tagsüber kaum Zeit für uns, wir Kinder waren uns selbst überlassen – und entbehrten nichts.

Bei Regen zogen wir uns auf den Dachboden zurück, der einen besonderen Reiz hatte: Das Julchen, ein echtes Knochengerippe, das mein Grossvater sich während des Medizinstudiums angeschafft hatte, und das nun, halb versteckt unter einem Laken, in einer düsteren Ecke des Dachbodens stand. Die Mutprobe, dem Julchen das ganze Laken herunterzuziehen, hat keiner von uns bestanden. –

Gleich vor der Haustür, zwischen Strasse und Lahn, lag unser liebster Spielplatz, das Thermalbad. Vor dem Krieg hatte man die grossen Schwimmbecken ausgehoben und teilweise betoniert. Der Emsbach, der in der Nähe heiss aus dem Berg sprudelte, und in dem wir noch im November baden konnten, sollte in die Becken eingeleitet werden. Aber mit Kriegsbeginn waren die Arbeiten eingestellt worden, die Becken waren mit Moos überwuchert, auf den Erdhügeln wuchsen Gras, wilde Blumen, Büsche und Birken. Die Baustelle hatte sich in einen geheimnisvollen Ort voller Verstecke und Nischen verwandelt.

Nur ein paar Schritte weiter floss behäbig und braun die Lahn und trug schwere Lastkähne voller Kohlen und Erz. In der kleinen Badeanstalt lernten wir an der Angel und mit Korkensäcken das Schwimmen.

Im Winter, wenn der Fluss zufror, sprangen wir von den gefrorenen Rändern auf die Eisschollen und waren stolz, wenn wir nicht in das eisige Wasser fielen. In diesen kalten Wintern lag hoher Schnee, mannshoch, wie es mir damals vorkam. Meine Mutter zimmerte einen Holzschlitten, mit dem wir zum Wald zogen. Dort durften wir Brennholz sammeln und kleine Bäume

schlagen. Das Holz wurde auf den Schlitten geschichtet und festgezurr, ich sass vergnügt oben auf dem Holz und liess mich ziehen. So hatten wir immer genug Brennholz für den grossen, eisernen Küchenherd, auf dem Tante Emma, die Haushälterin meiner Grosseltern, mit hochrotem Gesicht in mächtigen Töpfen und Pfannen das Essen kochte.

Zu dem Patientenkreis meines Grossvaters gehörten viele Bauern. Von ihnen bekamen wir Kartoffeln für das Mittag- und Abendessen, ausserdem Milch für dicke Milchsuppen und Quark als Brotaufstrich.

Alle zwei Wochen fuhr der Bäcker Havemann aus Dausenau mit seinem Pferdewägelchen vor und brachte grosse, dunkle Bauernbrote. Bevor meine Grossmutter ein Brot anschnitt, zeichnete sie mit der Messerspitze ein Kreuz darauf. Das erste Knüstchen, das Lachknüstchen, war bei uns besonders begehrt. Beim letzten Knüstchen, dem Weinknüstchen, waren wir schon sehr viel zurückhaltender. Und um das allerletzte Brot, nach zwei Wochen bereits reichlich trocken, machten wir möglichst einen Bogen.

Ausserdem kamen ab und zu Päckchen von meinem Vater aus Belgien oder Dänemark, die Kleider, Pullover und oft sogar eine ganze Seite fetten Speck enthielten. Er wurde in kleine Würfel geschnitten, mit denen meine Mutter uns «Gänsebrote» bereitete: Die Würfel, also die Gänse, wurden auf einer grossen Schnitte Brot verteilt, auf jeden Bissen kam ein Gänschen.

Im Frühling, während der Schneeschmelze, stieg zu unserer hellen Freude die Lahn. Die Haarrisse im Kellerboden verfärbten sich dunkel von der aufsteigenden Feuchtigkeit, und die Erwachsenen brachten eilends die Vorräte in Sicherheit, stellten Weinflaschen und Eingemachtes oben auf die Regale und verlegten kleine Stege in den Kellerräumen. Wenig später stand das Wasser kniehoch, vergessene Wannen und Schüsseln schaukel-

ten auf den schlammigen Fluten. Wir schnappten uns einen Waschzuber, um damit jubelnd den Ozean im eigenen Haus zu befahren.

Sobald es draussen wieder trocken und wärmer wurde, wanderten wir mit Puppenwagen, Butterbroten und Decken in unser Thermalbad, natürlich um zu spielen, aber auch, um das frische Grünzeug zu ernten. Löwenzahn und Brennesseien waren ein gutes Futter für die Hühner und Küken, und wenn die Blätter noch zart waren, gab es für uns davon Salat und Spinat.

Der Krieg näherte sich dem Ende, die Bombenangriffe hörten auf, dafür gab es Artilleriebeschuss, auch bei uns. Die Menschen suchten Schutz in ihren Kellern oder in den alten Bergwerkstollen, die von den Frauen bewohnbar gemacht worden waren. Wurde der Geschützlärm schwächer, kehrten alle schnell an ihre Arbeit zurück.

Auch wir Kinder spielten unbekümmert draussen weiter, bis uns eines Tages eine Granate um die Ohren pfiß und in die Hauswand einschlug. Da stürzten wir entsetzt in den Keller und trauten uns lange Zeit nicht mehr vor die Tür.

Wenig später hiess es: Der Krieg ist aus! Glocken läuteten, weisse Fahnen, das heisst Bettücher, wurden gehisst, die Hakenkreuzfahnen verschwanden von einem Tag auf den anderen – später nähte meine Mutter uns hübsche rote Kleider aus dem Stoff. Ich durfte nicht mehr «Heil Hitler» sagen, was ich sehr bedauerte. Ich hatte nämlich kurz zuvor gelernt, stehend auf einem Erwachsenen-Fahrrad zu balancieren und beim Fahren mit gestrecktem Arm den Hitlergruss zu schmettern. Und meine Mutter sagte: Nun dürft ihr wieder das Lied von Heine singen: «Leise zieht durch mein Gemüt liebliches Geläute».

Und weiter hiess es: Die Amerikaner kommen! Da zogen sie ein im Triumphzug, und wir standen still und beklommen am Strassenrand. Vorweg brauste ein offener Jeep mit dem Kommandanten, stehend, in wehendem Umhang. Ihm folgten schwere Laster, auf denen wohlgenährte weisse und schwarze Solda-

ten in adretten, prallen Uniformen sass. Ich starrte sie fassungslos an. Es waren die ersten «Neger», wie wir damals sagten, die ich zu Gesicht bekam. Einer von ihnen biss mit Appetit in einen grossen, runden Holländer Käse. Alle sahen so satt und gutgelaunt aus – so gut aussehende Männer hatte ich noch nie erlebt. Bei uns gab es ja nur alte oder kranke Männer oder Jungen.

Und es platzte aus mir heraus: «Die sehen aber viel besser aus als unsere Männer!»

Um mich herum brach ein Sturm der Entrüstung aus, in der allgemeinen Aufregung konnte ich mich glücklicherweise schnell aus dem Staube machen.

Anstelle der zerstörten Brücken bauten die Soldaten eine Pontonbrücke über die Lahn und schlugen dort ihre Zelte auf. Wir kleineren Kinder schlichen uns zu ihnen, bestaunten die grossen, schneeweissen Weissbrotscheiben, die sie sich, dick bestrichen mit Butter und belegt mit Wurst oder Käse, in ihre grossen Mäuler schoben, und machten uns über die Abfälle her, die immer noch köstlich schmeckten. Ab und zu drückten uns diese netten, jungen Leute auch einen Kaugummi oder Schokolade in die Hand, leider schämten wir uns nicht, um weitere Süssigkeiten zu betteln. Bis unsere älteren Geschwister dahinterkamen, uns hastig vom «Feind» wegholten und uns eine unvergessliche Standpauke hielten.

Nach den Amerikanern rückten die Franzosen ein und beschlagnahmten unser Haus. Wir mussten innerhalb einer Stunde ausziehen und waren doch so viele. Ein Onkel war noch zu uns gestossen und eine Tante, die man in Theresienstadt befreit hatte.

Nur mit dem Nötigsten ausgerüstet, fanden wir Unterschlupf in zwei leerstehenden Zimmern im Sanatorium der Barmherzigen Brüder.

Dieses neue Abenteuer, ein gedrängtes Leben zwischen aufgeregten Erwachsenen, Matratzen und Brennhexen, hatte bald ein Ende. Die Franzosen entdeckten, dass mein Grossvater ein flies-

send Französisch sprechender Arzt war, und sorgten dafür, dass er schnell wieder in sein Haus und in seine Arztpraxis zurückkehren konnte.

Eines Tages stand mein Vater mit einem geliehenen, klappri-gen DKW vor der Tür, um uns nach Bremen zurückzuholen. Wir vier passten gerade in das kleine Auto, unser Gepäck kam auf das Dach. Zu unserem Kummer zersägte meine Mutter eine un-serer kostbaren Stelzen, um damit das Dach von innen abzustüt-zen.

An einem kalten, regnerischen Oktobertag brachen wir mor-gens in aller Frühe in Bad Ems auf, um noch am selben Tag bis nach Bremen zu kommen. Der vollbepackte Wagen kam auf den schlechten, zerbombten Strassen nur mühsam voran, ausserdem mussten wir grosse Umwege fahren, weil die meisten Brücken zerstört waren und es nur wenige Behelfsbrücken gab. Viel Zeit verbrachten wir auch an den geschlossenen Bahnschranken, wenn die Züge voller Flüchtlinge langsam passierten. Sie kauerten sogar auf den Dächern und hingen auf den Kupplungen.

Allmählich wurde es dunkel, die Zeit drängte, wir mussten es bis zur Sperrstunde nach Bremen schaffen. Gerade rechtzeitig kamen wir in der alten Heimat an und standen vor unserem schönen Haus, das eine Luftmine kurz vor Kriegsende zerrissen hatte. Immerhin gelang es meinem Vater, den Keller wieder ei-nigermassen herzurichten, so dass wir dort einziehen konnten.

Der schreckliche Krieg war zu Ende – das bedeutete Hoffnung und Neubeginn. Für mich war es das Ende einer glücklichen Zeit.

[Detmold;
1944]

Heide Rohse

Mein Osterhase

In goldene Folie gewickelt, wie die glänzt! Ihre kleine Hand schob sich vor und strich leicht über den Osterhasen, die langen Löffel, den Kopf und den Körper, an dem sie die Läufe unten genau fühlen konnte. Dass er mir gehört, dass ich ihn essen darf! Nein niemals. Ich will ihn immer wieder begucken. Wo Mutter ihn nur ergattert hat? Ob sie dafür etwas Wertvolles eintauschen musste? Ich will ihn nicht essen, nur angucken. Claus hat auch einen, ob der ihn isst?

Claus war ihr Cousin, er kam während des Krieges oft zu Besuch, weil seine Mutter umgekommen war.
«Eine Tragödie, sagte Mutter, wir müssen ihm ein Zuhause geben. Sei gut zu ihm, das arme Kind, sein Vater ist nun auch im Krieg.»

Tatsächlich, die Ohren von seinem Hasen sind abgeknabbert. So ein gemeiner Kerl. Mein Vater ist ja auch im Krieg.

Ich verstecke meinen Hasen, dann kann ich ihn jeden Tag hernehmen und ansehen. Die goldene Folie lasse ich dran. Wenn ich ihn mal esse, breche ich nur ganz kleine Stückchen ab, und die goldene Folie streiche ich glatt.

Vorsichtig fasste sie den Hasen, bettete ihn weich auf die Holzwolle und legte ihn unter ihr Bett, in die hintere Ecke. Dazu musste sie sich der Länge nach auf den Boden legen und unter das Bett kriechen, um so weit zu reichen. Da würde ihn keiner finden.

Und ich bin im Bett und weiss, dass er unten liegt, und wenn ich es will, kann ich ihn holen.

Erst hebe ich ihn noch lange auf. Aber wenn ich ein bisschen von ihm esse, womit fange ich an? Mit den Ohren? Nein, die sind zu schön. Mit den Läufen? Nein, dann ist er ja gleich ganz kaputt. Sie konnte sich nicht entscheiden, und in ihren Gedanken mischte sich Vorfreude mit Grausen.

«Wenn du dir deinen Pudding gut einteilst, hast du länger was davon», sagte Mutter.

Und jetzt teilte sie sich den Hasen sehr gut ein, bis zum Sommer konnte sie etwas von ihm haben. Mit dem Pudding machte sie das auch, sie ass immer nur einen viertel Löffel, und wenn Claus schon längst nichts mehr auf dem Teller hatte, dann ärgerte er sich grün und blau, während sie immer noch ass.

«Gib ihm doch noch ein bisschen ab!»

Aber das tat sie nicht, weshalb hatte sie schliesslich ihren Pudding so gut eingeteilt! Auf keinen Fall! Er hatte seinen ja gehabt.

Er jammerte manchmal und quengelte: «Du hast noch so viel, und ich habe nichts mehr!»

Aber daran war er selbst schuld, er hätte ja nicht so schnell zu essen brauchen.

Nur wenn Mutter sie auch drängte, die doch wollte, dass sie sich alles einteilte, dann wurde sie unsicher und dachte daran, dass er keine Mutter hatte, und dass er sie mit Grossmutter besuchte, weil letzte Woche eine Bombe in ihr Haus gefallen war.

Wenn er ihr leid tat, gab sie ihm einen Löffel, aber nur, wenn er versprach, ihn beim nächsten Pudding zurückzugeben. Er versprach's, tat's aber nie. Sie wusste das, deshalb wollte sie ihm eigentlich auch nichts abgeben.

Und mit dem Osterhasen – noch nie hatte sie einen bekommen, natürlich musste sie ihn besonders gut verstecken. Von

dem geb ich nichts ab. Das steht fest, von dem kriegt er nichts, auch wenn er keine Mutter hat, und wenn er noch so bettelt.

Abends sah sie, wie Claus die Läufe seines Hasen in den Mund steckte. Das war der Rest. Mitleidlos dachte sie daran, dass ihrer in der Goldfolie unter dem Bett lag und dass sie alles noch vor sich hatte. Sie konnte sofort ein bisschen von ihm essen, aber sie konnte auch noch warten.

Das war's, sie hatte die Wahl. Ich hab ihn noch und er nicht, triumphierte sie. Ich könnte ihn essen, wenn ich wollte, aber ich will nicht, wär ja auch schön dumm!

Glücklich schlief sie ein mit dem Gedanken, morgen ihren Hasen in aller Ruhe aus seinem Versteck zu holen.

Als sie aufwachte, konnte sie es aber nicht erwarten, kroch gleich unter ihr Bett. Wenigstens mal sehen, ob er da ist.

Aus der Küche rief Mutter mehrmals zum Frühstück.

Das Kind erschien nicht. Sie fanden es unter seinem Bett liegend. Mutter zog es darunter hervor.

«Mein Hase! Mein Hase! Er hat ihn aufgegessen...»

Sie schluchzte fassungslos.

(Weitere Erinnerungen dieser Autorin finden Sie in den Bänden «Kindheit 1945-1950» und «Kindheit 1950-59» der Reihe ZEITGUT.

[Schleiden, Eifel – Lorup, Emsland – Düren, Eifel;
1940 / 1944-1946]

Marlies Schröder

In wirklicher Not

Es war an einem Dienstag, am 23. Januar 1940, dem Gedenktag des Seligen Amadus, als ich geboren wurde.

In England wurden Butter, Fleisch und Zucker rationiert, die Westoffensive mit Angriff auf Belgien und Holland begann. Rotterdam wurde zerstört. Vormarsch auf Frankreich. Japan, Italien und Deutschland unterzeichneten den Dreimächtepakt.

Das Fussball-Länderspiel mit Fritz Walter gegen Rumänien wurde 9:3 gewonnen. Ein Liter Aral-Benzin kostete 40, ein halber Liter Bier 36 Reichspfennige.

1944 wurden wir – meine Mutter, mein Bruder und ich – evakuiert. Wir lebten nahe der belgischen Grenze, in Schleiden in der Eifel. Die Front kam näher. Unser Vater war im Krieg. Wir lebten fast nur im Bunker.

Eines Tages wurden wir mit einem Fuhrwerk abgeholt und stiegen in einen Bus um. Nach zirka 40 Kilometern wurde der Bus von Fliegern beschossen. Wären nicht deutsche Abwehrkräfte da gewesen, hätte kein Mensch überlebt.

Plötzlich waren vier Tiefflieger über uns und feuerten. Der Busfahrer sprang raus, die Türen klemmten, kein Mensch kam mehr aus dem Bus. Mein Bruder sass bei meiner Mutter auf dem rechten Bein und ich auf dem linken. Mutter zitterte wie Espenlaub, einige schrieen. Die Bänke standen an den Seiten. Es wa-

ren Soldatenbusse. Mir gegenüber sass eine Cousine meiner Mutter, eine Schneiderin. Sie hatte mir aus einem alten Mantel ein Mäntelchen genäht, das ich trug. Ich drehte an den Knöpfen. Da wurde das Dach von einem Splitter aufgerissen; er traf die Frau in den Kopf. Sie stöhnte und starb neben uns.

Alle Menschen beteten – ein so inständiges Beten habe ich nie mehr vernommen. Mutter schlug eine Decke um uns, warf uns beide unter die Bank und sich davor, die Splitter verfangen sich in der Decke, da sie durch das Dach und die Bank schon abgeschwächt waren.

Die deutsche Flak schoss und schoss, bis schliesslich ein Flieger angeschossen war und alle wegflogen. Nun mussten die Scheiben eingeschlagen werden, damit wir rausklettern konnten. Dann ging es mit einem Lastwagen weiter ins Emsland, nach Lorup. Hier wurden wir in eine Bäckerei nahe der Kirche bei einer Familie namens Simons einquartiert.

Wir Kinder hatten Läuse, der ganze Körper juckte. Abends fing Mutter sie uns aus den Haaren, überall sassen sie. Am Tag waren wir von unserer Mutter getrennt, sie musste Torf stechen, um für uns die nötige Nahrung zu bekommen.

Drei Monate waren wir in Lorup. Ich weiss noch, wie die Leute aus der Kölner Gegend vor Heimweh sangen: «Ich möcht ze Foss no Kölle jon», ein Lied von Willi Ostermann.

Eines Morgens war es soweit: Wir fuhren mit einem offenen Lastwagen ab. Die Familie, bei der wir einquartiert waren, gab uns Nahrungsmittel mit auf den Weg, zehn Pfund selbstgemachte Butter in einem Tuch.

Mutter musste aufpassen, dass wir nicht ausgeplündert wurden. Der Hunger in Deutschland wurde immer grösser.

Überall sah man nur Trümmer, die Brücken waren teilweise gesprengt, und tote Pferde lagen herum. Man hörte keinen Vogel singen.

Bis Düren kamen wir am Abend, die Stadt war dem Erdboden gleich. Auf dem Bahnhofsgelände schliefen wir auf Brettern.

Früh am nächsten Morgen kam ein Pferdefuhrwerk, das das Gepäck von den Leuten aus der Eifel bis nach Schleiden-Oberhausen transportierte. Ich durfte mich schon mal mit auf die Karre setzen, mein Bruder ist von Düren bis Schleiden gelaufen.

Die Felder waren von Bombentrichtern aufgewühlt, halb mit Wasser gefüllt. Auch unsere Wohnung war von Splintern durchlöchert. Mutter hatte vorher Geschirr und Wäsche im Garten vergraben. Es wurde alles wieder ausgegraben. Wir spülten Einmachgläser aus. Nun wurde die Butter, die wir mitbekommen hatten, abgefüllt. Aber wie konnte man sie haltbar machen? Einen Eis- oder Kühlschrank gab es nicht.

Die zehn Gläser mit Butter standen auf dem Tisch, Gummiringe wurden auf die Rillen gelegt, die Deckel lagen bereit. Nun faltete Mutter Zeitungspapier in Plisseestreifen, zündete das Papier an, legte es auf die Butter, presste schnell den Deckel drauf, bis die Flamme erstickte. Die Butter war nun luftdicht verschlossen; sie hat ein ganzes Jahr gehalten.

Es wurden auch alte Stricksachen aufgeriffelt: die Wolle wurde um eine Stuhllehne oder um ein Frühstücksbrettchen gewickelt und immer wieder feucht gemacht. Wenn sie dann glatt war, musste ich beide Arme waagrecht halten, und Mutter wickelte das Garn vom Brettchen um meine Arme. Oft taten mir die Arme weh.

Nun wurden die schönsten Sachen gestrickt. Röcke, passende Pullover mit schönen Mustern.

In der Nähe war der Truppenübungsplatz Vogelsang. In unserer Nachbarschaft befand sich eine Villa. Die schönsten Häuser wurden von Engländern, später von Belgiern besetzt. Mutter arbeitete dort für das Essen. Mutter sammelte Zigarettenkippen bei den Engländern, ich zupfte den Tabak auf, und ein alter Mann rauchte ihn in der Pfeife.

In der Nachbarschaft machte Opa Reiners aus Soldatenmänteln Pantoffeln. Er bestickte sie mit schönen Blumen, ich half ihm oft in seiner Werkstatt.

Im Frühjahr wurde der Garten umgegraben. Alte Kartoffeln lagen noch im Keller, die wurden in die Erde gesetzt, und siehe, im Herbst hatten wir neue Ernte.

Eines Morgens kam eine Frau Breiden aus Köln an unsere Tür. Wir hielten mit ihr eine Kartoffelmahlzeit; das schmeckte!

Frau Breiden hatte sich einen Stoffbeutel besorgt, den sie, mit einer Schnur an der Taille befestigt, unter dem Kleid trug. Denn nun wurde über Land gehamstert, und Frau Breiden hatte ein Stück Speck im Leinenbeutel. Nur unter dem Rock war es sicher, dass die Nahrung nicht gestohlen wurde.

Immer mehr Leute klopfen an der Haustür. Eines Tages lag ein alter Mann auf den Knien und bettelte um ein Stück Brot. Jeder teilte in der wirklichen Not.

Nachmittags gingen wir manchmal bis nach Bronsfeld, Schleiden Eifel, da hatten wir Verwandte. Der Weg war frei von Minen, aber rechts und links durfte man nicht treten. In die Bäume waren Kerben eingeschlagen und Munition angebracht, mit Kabeln verbunden.

Kurz vor Bronsfeld war in die Erde eine V 1 eingeschlagen. Diesen Flugkörper hatte ich brennend am Himmel gesehen, ehe er abstürzte. Mit Lebensmitteln bepackt, gingen wir den gleichen Weg zurück.

Von Verwandten hatten wir auch eine Ziege bekommen, die lieferte uns ein ganzes Jahr lang Milch. Heu für die Ziege wurde gemacht, aber nur auf entmintem Gelände, und in den Stall getragen. Ich hütete unsere Ziege an den Strassenrändern, im saten Gras, damit sie tüchtig Milch gab.

Wir Kinder freuten uns immer auf den Sonntag, denn in der Woche hatte Mutter wenig Zeit für uns und kam müde von der Arbeit nach Hause. Sonntags gingen wir zu Fuss nach Ettelscheid. Unterwegs erzählte Mutter Geschichten, wir sangen Lieder und dann waren wir auch schon da, bei unserer lieben Grossmutter Elisabeth.



Etwa 1945. Meine Grossmutter Elisabeth Gehlen (1866-1964) vor ihrem Haus in Ettelscheid, Schleiden. Es heisst heute noch «An Liesbedde», nach dem Namen der Grossmutter.

Da war der Treffpunkt der ganzen Familie: Onkel Hubert kam fast jeden Sonntag vorbei, meine Patentante Lieschen half im-

mer aus, wenn man sie brauchte. Oft trafen wir hier meine Tanten Maria, Agnes, Josefine und Margarete mit ihren Kindern. Mein Bruder und ich spielten gern mit unseren Cousins und Cousins im Hof.

Agnes, die Schwiegertochter, war ja immer da, sie hat Grossmutter bis zu ihrem Tode aufopfernd gepflegt.

13 Kinder hatte Grossmutter geboren, zwei starben sehr früh, zwei Söhne blieben im Krieg. Die Verwandtschaft war gross und hielt in dieser schweren Zeit zusammen.

Im hohen Alter musste Grossmutter jahrelang das Bett hüten. Sie hat ein arbeitsreiches, erfülltes Leben gehabt.

Wenn ich dann ins Zimmer trat, erkannte sie mich an der Stimme, da sie fast erblindet war. Sie sagte: «Da kommt unserm Bernhard sein Mädchen.» Im Bett liess sie einen Holzrosenkranz mit abgeschlissenen Perlen durch ihre Finger gleiten. Sie wurde fast 99 Jahre alt.

Wenn Kriegsgefangene heimkamen, hofften wir, dass unser Vater dabei sei. Aber er kam nicht zurück.

Zehn Jahre lang hob Mutter seine Schuhe auf, damit er wenigstens Schuhe hätte, wenn er nach Hause käme. Sie schrieb an das Rote Kreuz, aber wir bekamen keine Auskunft über sein Verbleiben.

Später besuchte sie Kriegskameraden von ihm, die ihr aber keine Hoffnung machen konnten. In Russland, Mittelabschnitt, Orscha war die letzte Spur von ihm. Seit April 1944 gab es keine Hinweise mehr, er blieb vermisst.

Mutter baute für uns unter grösster Anstrengung ein Haus, in dem mein Bruder heute noch wohnt.

(Weitere Erinnerungen dieser Autorin finden Sie in den Bänden «Kindheit 1945-1950» und «Jugend 1950-1959» der Reihe ZEITGUT

[Schmalenbeck, Schleswig-Holstein;
1944]

Gisela Schlemmer-Neuhaus

Tiefflieger

Nachdem 1944 immer öfter schwere Luftangriffe auf Berlin stattfanden, wurde ich für einige Zeit in ein Dorf in Schleswig-Holstein evakuiert.

Bei meiner Ankunft erschien mir die Welt dort zunächst noch in Ordnung. Ich war bei Bekannten meiner Eltern in einem Haus mit Garten untergebracht. Mir wurde ein eigenes Beet zugeteilt, und ich säte mit Eifer Mohrrüben und Radieschen. Dieser Kontakt mit Mutter Erde beglückte mich.



*Von Berlin auf's Land
evakuiert:
Mit Begeisterung arbeitete
ich an meinem Beet.*

Bald musste ich jedoch feststellen, dass auch auf dem Lande Gefahren lauerten.

Meine neuen Spielgefährten hatten sich alle Gruben gegraben, ihrer Körpergrösse entsprechend. Diese dienten zum Schutz bei Tieffliegerangriffen. Da wir meistens in Nachbars Garten spielten, grub ich mir dort auch eine Kuhle unter hohen Tannen.

An einem Nachmittag holte ich mir meine knappe Milchzuteilung aus einem Laden. Die Milch war zwar qualitativ schlecht und verdünnt, aber dennoch sehr selten und wertvoll in dieser Zeit. Ich trug sie vorsichtig in einem kleinen Krug die Landstrasse entlang. Plötzlich hörte ich das stark brummende Geräusch eines Flugzeugs, das auf einmal erstarb; typisch für Tiefflieger, die den Motor beim Anpeilen ihres Ziels kurzfristig abstellen.

Ich schaute nach oben, da senkte er sich schon schnell auf mich herab. Zunächst stellte ich vorsichtig meine kostbare Milch ab und schmiss mich dann selbst zu Boden. Leider war meine Kuhle weit weg, und auf der baumlosen Landstrasse war ich gut sichtbar für den Tiefflieger. Sofort ging die Schiesserei los. Ringsherum hagelte es Einschläge, Staubwolken wirbelten auf.

Ich drehte meinen Kopf zur Seite und sah in der Pilotenkabine ein schwarzes Gesicht, aus dem grosse, weisse Zähne fletschten. Es war ein Neger, der erste, den ich in meinem Leben zu sehen bekam.

Kurz darauf heulte der Motor auf, und das Flugzeug verschwand. Ätsch, er hatte mich nicht getroffen, auch nicht meine Milch, das war mir besonders wichtig.

Vorsichtshalber blieb ich noch eine Weile liegen, denn manchmal kehrten die Burschen nochmal zurück.

Im Gegensatz zur Anonymität der Bombenwerfer war dieser direkte Angriff auf mich eine neue Erfahrung in diesem Krieg. Ich hatte noch einmal Glück gehabt.

[Beendorf bei Helmstedt;
Sommer 1944]

Hannelore Gellermann

Heimatpost

Es kam am Morgen mit der Post: Ein ganz normal aussehendes Paket, fest verschnürt und in braunes Packpapier gewickelt. Es unterschied sich in nichts von anderen Paketen, die der Postbote tagtäglich austrug. Und doch hatte es mit diesem eine besondere Bewandnis, eine ganz besondere...

Es war Kriegszeit, Sommer 1944, und ein Geschenkpaket bekam man nicht einfach so. Es kam aus unserer Heimatstadt Magdeburg.

Wir waren Kinder, zehn und elf Jahre alt. Unsere gesamte Schulklasse war aus der durch Bombenangriffe gefährdeten Grossstadt in das abgelegene Beendorf bei Helmstedt evakuiert worden.

Hier wohnte ich im Schulhaus bei einer Lehrerfamilie. Die beiden Söhne, der eine war ein Jahr älter, der andere ein Jahr jünger als ich, standen mit mir auf dem Schulhof, als der Postbote mit seinem Fahrrad in das Tor einbog.

«Die Morgenpost kommt», meinte Jürgen, der ältere der beiden Jungen.

Ich musste lachen über seine Ausdrucksweise, schliesslich lebten wir nicht in Paris! Hier auf dem Lande kam selbstverständlich nur einmal am Tag die Post.

Mit Jürgen verstand ich mich recht gut. Er war lustig und originell, für mich als Mädchen war er wie ein grosser Bruder. Mit ihm konnte man «Pferde stehlen».

Beendorf, den 28.6.44.


Liebe Mutti!

Ich habe heute sehnsüchtig auf Post von Dir gewartet, aber als ich von der Schule nach Haus kam, da - war wieder keine Post von Dir da. Großmutter Schmidt wird wohl ärgerlich werden, wenn ich morgen keine Post kriegen werde ich wohl auch versagen, denn ich möchte auch gerne wissen, ob ich irgendwohin fahren kann, oder ob ich mit Gitta ins Lager soll. Oder ist etwas dazwischen gekommen, daß Du nicht schreiben konntest? Ich glaube es kaum. Liebe Mutti, bringe mir bitte, wenn Du, wie ich hoffe, am Sonntag abend kommst, bringe mir doch bitte mein Trägandkleid mit, auch Hautcreme und ein Badetuch und Badehandschuhe gesehe nicht.

Abender: H. Jennrich
Beendorf i. Helmstedt
 Wohnort, auch Zustell- oder Leitpostamt
 Straße, Hausnummer, Gebüdeteil, Stockwerk oder Postfachnummer
Schule b. Vierhof
 Wir haben schon zweimal geladet. Wenn Du kommst, bin ich in sonnenschein
 zung. Alle H. & V. Lager.
 Gitta auch.
 um viele grüße
Hannelore!

DER FÜHRER
KENNT NUR KAMPE,
ARBEIT UND SORGE.
WIR WOLEN
IHM DEN TEIL ABNEHMEN,
DEN WIR IHM ABNEHMEN
KÜNNEN

Postkarte



An

Frau H. Jennrich

Magdeburg S-O.

Weimarerstr. 2

Straße, Hausnummer, Gebüdeteil, Stockwerk oder Postfachnummer

Evaküert aus der Grossstadt: Ich war ja erst zehn, und das Heimweh war gross. Sehnsüchtig wartete ich auf Post und Besuche von Mutti.

Dagegen war sich Jochen, der Jüngere, seiner Rolle als kleinerer Bruder durchaus bewusst. Jederzeit wollte er im Mittelpunkt stehen, und bei jeder Kleinigkeit hatte er «nahe am Wasser gebaut». In seiner Art war er langsamer als sein Bruder. Morgens fand er nie aus dem Bett. Beim Anziehen fielen ihm die Augen wieder zu, bis der energische Ruf seiner Mutter: «Aber Joachim!» ihn mobilisierte und in die Gegenwart zurückrief.

Zu dritt standen wir also auf dem Schulhof und sahen erwartungsvoll auf das geheimnisvolle, verschnürte Paket.

«Es ist nicht für euch», winkte der Dorfpostbote ab, als er uns so aufgereiht stehen sah. «Hier im Nebenhaus bei der Familie Mertens wohnt doch auch ein Mädchen zur Einquartierung.

Das Paket ist für Ruth Carstens.»

«Sie ist eine Freundin aus meiner Klasse. Darf ich ihr das Paket bringen?» fragte ich eilig.

Ich durfte. Während Frau Mertens inzwischen die Tür geöffnet hatte und den Erhalt der Sendung bestätigte, sprang ich mit dem Paket die Treppe zu Ruths Zimmer hinauf.

Ich war oft bei ihr; wir erzählten uns Geschichten aus der Heimat. Auch unsere Hausaufgaben machten wir zusammen. In unserer gemeinsamen Heimatstadt hatten wir uns selten getroffen, doch hier in der Fremde hielten wir wie echte Freundinnen zusammen.

In zwei Nächten, als ihre Pflegeeltern unterwegs waren, durfte ich sogar bei ihr schleifen. Ruth hatte viel Heimweh. Auch mich überkam es manchmal, doch ich mochte es nicht zugeben. Meine trüben Gedanken verscheuchte ich dann und versuchte, mich abzulenken.

Aufgeregt eilte ich jetzt mit dem Paket in Ruths Zimmer. Ruth hatte ein Buch zur Hand. Sie tat, als würde sie darin lesen. Doch ihre Augen waren trübe, sicher hatte sie gerade geweint.

«Ruthchen, ein Paket von deinen Eltern», rief ich und legte ihr die Postsendung in den Schoß.

Plötzlich tropften ihre Tränen. Sie sah auf das Paket, mochte es aber nicht öffnen.

Ich redete ihr zu: «Mach es doch erstmal auf!»

Endlich löste sie die Doppelschnur und wickelte das braune Papier ab. Es flog auf die Erde. Ein langer, geschlossener Karton kam zum Vorschein. Ich war sehr neugierig: «Nun mach schon», drängelte ich. Endlich hob Ruth den Deckel. Ein Brief lag oben auf. Danach kam eine grössere, bunte Tüte zum Vorschein. Vielleicht Süssigkeiten? Aber was war der dritte Gegenstand? Ein eingewickelter Schlauch?

«Ruthchen, sieh doch, eine Wurst!» lachte ich und bestaunte die ungewöhnlich lange Dauerwurst in ihren Händen.

Jetztklärte sich auch ihr Gesicht auf: Die Kuriosität des Augenblicks und dazu die Wurst als Inhalt des Pakets – all das war so originell, dass ihr Heimweh sofort verflog.

Letzte Tränen wurden fortgewischt. Ihre Augen blinzelten ungläubig, dann musste auch Ruth lachen.

Die Wurst wurde gebührend begutachtet, mit der Nase geprüft und hochgehalten.

Wer bekam in dieser schlimmen Kriegszeit, da es so schwierig war, an gute Lebensmittel heranzukommen, schon eine so tolle Wurst geschickt? Im mittlerweile fünften Kriegsjahr war sie eine Delikatesse, eben etwas ganz Besonderes!

Für uns Kinder bedeutete sie dazu einen lukullischen Genuss, der sogar das schlimmste Heimweh austach!

Ruth und ich nahmen uns vor, am gleichen Abend ein Picknick zu machen, dabei die Wurst aus der Heimat anzuschneiden und es uns schmecken zu lassen!

Die beiden Jungen, Jürgen und Jochen, sollten dann auch jeder eine Scheibe Wurst als Kostprobe erhalten!

[Derschlag bei Gummersbach;
August 1944]

Inge Pohlmann

Als Hunger wehtat

Es war im Sommer 1944. Mein Vater war an der Ostfront in Russland. Meine Mutter stand mit zwei Kindern und hochschwanger allein da – sie wusste manchmal nicht, wie sie uns satt bekommen sollte. Ich war acht Jahre alt und meine Schwester sechs Jahre jünger, fast noch ein Baby.

Die Lebensmittelkarten, die es zu der Zeit gab, sollten eine gerechte Verteilung sicherstellen. Sie waren in Abschnitte für eine Woche unterteilt; so gab es zum Beispiel einen für 500 Gramm Brot, einen für 100 Gramm Margarine, 200 Gramm Fleisch, 100 Gramm Zucker. Diese Abschnitte wurden von der Verkäuferin abgetrennt – je nach Bedarf, und den hatte man immer, da die Rationen sehr klein waren.

Es wäre gerade genug gewesen, wenn nicht die Geschäftsleute so unzureichend und unregelmässig beliefert worden wären, dass sie oft die Wünsche der Kunden nicht erfüllen konnten. Oft hiess es: «Kommen Sie morgen um zehn Uhr wieder, dann gibt's neue Ware.»

Wurde einmal unverhofft etwas geliefert, ging es wie ein Lauffeuer im Ort herum. So auch an diesem Tag im August.

Da hörte man: «Beim Bäcker Müller gibt's Maisbrot und im Konsum-Laden Butter.»

Meiner Mutter ging es an diesem Tag nicht gut, ausserdem war meine kleine Schwester krank, und so wurde ich losgeschickt.

Ein Nachbarsjunge, mit dem ich oft spielte, fragte seine Mutter, ob er mitgehen dürfe. Und so zogen wir zusammen los, mit Einkaufstasche, Lebensmittelkarten und Geld. Meine Mutter ermahnte mich noch, vorsichtig mit dem Geld umzugehen und ja nicht die Lebensmittelkarten zu verlieren.

Es war Mittagszeit, als wir nach längerem Anstehen im Konsum ein Viertelpfund Butter erhielten und beim Bäcker ein kleines Brot. Glücklicherweise machten wir uns auf den Heimweg.

Da plötzlich heulten die Sirenen! Fliegeralarm!

Es geschah zwar nicht oft, dass Bomben auf unseren kleinen Ort im Oberbergischen fielen, aber Köln war nahebei, und ab und zu bekamen wir auch etwas ab. Schulunterricht hatten wir aus Sicherheitsgründen schon länger nicht mehr. Die grösste Gefahr waren die Tiefflieger, die auf alles schossen, was sich bewegte.

Schon hörten wir das unheimliche Summen der Flugzeuge. An dem öffentlichen Bunker waren wir vorhin vorbeigekommen. Sollten wir zurückrennen? – Nein, es war zu spät. Das Brummen war bedrohlich nah!

Wohin nur so schnell, um Himmels willen?

Da fielen uns die Gasrohre am Strassenrand ins Auge. Etwa 60 Zentimeter im Durchmesser und vier bis fünf Meter lang. Sie lagen seit Monaten dort herum, im Spiel waren wir manchmal darüber balanciert. In unserer Not krochen wir nun hinein, es war weit und breit das einzige Versteck.

Das Gefühl, in dieser dünnen Röhre festzustecken, war beklemmend, und die Zeit bis zur Entwarnung kam uns so lang vor wie nie zuvor. Befreit atmeten wir auf, als wir uns endlich wieder hinaustrauen konnten.

Wir waren nur noch 100 Meter von zu Hause entfernt, da kam uns auf den Schienen, die am Rande der Strasse lagen, die Kleinbahn mit ihren beiden Anhängern entgegen. Sie transportierte Splitt, Sand und Steine vom nahen Steinbruch.

Dann ging alles sehr schnell. In der Erinnerung empfinde ich noch heute den damaligen Schreck: Zwei Tiefflieger waren plötz-

lich da! Riesig gross! Sie schossen auf den Zug, kreisten über uns, schossen wieder.

Wir – in unmittelbarer Nähe – waren im ersten Augenblick wie gelähmt vor Angst, dann liefen wir panisch auf das nächste Haus zu und klingelten wie verrückt. Gott sei Dank wurde uns schnell geöffnet. Die Leute waren, da Entwarnung gegeben worden war, gerade wieder aus dem Keller nach oben gekommen. Nun stürzten wir alle in den Keller zurück.






Als der Spuk vorbei war, gingen wir nach draussen. Die Lok war durchlöchert, der Lokführer leicht verletzt. Er hatte einen Schock.

Schnell liefen wir nach Hause, unsere Mütter hatten schon ungeduldig und voller Angst auf unsere Rückkehr gewartet. Wir waren Stunden unterwegs gewesen. Die Butter war ganz weich geworden.

Aber ich hatte meiner Mutter geholfen. Voller Stolz präsentierte ich ihr die Waren, die ich für uns erobert hatte. Zur Belohnung bekam ich eine grosse Schnitte Maisbrot mit Butter.

Lebensmittelkarten (verschiedenfarbig gekennzeichnet) für Fett, Milch, Fleisch, Brot, Marmelade und Zucker.

Mit der Verordnung zur vorläufigen Sicherstellung des lebenswichtigen Bedarfs der Bevölkerung» vom 27. August 1939 setzte am 28. August 1939, vier Tage vor Kriegsbeginn, für die Bevölkerung überraschend, die Rationierung ein. 1942 wurden einige, im März 1945 radikale Kürzungen vorgenommen. Im April 1945 brach die Rationierung allerorten zusammen. (Quelle: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, dtv Verlag 1997)

Butter oder Butterfett 25. IX. - 1. X. 1939	Butter oder Butterfett 3 9. X. - 15. X. 1939	Gültig vom 25. IX. bis 22. X. 1939 Reichsfettkarte 	Margarine oder Pflanzen- oder Kunstfett oder Speisefett a 2 9. X. - 22. X. 1939	Margarine oder Pflanzen- oder Kunstfett oder Speisefett a 1 25. IX. - 8. X. 1939
Butter oder Butterfett 2 2. X. - 8. X. 1939	Butter oder Butterfett 4 16. X. - 27. X. 1939		Margarine oder Pflanzen- oder Kunstfett oder Speisefett b 4 9. X. - 22. X. 1939	Margarine oder Pflanzen- oder Kunstfett oder Speisefett b 3 25. IX. - 8. X. 1939
1 1/4 Liter Milch 25. IX. 1939	8 1/4 Liter Milch 2. X. 1939	Gültig vom 25. IX. bis 22. X. 1939 Reichsmilchkarte 	22 1/2 Liter Milch 16. X. 1939	15 1/2 Liter Milch 9. X. 1939
2 1/4 Liter Milch 26. IX. 1939	9 1/2 Liter Milch 3. X. 1939		23 1/2 Liter Milch 17. X. 1939	16 1/2 Liter Milch 10. X. 1939
3	10		24 1/2 Liter Milch X. 1939	17 1/2 Liter Milch 11. X. 1939
Fleisch 25. 9. - 1. 10. 1939	Klk	Gültig vom 25. 9. bis 22. 10. 1939 Reichs fleischkarte für Kinder bis zu 6 Jahren Nicht übertragbar  Gorgfältig aufbewahren HEA Hamburg	25 1/2 Liter Milch X. 1939	18 1/2 Liter Milch 12. X. 1939
Fleisch 2 2. - 8. 10. 1939	Klk		19 1/2 Liter Milch 13. X. 1939	
Fleisch 3 9. - 15. 10. 1939	Klk	Name: _____	Gültig vom 25. 9. bis 22. 10. 1939 Reichskarte für Marmelade und Zucker  HEA Hamburg	
		Wohnort: _____		
		1 Marmelade Seit: 25. IX. - 1. X. 39	2 Marmelade Seit: 2. - 8. X. 39	
		3 Marmelade Seit: 15. X. 39	4 Marmelade Seit: 16. - 22. X. 39	
		4 Brot 16. - 22. 10. 1939	4 Zucker Seit: 22. X. 39	
		4 Brot 16. - 22. 10. 1939	2 Zucker Seit: 8. X. 39	
		4 Brot 16. - 22. 10. 1939		
Gültig vom 25. 9. bis 22. 10. 1939 Reichsbrotkarte für Kinder bis zu 6 Jahren  HEA Hamburg		Name: <i>B. Fritz Hoffmann</i>		
Name: <i>Uwe Hoffmann</i>		Wohnort: <i>Hlg. La 1</i>		
Wohnort: <i>Hlg. La 1</i>		Straße: <i>Friedrichstr. 11</i>		
Straße: <i>Friedrichstr. 11</i>		Die Namenseintragung ungültig Nicht übertragbar - Gorgfältig aufbewahren!		
Nicht übertragbar! Besorgfältig aufbewahren! Die Namenseintragung ungültig!		Auf die Marmeladenabschnitte können bezogen werden: Marmeladen, Apfelschnitz, Pfefferkuchen, Apfelfrucht und Rübenfrucht		

[Bremerhaven – Gross Schönau*), Sudetenland – Dresden;
1939-1945]

Jutta Richter

Bomber über Bremerhaven

Meine Kindeijahre verlebte ich zur Zeit des Dritten Reiches in Bremerhaven: Sechs Jahre Krieg, Fliegeralarm, Bomben, Hunger und Kinderlandverschickung.

Mein Vater war bis zum Jahr 1933 in Lüneburg in der Stadtverwaltung. Da er die Polizei unter sich hatte, musste er die Versammlungen der Nationalsozialisten verbieten. Beim Machtwechsel 1933 wurde darum gefordert: «Der Bluthund Richter muss raus.» Mein Vater wurde nach Bremerhaven versetzt und trat dort in die Partei ein. Die Arbeit in der Politik lag ihm nicht. Meistens schrieb er nur seinen Namen in die Liste ein und verliess die Versammlung. Im Krieg wurde er nicht eingezogen, weil er als zweiter Bürgermeister unabhkömmlich war. So glücklich unsere Familie über diese Tatsache war, so schwer war die Bürde dieses Amtes während des Krieges.

Meine Mutter war nur passives Mitglied in der Frauenschaft. Mit ihren drei Kindern hatte sie es nicht einmal zum Mutterkreuz gebracht.

Mein Bruder Eberhard war drei Jahre, als der Krieg ausbrach. Dieser liebenswerte Junge mit den langen, hellen Locken war der Liebling und auch das Sorgenkind der Familie. Er war autistisch und sprach kein Wort. Die Ärzte rieten, ihn in ein Hamburger Heim zu geben. Meine Eltern weigerten sich – nicht ausdenken, was ihm dort passiert wäre.

*) heute Velký Šenov in Tschechien

Mein Bruder Fritz war neun Jahre. Er gehörte dem Jungvolk an. Meine Mutter musste auf sein braunes Hemd einen schwarzen Winkel nähen, weil er zum «Hordenführer» befördert worden war. Ein Hordenführer hatte fünf «Pimpfe» unter sich. In der darauffolgenden Woche kam er kleinlaut nach Hause. «Du musst den Winkel wieder abtrennen», sagte er zu meiner Mutter, «ich bin abgesetzt, weil ich das Geburtsdatum von Adolf Hitler nicht wusste.» Von dem Tage an verspürte er keine Lust mehr, sich einzusetzen.

Ich war zehn Jahre, als der Krieg ausbrach, und der einzige überzeugte «Nazi» der Familie. Mein Stolz und meine Einsatzfreude kannten keine Grenzen. Meine Karriere bei den Jungmädchen verlief von der Schaftsführerin (rot-weiße Schnur) über die Scharführerin (grüne Schnur) zur Gruppenführerin (grün-weiße Schnur). Es war die Gruppe in dem Dorf Spaden bei Bremerhaven. Ich hatte die Aufsicht über 60 Jungmädchen. Zweimal in der Woche sang, turnte, bastelte, spielte oder sammelte ich mit den Mädchen.

Wenn ich mit dem Bus in das Dorf kam, empfingen sie mich an der Haltestelle und hängten sich wie Trauben an meine beiden Arme. Einmal in der Woche war Schulung für die Führerinnen. An diesen Tagen lernten wir Lieder wie: «Es zittern die morschen Knochen der Welt vor dem roten Krieg». Wir lasen Gorch Fock und Rudolf Kinau, berauschten uns an Begriffen wie «Heimat», «Treue», «Reinheit» und «Zivilcourage». Nur das, was ich in diesen Versammlungen hörte, galt für mich. Alles, was meine Eltern sagten, war zweitrangig. Als am Ende des Krieges Adolf Hitler «im Felde fiel» – wie es damals hiess – weinte ich bittere Tränen. Ich glaube, ich war eine Art Idealistin...

Wenn ich zurückschaue auf diese Zeit, habe ich nicht das Gefühl, eine unglückliche Kindheit und Jugend gehabt zu haben. Sie war erfüllt durch Pflichten, Arbeit, aber auch von Freuden, wie zum Beispiel Tanzen. Tanzstunden waren zwar eigentlich verboten, aber meine Tanzlehrerin tarnte ihren Kursus als

Volkstanzkursus. Jungen waren knapp. Sie waren als Flakhelfer eingezogen. So wurden wir in drei Gruppen Mädchen und eine Gruppe Jungen eingeteilt. Die Jungen hatten ein schweres Los. Sie mussten die drei Mädchengruppen nacheinander betanzen. Wir lernten Walzer, Tango und Foxtrott – vor allem aber lernten wir, was zu einem guten Benehmen gehört. Als die Bomben den Tanzsaal zerstörten, verschwand auch unsere Tanzlehrerin und mit ihr die für den Kursus eingezahlten Gelder.

Sport spielte in der Schule und in der Freizeit eine grosse Rolle. Wir hatten regelmässig Sportfeste. An diesen Tagen mussten wir unser Können im Laufen, Springen und Ballwerfen unter Beweis zu stellen. Für mich war das Werfen mit dem kleinen, harten Ball ein Schrecken. Da erwartet wurde, dass man in allen drei Disziplinen gute Leistungen erbrachte, errang ich nie eine Siegerurkunde.

Im Schwimmen war es der Kopfsprung vom Dreimeterbrett, der mich zu Tode ängstigte. Ich fühle heute noch die Hände meiner Turnlehrerin, die hinter mir auf dem Brett kniete, mir die Füsse festhielt und mir gut zuredete, mich doch einfach fallen zu lassen. Im Fach Sport keine guten Leistungen zu erbringen, war damals die grösste Schande.

Die Schulzeit war von den Auswirkungen des Krieges stark beeinflusst. Wenn in der Nacht Fliegeralarm gewesen war, durften wir zwei Stunden später zum Unterricht kommen. Kaum sassen wir auf unseren Plätzen, ertönten die Sirenen erneut. Wir gingen dann gemeinsam in den Bunker. Wenn der Alarm beendet war und es waren Bomben gefallen, wurden wir auf die Strasse zum Helfen geschickt. Tote Menschen lagen mit einem weissen Tuch bedeckt auf der Strasse. Wir mussten kleine Brände löschen und Aufräumarbeiten durchführen.

Jede Nacht mussten einige Schüler zusammen mit einem Lehrer in der Schule Brandschutzwache halten. Diese Nächte waren bei uns besonders beliebt, vor allem, wenn wir den Lehrer

und die Mitschüler mochten. Morgens durften wir nach Hause zum Frühstück gehen. Es war eine Vorsichtsmaßnahme, damit nicht unbemerkt Brandbomben auf den Hausboden fielen und die Schule in Brand steckten.

Mir ist es ein Rätsel, wie die Lehrer es trotz der verkürzten Schulzeiten fertigbrachten, uns die Grundlagen der allgemeinen Fächer beizubringen. Belohnungen bekamen wir nicht etwa für das Erbringen guter Leistungen, sondern dafür, dass wir fleissig Altpapier, Edelmetalle und Knochen sammelten.

Ich hatte das besondere Glück, neben einem Altenheim und Krankenhaus zu wohnen. Dort fielen in der Küche massenweise Knochen an, die drei Punkte pro Kilogramm einbrachten. In der Aula vor der versammelten Schülerschaft wurde mir eine Buchprämie überreicht mit der Widmung: «Als Dank für die beste Knochensammlerin der Schule».

Hunger hatten wir ständig. Nach der Schule, war meine erste Frage stets: «Was gibt es heute zu essen?» Wenn meine Mutter nicht mit der Sprache herausrückte, konnten wir sicher sein, dass es etwas Obskures war. Zum Beispiel die Brust von Saatkrahen oder Spatzen, die mein Vater geschossen hatte, und die wir brieten. Richtig gehungert haben wir erst im Jahr nach dem Krieg, als die Rationierung der Lebensmittel aufgehoben wurde.

Im Winter, wenn es keine Kohlen gab, um die Schule zu heizen, wurde der Unterricht in Privathäuser verlegt. Wir hatten ein grosses Haus, und darum kam meine Klasse zum Unterricht in unser Kinderzimmer. Das empfanden wir als lustige Abwechslung.

Wenn es tüchtig fror, gingen wir nachmittags zum Bootsteich im Speckenbüttler Park zum Schlittschuhlaufen. Dort imponierte mir ein älterer Junge namens Richard besonders. Er lief elegante Bögen und war besonders liebenswürdig zu uns jüngeren Kindern. Es hiess, er sei Halbjude. Eines Tages verschwand er aus unserem Gesichtskreis.

Nach dem schweren Bombenangriff im September 1944 war es nicht mehr möglich, in Bremerhaven ungestört zur Schule zu gehen. Die Schule wurde an die tschechische Grenze nach Gross Schönau verlegt. Zum ersten Mal in meinem Leben wurde ich von meinen Eltern getrennt.

Die «Kinderlandverschickung» war ein einschneidendes Erlebnis. In der Gemeinschaft mit den Schulfreundinnen und Lehrern zu leben und zu arbeiten, wurde als positiv empfunden. Heimweh kam auch vor, besonders in den Weihnachtsfeiertagen und wenn schlechte Nachrichten aus Bremerhaven kamen.

Mit meiner Freundin besuchte ich die damals noch unzerstörte Stadt Dresden. Erstaunt stellten wir fest, dass die Stadt strahlendhell erleuchtet war. Verdunkelung wie sie in Bremerhaven vorgeschrieben war, kannte man hier wohl nicht.

Als wir das Lager im Februar 1945 vor den Russen fluchtartig verlassen mussten, wurde die Schule in das Voigtland verlegt. Auf der Reise verbrachten wir zehn Stunden auf dem mit Tausenden von Menschen überfüllten Bahnhof in Dresden. Einen Tag später fand der erste Angriff auf Dresden statt.

Unsere Reise dauerte drei Tage. Auf offener Strecke wurde der Lokomotivführer gezwungen, den Zug anzuhalten. Tiefflieger beschossen den Zug, und die vielen Reisenden suchten Deckung in einem kleinen Wald.

Die Amerikaner warfen im Krieg einen Spruch über Bremerhaven ab: «Bremerhaven wollen wir schonen, da wollen wir später selber wohnen.»

Sie haben sich nicht darangehalten. Der 18. September 1944 war ein schwarzer Tag für meine Heimatstadt. In einem Angriff wurde Bremerhaven zu 80 Prozent dem Erdboden gleichgemacht. Wir hatten in unserem Haus einen Luftschutzkeller. Dort standen für uns drei Kinder Betten.

Bremerhaven hatte fast jede Nacht zweimal Fliegeralarm.

Am frühen Abend überflogen die Flugzeuge die Stadt, um nach Deutschland hineinzufiegen. Später in der Nacht kamen sie von ihrem Angriff zurück. Wenn sie nicht Edle Bomben losgeworden waren, warfen sie die Reste wahllos über der Stadt ab. Die Flak begann jedesmal ein wildes Geschiesse. Am nächsten Tag sammelten wir Kinder im Garten die Bomben- und Flaksplitter. In der Schule wurden sie verglichen und ausgetauscht.

Meine Eltern waren gegen die vielen Fliegeralarme bald so abgestumpft, dass sie zu meinem grössten Entsetzen in ihren Betten blieben, während wir Kinder im Luftschuttkeller schliefen. Im Radio wurde die Stellung und der Umfang der Verbände bekanntgegeben.

Am 18. September sagte die Stimme im Radio: «Bomberverbände fliegen aus allen Richtungen unsere Stadt an! Sofort Bunker und Keller aufsuchen.»

Der Satz war kaum beendet, da war das Informationszentrum bereits von einer Bombe getroffen. Leuchtraketen – sogenannte Tannenbäume – zeigten die gesamte Stadt in hellem Licht. 30 Minuten Heulen, Pfeifen, Donnergetöse und Erderschütterungen.

Dann war der Angriff vorbei. Mein Vater wollte sein Büro in der Innenstadt aufsuchen. Es war nicht möglich. Die Stadt brannte. Sie hat noch drei Tage gebrannt. Das Feuer färbte den Himmel rot. Eine Seite war blau von den brennenden Gasometern. Der entstehende Sog liess die Glocken läuten. Es war gespenstisch. Die Menschen verliessen in wilder Flucht die Innenstadt. Wir standen auf der Strasse im Gespräch mit Freunden und Nachbarn.

Die Stadt war ein Trümmerfeld, und die Menschen waren zu Tausenden in den Kellern verbrannt. Unser grosses Haus füllte sich vom Keller bis zum Dach mit bombengeschädigten Menschen.

Unten in den Wohnzimmern lebte eine Rechtsanwaltsfamilie mit drei frechen Kindern. Der Vater hatte Mündelgelder unter-

schlagen und sass im Gefängnis. Sie hatten eine Hausgehilfin, die jeden Abend im Keller Orgien veranstaltete, wenn die gnädige Frau nicht daheim war. Die Folgen blieben nicht aus. Nach neun Monaten wurde ein kleiner Junge geboren, der als Säugling starb. Mein Bruder Fritz bekam den Auftrag, ein Holzkreuz für den Friedhof anzufertigen.

Im Kinderzimmer wohnte ein Ehepaar M. mit Tochter, «die Schmutzigen» genannt. Sie klärten die Hausbewohner darüber auf, was sich in den Konzentrationslagern abspielte. Ich habe das damals nicht geglaubt.

Unsere Küche – eine sehr grosse – befand sich im Keller. Dort trafen sich alle Parteien zum Kochen. Es war ein Kunststück, einen Zeitplan auszuarbeiten, wenn man bedenkt, dass stundenweise das Gas abgestellt wurde. Frau S. aus der oberen Etage war besonders sparsam. Sie kochte aus einem Putergerippe vier Wochen lang Suppe, bis nur noch Leim übrig war. Die Gespräche drehten sich nur um das Essen. Rezepte wurden ausgetauscht, wie man aus Kartoffeln eine Torte backt, wie Leberwurst mit Mehl zu verlängern ist und wie man aus Rüben den besten Sirup gewinnt.

Unsere Familie schlief in zwei kleinen Räumen und lebte in einer Behelfsküche. Mein Vater fand, dass meine Mutter mit Haus, Garten und den vielen Menschen reichlich Arbeit habe. Eines Tages sagte er: «Ich kenne eine tüchtige Frau aus Ostpreussen. Sie ist bereit, zu uns zu ziehen und uns zu helfen.» Es war eine gute Entscheidung, denn sie war arbeitsam und zuverlässig.

«Mein Verlobter» sagte sie, «ist ein Freiherr von K. Er ist auf einem Schloss aufgewachsen und hat eine neunzackige Krone in seiner Wäsche. Zur Zeit ist er im Krieg» – aber nur in einer Wachstube, wie sich später herausstellte, – «und wenn der Krieg vorbei ist, wollen wir zusammenziehen. Er ist sehr viel jünger als ich, aber wir verstehen uns gut.»

Er schrieb Briefe an Frau A. und an unsere Familie. Das Briefpapier zeigte tatsächlich eine Krone. Wenn der Freiherr Urlaub

hatte, verbrachte er ihn bei uns. Dann war Frau A. natürlich sehr abgelenkt, und meine Mutter musste die Arbeit alleine machen.

Er verstand es, uns Kinder zu verzaubern. Wir hingen an seinen Lippen, wenn er seine Kindheit auf dem Schloss schilderte, wenn er auf dem Klavier die Mondscheinsonate spielte und uns seine Zukunftsvorstellungen darlegte. Fritz sollte sein Schloss erben.

Ich hatte mir den Inhaber eines Schlosses anders vorgestellt. Er sah nicht sehr stattlich aus und hatte nur noch wenige Zähne in seinem Mund. Wenn der Freiherr in seine Schreibstube zurück musste, kehrte bei uns der Alltag ein und Frau A. wurde wieder fleissig.

Nach der bedingungslosen Kapitulation am 8. Mai 1945 zogen die Amerikaner in die Stadt Bremerhaven ein. Wohlgenährt auf ihren Panzern sitzend, hinter jedem Holzstoss einen Feind witternd, fuhren sie durch die zerstörten Strassen. Wo sie eine heile Villa mit Badezimmer fanden, besetzten sie diese, und die Deutschen mussten sich eine andere Unterkunft suchen.

Wir hatten Glück, wir durften in unserem Haus bleiben. Unser Nachbarhaus gehörte einem Kinobesitzer und war sehr gut ausgestattet. Das Haus wurde sofort besetzt.

Die Amerikaner lehnten sich aus dem Fenster und warfen die Seidenwäsche der Vorbesitzerin in unseren Garten. Dort standen unsere Mieter, und Frau M. fing alles beglückt auf. Herr M. bekam die Schlafanzüge.

Die Mülltonnen quollen über von den weggeworfenen Lebensmitteln der Besatzungstruppen. Halbgeleerte Dosen, schneeweisses Brot und Fleischreste verschwanden vor unseren Augen.

Ausgehungert – wie die meisten Deutschen waren – schauten sie neidvoll auf den Überfluss der amerikanischen Soldaten. An die deutsche Bevölkerung waren in den letzten Kriegswochen

die restlichen Lebensmittel aus den Vorratslagern verteilt worden.

Als ich eines Tages im Garten arbeitete, legte mir ein amerikanischer Soldat eine Tafel Schokolade in das Gras. Ich erinnere mich bis heute an das Glücksgefühl, als ich diese Tafel mit meiner Familie teilte.

Alle Menschen waren spindeldürr. Unsere amerikanischen Verwandten baten um ein Photo der Familie. Mein Vater schickte Passbilder von uns edlen in die USA – ganz ohne Hintergedanken. Umgehend erhielten wir jeden Monat ein Care-Paket zugeschickt. Meine Tante hat das jahrelang fortgesetzt. Das Auspacken war für uns ein Fest!

Die Amerikaner entliessen meinen Vater aus seinem Amt als Bürgermeister. Vier Jahre lang war die Familie gezwungen, ohne Einkommen zu leben. Als Rechtsanwalt durfte mein Vater bis zur Entnazifizierung nicht arbeiten. Ein Freund beschäftigte ihn in seinem Elektrogeschäft. In seiner freien Zeit fertigte er Beurteilungen von Handschriften an, die verkauft wurden. Am Wochenende zog er mit dem Rucksack über Land und tauschte Lebensmittel gegen Haushaltsgegenstände ein. Man nannte das «Hamstern». Es war entwürdigend.

Ein Landwirt lud unsere Familie zu seiner Silberhochzeit ein. Schon vier Monate vorher kannten wir nur ein Thema: «Was für ein Festessen würde uns erwarten?»

Als ich im Herbst 1945 eine Lehre in einem grossen landwirtschaftlichen Betrieb begann, waren für mich die Zeiten des Hungerns vorüber.

Bis heute bringe ich es nicht fertig, Lebensmittel in den Müll-eimer zu werfen.

[Beckingen/Saar;
Herbst 1944]

Marlis Meyer

Kriegsopfer

Frühherbst 1944. Ein sonnengoldener Erntetag ging zur Neige. Vorsichtig bewegten sich die beiden Braunen die steile «Schleit» hinab, hinter ihnen im Kastenwagen auf Stroh gebettet: Säcke mit Tafeläpfeln. Sie sollten die rationierten Nahrungsmittel während des Winters ergänzen oder als Tauschobjekt dienen. Obenauf thronte – glücklich, dem zweiten Schuljahr wegen der Kriegswirren entronnen zu sein – mein Vetter Robbi.

Links neben der Bremskurbel schritt der alte Martin, um die fast vollständig blockierten Vorderräder rechtzeitig lösen zu können. Den Zügel hatte er griffbereit um die Eisenrunge geschlungen. Unsere Erntehelfer waren auf kürzeren Pfaden nach Hause gegangen.

Mutter und ich folgten schweigend der Ladung. Als Neunjährige fühlte ich mich zu den Erwachsenen gehörig, denn in den Hochstammäulen waren meine Kletterkünste willkommen. Nun freute ich mich auf die Belohnung meines Fleisses. Sobald wir die gefährliche Wegstrecke überwunden hätten, würde ich einen der braven Kaltblüter besteigen, damals die einzige Möglichkeit, den Traum vom Reiten zu verwirklichen.

Ausser den gleitenden Tritten der Pferde, dem Knirschen der Eisenreifen auf dem harten, steinigen Lehm und dem Klirren der durchhängenden Zugscheitketten herrschte friedliche Stille; der

bedrohliche Geschützdonner hinter der Maginotlinie im nahen Lothringen jenseits der Saar war an diesem Tag ausgeblieben.

Nicht einmal hatten wir während der Arbeit wegen Fliegeralarms in den nahen Wald flüchten müssen. Dort, drei Kilometer von Beckingen entfernt, fühlten wir uns sicherer als daheim an der Verbindungsstrasse Saarbrücken-Trier, nicht weit von der Bahnlinie, gegenüber dem Karcher Schraubenwerk.

Von Luftangriffen waren wir bisher verschont geblieben. Sie konzentrierten sich seit 1943 vor allem auf deutsche Grossstädte und Eisenbahnknotenpunkte.

Greise und Mütter mit Säuglingen hatten das Dorf bereits verlassen. Familien aus den besetzten Grenzgebieten fanden in dem von Bunkern, Höckerlinien und Schützengräben des Westwalls umgebenen Ort Asyl. Zu ihnen gehörte Robbi, der mit Eltern und Geschwistern bei uns wohnte.

Ich freute mich über die Gesellschaft. Unsere wilden Spiele wurden oft von Sirenengeheul unterbrochen. Die Flucht in den Felsenkeller am Reihersberg zählte zu den Abenteuern, mit denen wir aufwuchsen.

In den ersten Kriegsjahren waren französische Gefangene bei der Ernte eingesetzt. Sie assen mit uns zu Abend, obwohl es verboten war, sie zu beköstigen. Später wurden sie im Lager isoliert und bewacht zur Arbeit in der Fabrik geführt. Fürchtete man, dass sie durch den unbeobachteten Kontakt mit den Einheimischen Informationen über den Verlauf des Frontgeschehens erhalten würden?

Wenn nach Einbruch der Dunkelheit die Läden geschlossen und die Fenster von innen mit Wolldecken verhängt waren, damit kein Licht, kein Laut nach draussen dringe, sassen die Erwachsenen um «den Blaupunkt» und hörten Nachrichten von BBC London.

Mich erfüllte Stolz, dass ich in diese und andere Heimlichkeiten eingeweiht war. Wir wussten, dass das Ende der Schreckens-

zeit bevorstand, aber nicht, wann und wie es uns erreichen würde.

An diesem Tag empfanden wir Erleichterung, einen Teil der Ernte sicher nach Hause zu bringen.

Endlich war der Steilhang geschafft. Die Bremsklötze wurden gelöst. Martin wand den Zügel von der Runge, schrie «ha», und das Gefährt bog nach rechts auf den breiten, ebenen Weg ein, der zwischen Buntsandsteinsockel und der darüber gelegenen Muschelkalkschicht verlief. Fanni und Max verlängerten die Tritte, legten sich schnaubend ins Geschirr, Stalluft ahnend.

Nach fünfzig Metern wurden die Tiere zum Halten gezwungen, weil ich vorgeprescht war, den Fuhrmann an sein Versprechen zu erinnern. Von hinten stieg ich über die Deichsel auf Max' Rücken.

«Fallt nicht herunter, ihr beiden, sonst verpasst ihr das Abendessen!» mahnte Mutter, denn der Knirps wollte über die Säcke nach vorne krabbeln, um den Kutscher zu spielen, während ich das sanfte Schaukeln des warmen Pferderückens unter mir genoss.

Die sinkende Sonne liess den Himmel verblassen, warf unsere bizarren Schatten auf ein abgeerntetes Weizenfeld, dessen hohe Stoppeln silbrig über gelbem, fruchtbarem Lehm aufglänzten. Er ernährte nicht nur Getreide, auch unsere Obstbäume in einem von Laubwald geschützten Quellgebiet.

Mit gesenktem, wippendem Mähnenkamm bewegten sich die Tiere zügig vorwärts. Der Wagen rollte knarrend hinterher. Sicher schlugen die Hufe auf dem befestigten Untergrund den Takt. Wir näherten uns breitkronigen Apfelbäumen vor der letzten Wegkehre zur Abfahrt ins Dorf. In einer halben Stunde würden wir daheim sein.

Der Krieg war aus unserm Bewusstsein gelöscht. – Nur die unter Grashauben aus dunklen Schiessscharten starrenden Westwallbunker passten nicht ins Bild.

Die Stimmung wurde jäh vom Wimmern der Sirenen zerstört.

Enttäuscht verliessen Robbi und ich im Schatten der Baumgruppe unsere erhabenen Positionen. Martin leitete seine beiden Vasallen samt der Fuhre achtsam in die Geborgenheit des dichten Astwerks.

Aus unserem Versteck glitt der Blick über die mitten im Ort aufragende kahle Kuppe des Reihersberges hinweg nach Süden. Bis Saarlouis schlängelte sich der Fluss durch weites Wiesengebiet. Am östlichen Horizont stieg die schmutzig gelbe Dunstglocke der Eisenhütten Dillingen, Völklingen und Burbach empor. Wo wir den Bahnhof des Nachbarstädtchens vermuteten, erschien die weisse Dampffahne einer in Richtung Beckingen ausfahrenden Lokomotive. Sie zerfiel in eine durchsichtig aufwirbelnde Rauchsäule, als der Güterzug, wie ein Spielzeug anmutend, hinter den letzten Gebäuden hervorkroch.

Langsam näherte sich die Kette der Waggons unserm Dorf, verschwand hinter der sonnenbeschienenen Erhebung, die auch unser Anwesen verbarg.

Fernes Dröhnen lenkte unsere Aufmerksamkeit nach oben. Wie dunkle Greife hoben sich drei Jagdbomber vom Himmel ab. Lauter drang der gleichförmige Chor ihrer Motoren in uns ein. Wie gelähmt starrten wir ihnen entgegen, hofften, dass sie wie ein Spuk vorüberziehen würden.

Plötzlich scherte einer mit einem böse singenden Heulton aus.

Als die Detonation unser Ohr erreichte, folgte er bereits seinen Gefährten nach Westen.

Keiner wusste, wie lange wir totenstill verharrt hatten. Mutter fand zuerst die Sprache wieder: «Die Bombe muss in unserer Strasse niedergegangen sein.»

Wir dachten an unsere Angehörigen, Nachbarn und Freunde. Robbi wiederholte weinend: «Mama, Papa... Meine Mama ist tot...»

Mutter begann zu beten: «Vater unser, der du bist im Himmel...» Martin und ich fielen ein.

Schnauben und Kopfschlagen der ungeduldigen Pferde riefen uns in die Wirklichkeit zurück.

Langgezogener Sirenenlaut kündigte die Entwarnung an. Fanni und Max ruckten den Wagen aus dem Wiesenhang. Der kleine Vetter wurde auf die Ladung gehoben. Ich trottete hinterher. Die Talstrasse lag schon im Schatten des nordwestlichen Berghanges. Während der Ortsdurchfahrt begegnete uns niemand, als trauten sich die Menschen nicht mehr aus Stollen und Kellern. Wir fröstelten.

Nach einer halben Stunde hatten wir die Schraubenwerke erreicht. Hinter ihren schwarzgrau getarnten Mauern mit den hohen Fenstern lärmte das Tag und Nacht gewohnte Scheppern und Klirren, begleitet vom dumpfen Rhythmus des Dampfhammers.

Wir erspähten von Weitem das unversehrte Dach unseres Hauses, atmeten tief auf im Bewusstsein, dass wir unsere Lieben heil antreffen würden.

Nach unserer Ankunft im Hof liefen uns Robbis Eltern aus dem Felsenkeller entgegen und nahmen ihn in die Arme. Auch Schwester und Bruder fanden sich ein. Wir hörten, dass eine Bombe ganz in der Nähe eingeschlagen sei; keiner wusste genau, wo.

Während wir den Wagen entluden, tauchten unsere etwa 300 Meter entfernt wohnenden Angehörigen völlig verstört auf. Tante Marianne hielt ihr dreijähriges Töchterchen eng umschlungen. Befremdet betrachteten wir sein russgeschwärztes Gesichtchen. Das Kind war nicht ansprechbar, schien uns nicht zu erkennen.

Fragen und Antworten der Erwachsenen überschnitten sich. Was war geschehen?

Als der Güterzug den Ort auf dem Bahndamm parallel zur Dillinger Strasse passierte, befand sich dort ein Trupp von etwa 30 französischen und russischen Gefangenen mit ihren Aufsehern auf dem Rückweg zum Lager in einer alten Mühle mitten im Dorf. Wegen des anfliegenden Jabo-Geschwaders suchten sie

im Park unserer Verwandten unter Bäumen und Sträuchern Zuflucht. Dem Hausherrn gelang es, einige, die sich ganz in der Nähe der Villa versteckt hatten, in den Luftschutzraum zu schleusen, ehe die Bombe auf der Umfassungsmauer explodierte.



Vor diesem Haus, der Villa Bill in Beckingen, ging im Herbst 1944 eine Bombe nieder. Sie traf die Kriegsgefangenen, die hier im Garten Schutz gesucht hatten.

Es gab mehr als zehn Tote. Keiner der draussen Gebliebenen kam unverletzt davon.

Erst am nächsten Tag erfuhren wir, dass der Lokführer den langsam rollenden Munitionstransport zwischen Dillingen und Beckingen in Panik verlassen hatte.

[Ludwigshafen;
Winter 1944]

Inge Buk

Die Puppe

Schmerzhaft liess der Ton das Trommelfell vibrieren und drang schrill in den Kopf ein, wo er die letzten Reste eines Kindertraumes vertrieb: «Aufstehen, aufstehen, Eile, Eile, Gefahr, Gefahr!»

Das kleine Mädchen richtete sich im Bett auf. Ein Notlicht brannte auf dem Nachttisch und beleuchtete diffus das Zimmer. Griffbereit neben dem Bett lagen ein warmer Trainingsanzug, Schuhe, Mantel und ein kleiner Rucksack, gepackt mit Obst, einem belegten Brot, Wäsche zum Wechseln und mit dem Allerwichtigsten überhaupt, der Puppe Doris.

Doris' Kopf lugte aus der offenen Klappe hervor. Schlafaugenlider mit langen Wimpern beschatteten braune Augen, und zwei dicke Zöpfe aus echtem Haar umschlossen den feinen Porzellankopf. Jetzt im Winter hatte sie einen dicken, grünen Pullover an, dazu blaue Gamaschenhosen – alles von der Mutter selbst gestrickt, während der langen Stunden im Bunker...

Da war es wieder, das langgezogene, bedrohliche Heulen der Sirene. Es schrie in die Nacht: «Bombengeschwader im direkten Anflug auf Ludwigshafen, alle Einwohner in den nächsten Bunker.» Wieder eine der vielen Nächte, die von dem Alarm durchschnitten wurden.

Automatisch kletterte das kleine Mädchen aus dem Bett. Mit hundertenmal geübten Bewegungen glitt sie hinein in die Trai-

ningshose, dann den Kapuzenpulli darübergezogen, die schlafwarmen Füße in die kratzigen Wollsocken gesteckt.

Da ging auch schon die Tür auf, und der grosse Bruder stand fertig angezogen im Zimmer. Um zehn Jahre älter, hatte er für die Schwester die Verantwortung übernommen.

Schnell noch die Schuhe zugebunden und den Mantel übergezogen. Die Puppe bekam einen letzten Kuss, der Rucksack wurde mit der Kordel verschnürt und über die Schulter gehängt.

Mutter stand schon bereit, die Tasche mit den wichtigsten Dokumenten und dem Geld «für den Notfall» in der Hand. Das Mädchen kuschelte sich nochmals fest in die warmen Arme der Mutter, dann traten die drei hinaus in die kalte Winternacht.

Am Himmel spielte sich ein faszinierendes Schauspiel ab. «Christbäume» standen über der Stadt und beleuchteten mit einem bunten Feuerwerk die Dächer. Die anfliegenden Bombergeschwader sollten ihr Ziel gut erkennen können.

Wenn nur die schreckliche Sirene aufhören würde! In den Heulton mischte sich jetzt noch das aggressive Brummen von Flugzeugen. Der Lärm füllte den Kopf immer mehr aus.

Dunkle Gestalten, alle dick verumumt und mit Taschen und Rucksäcken beladen, hasteten und stolperten die Strasse entlang – alle in dieselbe Richtung.

Ein grosses, hässliches, graues Gebäude mit dicken Betonwänden zog wie ein riesiger Magnet die Massen an: der Bunker. Abweisend stand er am Ende der Strasse, und trotzdem stürzten sich die Menschen schutzsuchend in seine Schleusentüren.

Ein dumpfer Geruch – ein Gemisch aus Mottenkugeln, Schweiss und Essensdunst – drang dem Mädchen in die Nase. Fest umklammerte die kleine Kinderhand die Finger der Mutter. Mühsam trippelten die kleinen Füße neben den grossen, weit ausgreifenden Stiefeln dahin. Die Augenlider der Puppe blinzelten im Takt dazu.

Es wurde gedrängt und geschoben, jeder wollte zuerst das sichere Innere des Bunkers erreichen.

«Gleich haben wir es geschafft, kannst du noch? Nur noch ein paar Schritte.»

Beruhigend klang die Stimme der Mutter.

Das Gedränge wurde immer schlimmer, plötzlich ein Ruck am Rucksack: der Träger riss – langsam glitt der Beutel den Rücken des Mädchens hinunter. Anfangs wurde er noch von den Leibern ringsum in der Höhe gehalten, aber unaufhaltsam wurde er vom Gewicht nach unten gezogen.

«Doris», schrie der Kindermund, «Doris fällt!»

Da war es auch schon passiert. Der Puppenkopf schlug aufs Pflaster, und das feine Gesicht zersprang in viele Puzzlestücke. Füße trampelten hastig weiter über die herumliegenden Scherben. Weinend kauerte das Mädchen am Boden; der Bruder begann mit müden Bewegungen langsam die Stücke aufzusammeln.

«Die Türen werden geschlossen, höchste Eile, alles liegenlassen!» Arme zerrten an dem Kind und rissen es durch die Tür. Der Rucksack musste draussen bleiben.

Flaksplitter schlugen ringsum ein, Brandbomben frassen sich durch Dächer, Bomben zerstörten alles.

Ein kleines Kinderglück war zerbrochen – eine ganze Stadt verwandelte sich in eine Trümmerlandschaft.

Christel Berger

Eine aussergewöhnliche Nacht

1941 war ich fünf Jahre alt und lebte mit meiner Mutter in Essen, im «Kohlenpott». Mein Vater war nicht bei uns. Es war Krieg, und er war zum Militär eingezogen worden.

Meine Mutter hatte gerade ihr erstes Kind, meinen älteren Bruder, verloren. Er war als Folge der Kriegsereignisse mit acht Jahren gestorben. Von diesem Verlust und durch die jahrelange Trennung von meinem Vater konnte sie sich seelisch nicht erholen. Sie war immer sehr still. Wenn im Radio «Lilli-Marlen» oder «Heimat deine Sterne» gespielt wurde, weinte sie bitterlich. Nur ab und zu erreichte uns per Feldpost eine Nachricht von Vater.

Eines Tages kam mein Vater auf Urlaub und brachte wahre Schätze mit. Für mich Rollschuhe, die er auf einer Kurierfahrt erstanden hatte, und für meine Mutter ein kostbares Spitzentuch aus Brüssel. Seine Ration Zigaretten und Alkohol, die damals jeder Soldat bekam, hatte er bei seinen Kameraden für eine Tafel Schokolade, zwei Laibe Kommissbrot und einen Topf Kunsthonig eingetauscht.

War das eine Freude! Ich nahm die Rollschuhe abends mit ins Bett, damit sie mir niemand wegnehmen konnte. Damals wurde aus Not viel gestohlen.

Als Vaters zweiwöchiger Urlaub zu Ende war, gab es auf dem Bahnhof einen herzerreissenden Abschied. Wir wussten ja nicht, ob wir ihn jemals wiedersehen würden.

Neun Monate später wurde mein Bruder Rainer geboren. Durch dieses Baby wurde ich wieder ein fröhliches Kind, das frühe Mutterinstinkte entwickelte.



*Nach dem Tod meines
älteren Bruders freute ich
mich riesig über das Baby.
Mein kleiner Bruder und
ich in unserem Garten.*

Es war im Jahre 1944. Von meinem Vater kam keine Feldpost mehr an. Meine Mutter glaubte, dass er an die Front versetzt worden sei. Sie wurde krank vor Kummer, so dass wir teilweise auf die Hilfe der Mitbewohner in unserem Mehrfamilienhaus angewiesen waren.

Es folgte eine schlimme Zeit. Feindliche Flugzeuge bombardierten die Stadt Essen, besonders die Krupp-Werke, wo in Tag- und Nachtschichten Kriegsmaterial hergestellt wurde. Dauernd gab es Fliegeralarm. Wir rannten dann, so schnell wir konnten, in den Bunker. Bombengeschwader brausten über unsere Häuser hinweg und warfen ihre todbringende Last ab. Bisher war unser Haus jedoch stehengeblieben.

An eine Nacht erinnere ich mich ganz genau: Meine Mutter riss mich aus dem Schlaf mit den Worten: «Schnell, Kind, beeil dich! Sie haben gerade Vollarmer gegeben. Wir müssen den Bunker noch erreichen!»

Wir schliefen in diesen Bombennächten immer halb angezogen, aus Angst, wir kämen nicht mehr schnell genug in Sicherheit. Der Bunker war in einem alten Zechenstollen, und selbst, wenn wir rannten, benötigten wir bis dorthin 20 Minuten. Meine Mutter war schwanger mit dem vierten Kind – wieder ein Kriegsurlaubskind. Mein damals einjähriger Bruder Rainer lag nebst Notgepäck im Kinderwagen.

Ich holte rasch meine kleine Holzfussbank, die ich mittels zweier Kordeln wie einen Tornister auf den Rücken nahm – es gab im Bunker nur Sitzplätze für Alte, Kranke und Schwangere –, hängte meinen Brustbeutel mit Namen und Adresse um den Hals, und ab ging es!

Ich musste den Kinderwagen schieben, weil meine Mutter in jeder Hand eine Tasche trug. Wir wussten nie, ob wir, wenn der Angriff vorüber WEIT, nicht alles verloren hatten.

Wir kamen nur langsam voran. Die Nachbarn aus unserer Strasse überholten uns. In der Ferne hörten wir schon die ersten Bombeneinschläge. Wir liefen gerade an einem freien Feld vorbei, als mit einer ohrenbetäubenden Explosion einige Meter hinter uns eine Sprengbombe in den Erdboden schlug. Automatisch duckte ich mich, meine Finger umklammerten die Stange des Kinderwagens. Eine ungeheure Druckwelle fegte über mich hinweg.

Für Minuten sah und hörte ich nichts mehr. Durch das jämmerliche Geschrei meines Bruders aus dem Kinderwagen kam ich langsam wieder zu mir. Als ich aufstand, sah ich mich von Flammen umgeben. Kreisförmig um mich herum steckten brennende Stabbrandbomben im Boden. Ich blickte ratlos suchend um mich. Meine Mutter war nicht da! Zunächst begriff ich gar nichts. Dann löste sich allmählich der Schock. Ich sah in den Kinderwagen. Meinem Bruder war nichts passiert.

Jetzt schrie ich so laut ich konnte: «Mama, wo bist du?»

Keine Antwort! Ich rief ununterbrochen nach ihr. Nichts! –
Es war der schlimmste Moment in meinem ganzen Leben...

Irgendwann holte ich meinen kleinen Bruder aus dem Wagen und setzte mich mit ihm auf die Erde. Ich küsste und drückte ihn fest an mich, damit wenigstens er sich beruhigte. Dann betete ich laut, immer den gleichen Satz: «Lieber Gott, lass uns alle am Leben. Gib mir meine Mama wieder!»

Ich kann nicht sagen, wie lange ich in dem Flammenkreis gesessen habe. In Todesangst hat man kein Gefühl für Zeit.

Als ich endlich den Sirenton hörte, der Entwarnung bedeutete, kamen auch die Leute aus dem Bunker zurück.

Ich stammelte: «Sucht meine Mutter!»

Sie fanden sie ungefähr 30 Meter von mir entfernt, bewusstlos im Acker liegend. Sie war, als die Sprengbombe aufschlug, durch die Druckwelle dorthin geschleudert worden. Meine Mutter hatte eine Platzwunde am Kopf und eine Gehirnerschütterung. Zwei Nachbarinnen brachten sie vorsichtig auf einem Leiterwagen zurück. Unser Haus hatte zwar zersplitterte Fensterscheiben, und die Haustüre lag im Vorgarten, aber wir hatten wieder Glück gehabt, es war stehengeblieben.



In dieser Nacht musste ich mit meinen sechs Jahren erfahren, was Todesangst bedeutet. Aus meiner Lage gab es kein Entrinnen. Wohin hätte ich auch in dunkler Nacht und ohne meine Mutter gehen sollen? Wenn sie mich gesucht hätte, dann doch da, wo man uns auseinandergerissen hatte. Die Verantwortung für das Baby, das hilflos in meinem Arm lag, gab mir Mut und Kraft. Das Beten und der Glaube an Gott haben mir geholfen, diese furchtbaren Stunden zu überstehen.

Heute weiss ich, es war nicht das Resultat meines Wunschkens, dass meine Mutter damals überlebte, so sehr mein Kinderherz dies auch erhoffte. Es war wohl eine Fügung Gottes.

Karl Huth

Mein amerikanischer Freund

Geboren wurde ich im Sommer des Jahres 1938. Die ersten Jahre meines Lebens verbrachte ich in Langendiebach, heute ein Ortsteil von Erlensee bei Hanau. Bewusst erinnere ich mich bis in das Jahr 1943. In Langendiebach fuhren zur damaligen Zeit noch keine Autos. Unser Spielplatz war der gesamte Ort. Diese Freiheit genossen wir Kinder. Das gibt es heute so nicht mehr. Obwohl ich in sehr ärmlichen Verhältnissen aufwuchs, weiss ich das an meiner Kindheit zu schätzen. Aber der Krieg schnitt auch in unser Leben ein.

Zuvor waren schon vereinzelt Bomben im Raum Hanau gefallen, doch war dies kaum in unser Bewusstsein gedungen, und gesprochen wurde mit uns Kindern darüber ohnehin nicht. Das änderte sich ab Mitte des Jahres 1943. Immer öfter zogen Bomberverbände der Alliierten über uns hinweg – ich höre noch heute das dumpfe, gleichmässige Brummen der manchmal aus mehr als hundert Flugzeugen bestehenden Verbände –, und mehr und mehr bekam auch unser Ort die Kriegsauswirkungen zu spüren.

Da gab es nämlich (und gibt es noch heute) einen Fliegerhorst am Rande von Langendiebach und auch eine kleine Fabrik, in der nach meiner Kenntnis Rüstungsmaterial hergestellt wurde. Der Fliegerhorst war in den letzten beiden Kriegsjahren oft Ziel alliierter Bomber, die ihn meist mit einem Bombenteppich belegten.

Wie eine endlose Reihe schwarzer Punkte sah ich von unserem Haus aus die Bomben zur Erde fallen, wir wohnten ja nur etwa 1'500 Meter entfernt. Und von unserem Hof aus beobachtete ich in geringer Höhe über mir die Tiefflieger, wie sie die kleine Fabrik angriffen. Trotzdem wurde in Langendiebach, so weit ich mich erinnern kann, nur ein einziges Haus total zerstört. Aber an vielen anderen Häusern entstanden Schäden durch Granatsplitter, auch in unserem Hof fand ich eine ganze Menge davon.

Anfang September 1944 war ich eingeschult worden. Was dann geschah, wurde am 18. März 1995 in einer Sonderbeilage des Hanauer Anzeigers wie folgt geschildert: «Dann, am 9. September 1944, warf ein Jagdbomber ein oder zwei Bomben auf die Fliegerhorst-Siedlung in Langendiebach. Dabei wurde ein Kind getötet, eine Frau starb später an ihren Verletzungen, und weitere Kinder erlitten Verletzungen.»

Der getötete Junge war eine Woche vorher mit mir eingeschult worden. Dieses Geschehen und die Beerdigung des Jungen war meine erste Begegnung mit dem Tod.

Ende November 1944 klopfte es bei uns energisch an der Haustür. Ich bemerkte, wie meine Mutter zusammenzuckte und blass wurde, als ob sie Böses ahnte. Draussen stand mein Onkel und brachte die Nachricht, dass mein Vater, der vom Kriegsdienst freigestellt war, weil er in der Energieversorgung des grossen Hanauer Reifenwerkes Dunlop arbeitete, schwer verunglückt sei. Er lag querschnittsgelähmt in einem Hanauer Krankenhaus, wo er acht Wochen später an seinen Verletzungen starb.

Das war innerhalb weniger Monate meine zweite, weitaus tragischere Begegnung mit dem Tod.

Einen Luftschutzraum suchten meine Mutter und ich während des gesamten Krieges höchstens drei- bis viermal auf. Aber was heisst schon Luftschutzraum! Es handelte sich um einen als sol-

chen ausgewiesenen Kellerraum unter dem Heuboden in der Scheune unseres Nachbarn, in den man von der Tenne aus gelangte. Ich nahm dann immer eine kleine schwarze Tasche mit, in der ich meine «Kostbarkeiten» verstaut hatte, eben solche Dinge, die ein Junge normalerweise in der Hosentasche hat.

Einen schweren Bombenangriff erlebte ich bei einer Bombardierung Frankfurts im Oktober oder November 1944.

Zu Besuch bei einer Tante in Frankfurt-Fechenheim, liefen wir, als die Sirenen heulten, zu einem Luftschutzbunker. Auf dem Weg dorthin sah ich all die bunten Lichter, «Schirmchen» genannt, die zur Markierung des Zieles von feindlichen Fliegern an den Himmel gestellt worden waren.

Im Bunker sassen die Leute eng aneinandergedrängt, schweigsam, mit ernsten und ängstlichen Gesichtern und lauschten den Bombeneinschlägen. Nach etwa zwei Stunden gab es Entwarnung, und wir konnten in die Wohnung meiner Tante zurückkehren.

Ein weiteres Erlebnis ist ganz deutlich in meiner Erinnerung geblieben: Am Morgen des 20. März 1945 sah ich aus dem Fenster unzählige verkohlte Papierfetzen in der Luft schweben. Sie sanken langsam zu Boden, der bereits über und über mit solchen Papierfetzen bedeckt war. Was war geschehen?

Am Abend des 19. März 1945 wurde Hanau schwer bombardiert und die Innenstadt fast völlig zerstört. Dabei war brennendes Papier durch den Auftrieb der Brände in die Höhe gewirbelt worden, und nun sank es nach Stunden langsam in der weiteren Umgebung nieder.

Auch Luftkämpfe beobachteten wir. Wir sahen, wie sich die Flugzeuge umkreisten, sich beschossen und wie Trümmer der Flugzeuge vom Himmel fielen. Und wir erblickten auch Piloten, die sich mit Fallschirmen retteten.

Am Palmsonntag 1945 wurde in Bruchköbel, etwa fünf Kilometer von Langendiebach entfernt, mein Cousin konfirmiert. Meine Mutter und ich fuhren mit dem Fahrrad hin. Ich sass auf dem Gepäckträger, denn ein eigenes Fahrrad war mir erst 1948 beschieden, und fahren konnte ich auch noch nicht. Unterwegs hielten wir mehrmals an, um im Strassengraben vor feindlichen Jägern Schutz zu suchen, die über uns hinwegflogen. Nach dem Gottesdienst mussten wir, gerade als wir die Kirche verliessen, in einen nahegelegenen Luftschutzraum flüchten, weil der Bahnhof von Bruchköbel angegriffen wurde. Ziel war ein Munitionszug, der dort stand.

Später erfolgte ein weiterer Angriff. Wir begaben uns erneut in einen Luftschutzraum, diesmal war es ein Bunker, der in den Bahndamm eingebaut war. Nach dem Angriff wurde der beschädigte Munitionszug direkt über den Luftschutzbunker rangiert. Das brachte die Leute auf die Palme. Einige kletterten den Bahndamm hoch und redeten auf den Lokführer ein, bis dieser den Zug weiter entfernt abstellte.

Auf dem Heimweg von der Konfirmation begleitete uns mein Onkel bis an den Ortsrand von Langendiebach. Deutlich war schon der Kanonendonner der anrückenden Amerikaner zu hören, es war also nur noch eine Frage der Zeit, bis sie auch bei uns waren.

Und dann war irgendwann im April der Krieg für uns zu Ende. Auf Geheiss der Ortsverwaltung hatten wir alle ein grosses weisses Tuch aus dem Fenster gehängt und harrten der Dinge, die da auf uns zukamen.

Den Erwachsenen war recht mulmig zumute, das merkten wir Kinder ganz deutlich. Aber das war auch kein Wunder, keiner wusste, was ihn erwartete.

Doch dann war alles ganz schnell vorbei: Die Amerikaner zogen in den Ort ein, ein Unverbesserlicher gab im Ortskern noch ein paar Schüsse ab, was alle noch einmal zum Zittern brachte, denn sie fürchteten Vergeltungsmassnahmen der Amerikaner.

Der Schütze wurde von den Soldaten verwundet und abtransportiert, dann war Ruhe.

Ein paar Tage später wurde unser Haus beschlagnahmt, und wir schliefen einige Tage bei einer Tante am anderen Ende des Ortes. Von dort sah ich zwei Tage lang eine schier endlose Kolonne von Panzern, Lastwagen, Jeeps und anderen Fahrzeugen der Amerikaner vorbeiziehen.

Die Amerikaner besetzten natürlich den Fliegerhorst einschliesslich der dazugehörigen Siedlung. Das beschlagnahmte Terrain zog sich bis an den Ort zu einer Turnhalle. Etwa in der Mitte einer grossen Rasenfläche vor dieser Turnhalle verlief die Absperrung. Hier wurde auch Essen für die amerikanischen Soldaten ausgegeben.

Wir Kinder trieben uns ständig vor der Absperrung herum, obwohl es uns die Eltern verboten hatten. So gelang es uns oft, ein Stück Weissbrot oder einen Kaugummi zu ergattern.

Das Grösste war natürlich ein Stückchen Schokolade.

Die amerikanischen Soldaten waren sehr freundlich zu uns Kindern und unterhielten sich mit uns, als sie mehr und mehr deutsche Wörter kannten. Wir revanchierten uns, indem wir ihnen Anstecknadeln besorgten, die wir irgendwo aufgabelten. Darauf waren sie ganz scharf. Es waren aber keine Anstecknadeln mit Hakenkreuz, die durfte ja niemand mehr besitzen.

Eines Tages war ich mit meiner Mutter bei Bekannten zum Geburtstag. Das Haus nebenan war von den Amerikanern beschlagnahmt. Davor war eine Mauer mit einem Eisenzaun. Ich turnte mit andern Kinder, die ebenfalls auf dieser Geburtstagsfeier waren, an diesem Zaun herum.

Plötzlich rief ein Amerikaner aus dem Fenster «Hallo» und winkte. Da sonst keiner von uns wollte, kletterte ich über den Zaun und lief über den Rasen bis an das Fenster. Der Soldat reichte mit seinen Armen herunter und zog mich durch das Fenster nach innen. Ich bekam Limonade und Kekse.

Da hörte ich draussen meine Mutter ganz aufgeregt nach mir rufen. Sie hatte mich gesucht und von den anderen Kindern erfahren, wo ich war. Ich lief ans Fenster und sie bedeutete mir, sofort herauszukommen. Ein Amerikaner hob mich hinunter, ich kletterte wieder über den Zaun und ging mit meiner Mutter zurück. Dabei schimpfte sie natürlich kräftig mit mir.

Etwas später klopfte es bei unseren Bekannten an der Tür. Auf das «Herein» betrat einer der amerikanischen Soldaten, es war ein Captain, wie wir später erfuhren, das Wohnzimmer und entschuldigte sich bei meiner Mutter in gebrochenem Deutsch dafür, dass sie ihr mit meinem Verschwinden einen Schrecken eingejagt hatten.

Er wurde eingeladen, sich zu setzen, was er auch tat. Mitgebracht hatte er eine grosse Büchse Kekse, die er uns allen anbot. Es entwickelte sich eine angeregte Unterhaltung, und als meine Mutter mit mir vor 20 Uhr nach Hause wollte, da ja noch Sperrstunde war, bedeutete er uns, ruhig noch zu bleiben. Gegen 22 Uhr begleitete er meine Mutter und mich nach Hause, falls wir unterwegs einer amerikanischen Patrouille begegnen sollten.

Ich habe diesen Captain, den ich meinen «amerikanischen Freund» nannte und dessen Namen ich leider vergessen habe, noch mehrmals an der Absperrung zur Turnhalle getroffen, und jedesmal hatte er etwas für mich. Bis er dann eines Tages verschwunden blieb. Vermutlich war er versetzt worden.

So vergingen die ersten drei Nachkriegsjahre. Einmal bekamen wir vom Bürgermeisteramt ein «Care-Paket», das wir uns mit einer anderen Familie teilen durften. Und immer faszinierte uns Kinder alles, was mit den Amerikanern zusammenhing. Wenn es in Ortsnähe Übungen oder Teilmanöver gab, waren wir dabei und schauten zu.

Vor Weihnachten veranstalteten die Amerikaner für ihre Familien auf dem Fliegerhorst in einer grossen Halle eine Weih-

nachtsfeier. Dazu waren auch Kinder aus unserem Ort eingeladen. Auch ich durfte daran teilnehmen.

Der grosse Raum war festlich hergerichtet, ein grosser, bunt geschmückter Weihnachtsbaum stand darin. Es gab zu essen und zu trinken und kleine Darbietungen. Danach kam der Nikolaus und verteilte Tüten mit Plätzchen und kleinen Geschenken. Für mich war dies immer ein Erlebnis.

Nach einer solchen Weihnachtsfeier endete meine Zeit in Langendiebach. Wir zogen nämlich um nach Bruchköbel.

Das geschah eine Woche vor Weihnachten im Jahre 1948. Es war ein Samstag. Ich war nachmittags wieder zu der Weihnachtsfeier auf dem Fliegerhorst eingeladen, erlebte dort ein paar schöne Stunden und wurde unmittelbar nach der Feier abgeholt und zu meiner Mutter nach Bruchköbel in die neue Wohnung gefahren.

[Bonn – Lessen-Gross Aga, Thüringen;
1944-1948 I 1949-1959]

Luise Rüth

Ein Stück Brot

Warum kann ich kein Stück trockenes Brot fortwerfen?

Ich bin 55 Jahre alt, und noch immer habe ich eine fast abhängige Beziehung zu einer Schnitte Brot. Dabei ist es 50 Jahre her, dass dieses Gefühl, nichts verschwenden zu dürfen und der Wunsch, nie wieder zu hungern, feste Bestandteile meines Lebens waren.

Damals war Brot etwas unendlich Kostbares, Lebensnotwendiges, was täglich erkämpft, erarbeitet oder erbettelt werden musste.

Mein Vater diente als Soldat an der Ostfront. Gleich bei Ausbruch des Krieges wurde er zur Wehrmacht eingezogen. Ich kannte ihn nicht. Er hat mich nur einmal als Baby gesehen, als er auf Fronturlaub in der Heimat war. Erst mit acht Jahren sollte ich ihn zum ersten Mal sehen. In vielen Briefen an meine Mutter mahnte er uns, in den Osten zu ziehen. Damals dachte er, dort wäre keine Gefahr, kein feindliches Bombergeschwader würde dort auftauchen.

Im November 1944 verliessen wir Bonn. Wir, das waren meine Tante mit zwei kleinen Kindern, meine Mutter und ich. Damals war ich gerade drei Jahre alt geworden. Bis zu diesem Ereignis reichen meine Erinnerungen zurück.

Unsere kleine Gemeinschaft lebte fortan auf einem grossen Bauernhof in Lessen-Gross Aga in Thüringen. Dort waren wir zwangseinquartiert.

Das tägliche Leben war nicht leicht für meine Tante und meine Mutter. Jeden Tag mussten sie auf den Feldern arbeiten, was ungewohnt und sehr schwer für sie war. Weil der Bauer uns fünf zu ernähren hatte, als Gegenleistung aber nur zwei schlechte Arbeitskräfte bekam, gab es oft Querelen, manchmal sogar Streit.

Für mich war der Bauernhof mit all seinen Gebäuden, Feldern und dem Wald ein idealer Spielplatz. Besonders liebte ich die Tiere. Wenn meine Mutter mich abends suchte, fand sie mich meist im Stall zwischen den Gänsen, Hühnern oder Kaninchen. Schnell wusste ich, wo die Brotkammer war. Meistens bediente ich mich selbst mit ausreichend frischem Brot. Nach anfänglichen Bedenken, das Wort Diebstahl mochte meine Mutter in diesem Zusammenhang nicht aussprechen, duldeten sie es, ohne später darüber zu reden. So bekamen meine Tante und vor allem die Kinder eine zusätzliche Brotration.

So ging es bis zu unserem überstürzten Aufbruch, verursacht durch die näherrückende russische Armee. Da fortan die Gefahr im Osten noch grösser als in unserer Heimat war, flohen wir wieder zurück.

Nun waren wir zu Fuss auf der Flucht vor den Russen. Wir gehörten zum Strom der Hungernden, der gen Westen über das Land zog. Hungrig, frierend und bettelnd liefen wir von Dorf zu Dorf, immer Richtung Hoffnung und Heimat. All unsere Habe trugen wir am Körper. Mein grösster Besitz war ein kleiner Rucksack mit einem winzigen Federkissen, der mir nachts als Kopfkissen diente.

Häufig hatten wir unangenehme Begegnungen mit den Bauern, an deren Höfen wir vorbeikamen. Da auch ihre Vorräte dahinschmolzen, wurden wir abgewiesen oder machten Bekanntschaft mit ihren Hunden, bevor wir die Bauernküche betreten konnten.

Aber es gab auch Tage, an denen das Glück in Gestalt einer mitleidigen Bäuerin zurückkehrte, die, gerührt von unserem An-

blick, Brot an uns unterernährte Kinder verteilte.

Weil das Brot meist schon sehr trocken war, musste ich sehr lange kauen. Dabei entschied ich mich eines Tages, ein Stück in meinen Rucksack zu legen. Ich hatte nun einen Vorrat, von dem ich morgen zehren konnte...

Jeden Tag erzählte meine Mutter von Zuhause. Wenn ich abends auf meinem Rucksackkissen lag, malte ich mir aus, wie es dort wohl sein könnte. Ich war auf meine Vorstellungen und die Erzählungen meiner Mutter angewiesen, da ich mich nicht an unsere alte Wohnung erinnern konnte.

Nach etwa fünf Wochen, im Oktober 1945, waren wir wieder in der Stadt, die einmal unsere Heimat gewesen war, angelangt. Unser Haus stand noch. Die Bomben hatten es verschont. Ich merkte meiner Mutter die Erleichterung darüber an. Jedoch mussten wir beim Betreten der Wohnung feststellen, dass die ganze Einrichtung von anderen Flüchtlingen geplündert worden war. Meine Familie hatte keinen Anspruch mehr auf ihre eigenen Möbel, weil sie seinerzeit die Wohnung freiwillig aufgegeben hatte.

Die erste Nacht verbrachten wir im Treppenhaus. Meine Tante bat den Hausverwalter um eine Tasse warmes Wasser – unser Abendessen. Am nächsten Tag bekamen wir eine kleine Dachkammer zugewiesen, die nun für mehrere Jahre mein Zuhause werden sollte.

1948, als ich sechs Jahre alt war, begann ich, für unser tägliches Brot zu sorgen. Meine Mutter war krank geworden, und ihr Lebensmut schien sie verlassen zu haben. Von meinem Vater bekamen wir seit Jahren kein Lebenszeichen mehr. So musste ich für meine Mutter und mich sorgen. In die Schule durfte ich nicht gehen, weil ich lungenkrank war.

Den ganzen Tag über streifte ich durch die Stadt, immer auf der Suche nach Zigarettenkippen und Brennholz. Den Tabak aus den Kippen sammelte ich sorgfältig in einer Blechdose. Das Brennholz bündelte ich und tauschte beides gegen Brot. Niemals wollte ich etwas anderes als Brot.

Wenn wir an Sommertagen am Rande der Stadt an Getreidefeldern vorbeispazierten, erklärte mir meine Mutter, wie aus wogenden Feldern das Mehl für das tägliche Brot wurde. Auf meine Frage, wem denn die Brotfelder gehörten, antwortete sie: «Natürlich den Bauern.»

Damals wollte ich unbedingt einen Bauern heiraten, um immer genug Brot zu besitzen.



Weihnachten 1949 besuchten uns meine Grosseltern. Mein Grossvater arbeitete im Braunkohlebergbau auf dem Land. Sie hatten ein kleines eigenes Haus mit einem Garten. Wie damals üblich, versorgten sie sich zum grössten Teil selbst. Sie hatten Hühner, Kaninchen und jedes Jahr ein fettes Schwein, das zum Weihnachtsfest geschlachtet wurde.

Ich war sehr neugierig, als Grossvater seinen riesigen Koffer öffnete. Was für Köstlichkeiten kamen da zum Vorschein: selbstgebackenes Brot, weich und herrlich duftend, pralle Würste und eingelegtes Obst. Meine Grossmutter hatte selbstgebackene Plätzchen mit rotem Zuckerguss und bunten Bonbonperlen mitgebracht, und zum Heizen hatten sie ausserdem einige Briketts dabei. Es war warm in unserer Dachkammer, und wir hatten satt zu essen. Es wurde mein schönstes Weihnachtsfest.

Von nun an wurde ich regelmässig zu den Grosseltern aufs Land geschickt, um meine Lungenkrankheit zu kurieren. Jeden Tag konnte ich mich sattessen, ohne etwas dafür tun zu müssen. Abends lief ich oft meinem Grossvater entgegen, wenn er aus der Kohlengrube heimkam. Er gab mir seine Butterbrotdose. Dort verwahrte er immer noch eine Schnitte für mich, die ich dann mit Genuss ass.

Im Sommer 1950 kehrte mein Vater aus russischer Gefangenschaft zurück. Er war krank an Leib und Seele. Als er schliesslich nach zwei Jahren wieder seinen Beruf ausüben konnte, hatte für uns die Not um das tägliche Brot ein Ende.

1954 verstarb mein Vater – wahrscheinlich an den Folgen des Krieges und der Unterernährung in Sibirien. Meine Mutter verkraftete diesen erneuten Rückschlag nicht, und ich musste wieder die Verantwortung für meine Familie, die inzwischen um ein kleines Schwesterchen angewachsen war, übernehmen.

1959, mit 17 Jahren, lernte ich meinen zukünftigen Mann kennen. Er war Bauer, wie ich es mir als Kind gewünscht hatte. Die Wochenenden verbrachte ich mit meiner kranken Mutter und meiner Schwester oft bei ihm. Wir wurden mit der allergrössten Herzlichkeit aufgenommen. Montags kehrten wir mit einem grossen Paket Schinkenbröte, die auch bei meinen Kolleginnen sehr begehrt waren, zurück in die Stadt.

Nach unserer Hochzeit stellten mein Mann und ich unser täglich Brot selber her: von der Saat bis zur Ernte des goldgelben Weizens, den wir zu duftendem Mehl mahlten, aus dem wir unser Brot backten.

Jedesmal nach der Geburt eines meiner Kinder, wenn ich es glücklich in meinen Armen hielt, ass ich eine Schnitte Brot und war dankbar für das Glück, das nun in mein Leben gekommen war. Bis heute hat es mich nicht verlassen.

Aber immer, wenn ich eine Schnitte Brot in den Händen halte, und sei sie noch so trocken, muss ich an meine Kindheit denken.

(Weitere Erinnerungen dieser Autorin finden Sie im Band «Kindheit 1945-1950» der Reihe ZEITGUT

[Beuthen*), Oberschlesien;
1939-1945]

Werner Jarczyk

Vorübergehend Kampfgebiet!

Ich kann mich bemühen wie ich will, meine erste Erinnerung bleibt an einem Nachttopf hängen.

Ich bin im September 1936 geboren und war etwa drei Jahre alt, als sich unser Vater von meinen drei Brüdern, von mir, auf dem Nachttopf sitzend, und unserer Mutter verabschiedete. Was mir später bewusst wurde: Man hatte ihn als Soldat für den Polenfeldzug eingezogen.

Geboren wurde ich in Beuthen in Oberschlesien, eine Stadt, die damals schon über 100'000 Einwohner hatte und mitten im Kohlebergbaugesbiet liegt. Als Drittgeborener wuchs ich wohlbehütet in einer katholischen Familie auf. Wir wohnten in einer grossen Reihenhaussiedlung, hinter dem Haus hatten wir einen Garten mit einem gemauerten Hasen-, Hühner-, Entenstall und einem Spielplatz.

Der Vater war im Krieg, aber wir Kinder merkten nicht viel davon.

Etwas neidisch stand ich am Strassenrand, wenn die Hitlerjugend singend an mir vorbeimarschierte. Einige Mitmarschierer kannte ich aus der Nachbarschaft, und einer, der eine hohe Funktion bekleidete, wohnte unweit von uns. Als ich ihn einmal zackig mit «Heil Hitler» grüsste, erwiderte er, für mich sehr enttäuschend: «Grüss dich Gott, kleiner Mann!»

Hitlerjungen, Freunde meines grossen Bruders, wollten ihn einmal am Sonntag früh zu einer Veranstaltung abholen.

*) heute Bytom in Polen

Meine Mutter schickte sie mit der Bemerkung weg, dass der Junge zuerst in die Kirche müsse. Für meine Mutter gehörte es sich, dass ihre Söhne Ministranten wurden, und mein grosser Bruder sowie seine Freunde waren Ministranten.

Einmal war die Hitlerjugend unterwegs, und ein Freund meines Bruders musste zu einer kirchlichen Veranstaltung. Man wollte ihn nicht weglassen, und so entfernte er sich unerlaubt. Da hetzte der Jugendleiter etwa 20 junge Burschen hinter ihm her. Er konnte sich gerade noch in ein Haus retten. Die jungen Burschen standen in ihren Uniformen davor und forderten lautstark das Herauskommen ihres flüchtigen Mitstreiters. Als es der Hausbewohnerin zu bunt wurde, goss sie eine Schüssel Wasser auf die grölende Bande, und damit war die Angelegenheit erledigt.

Unsere Mutter besuchte fast täglich den morgendlichen Gottesdienst, und für uns Kinder war es ein Erlebnis, wenn uns die Mutter in der Vorweihnachtszeit in die Rorate-Messe, die um 6 Uhr begann, mitnahm.

Wegen möglicher feindlicher Flieger brannten keine Strassenlaternen, der Schnee unter den Füßen knirschte, und es war richtig unheimlich. Einmal übersah ich in der Dunkelheit einen an der Hauswand angebrachten Briefkasten und holte mir eine schmerzhaft Beule am Kopf (ein Briefkasten hängt heute noch, nach über 50 Jahren, an dieser Stelle).

Wie waren die Sommer schön für uns Kinder, wenn wir barfuss herumtollen konnten! Da wir von Kohlebergwerken umgeben waren, brachten Pferdefuhrwerke – später Ochsenkarren, weil die Pferde im Krieg benötigt wurden – direkt von den Gruben Kohle zu den Haushalten. Sie wurde vor den Kellerfenstern abgeladen und reingeschaufelt. Nicht nur deswegen lag überall Kohlenstaub, und wenn wir abends ins Bett sollten, waren unsere Fusssohlen schwarz und die Beine grau bis zu den Knien.

Von der Schulzeit erlebte ich die erste und zweite Klasse während des Krieges. Schulhefte gab es nur auf Bezugschein.

Man benötigte von der Schule eine Bescheinigung. Die Lehrer waren eingezogen, und ich hatte in den eineinhalb Jahren 19 Lehrer und Lehrerinnen. Sie wechselten ständig, weil auch Frauen als Flak-Helferinnen in den Krieg mussten.

Einmal hatten wir einen Lehrer, dem ein Arm fehlte, beim nächsten war der Fuss steif...

Eines Morgens hatten wir einen Pauker, der in deutscher Schrift an die Tafel schrieb und von uns verlangte, dies vorzulesen. Das konnte natürlich niemand, und die Schüler der ersten Reihe bekamen was mit dem Stock ab. Wegen der Strenge des Lehrers traute sich keiner zu sagen, dass wir diese Buchstaben nicht kannten. Der Lehrer kam dann selbst drauf.

Wenn wir unsere Hausaufgaben gut gemacht oder ordentlich vorgelesen hatten, bekamen wir «Fleissbildchen». Es waren Sammelbilder von Ritterkreuzträgern und ähnlichen Kriegshelden.

Ein Lehrer mochte mich besonders. Als ich einmal etwas zu seiner Frau in die Wohnung brachte, sagte sie, dass ich aussähe wie ihr Sohn als Kind, der im Krieg gefallen ist.

Ein besonderes Erlebnis für uns war es, wenn in der Schule Fliegeralarm geübt wurde. Die Lehrer liessen sich dann von den Schülern auf einer Trage nach unten schleppen.

Als kurz vor Kriegsende der Volkssturm aufgestellt wurde, sahen wir den unbeliebten Hausmeister unserer Schule, für uns schon ein alter Mann, in Uniform marschieren. Er tat uns nicht leid.

Die Schulunterbrechungen wegen Fliegeralarms waren für uns eine willkommene Abwechslung. Hinterher suchten wir nach Granatsplittern, die wir dann stolz verglichen.

Einmal sahen wir, wie während eines Fliegerangriffes ein Flugzeug, eine Rauchfahne hinter sich herziehend, immer tiefer sank und dann verschwand. Zuerst wollten wir zur Absturzstelle laufen, merkten aber bald, dass es bis dahin sehr weit war.

Wenn es nachts Fliegeralarm gab, war es interessant, zuzuschauen, wie die Scheinwerfer der deutschen FLAK-Stellungen die feindlichen Flieger von verschiedenen Seiten ins Visier nahmen und es für sie kaum ein Entkommen gab.

Wegen möglicher Bombenschäden wurden als Fluchtmöglichkeit in unseren Kellern Öffnungen in die Wände zu den Nachbarn geschlagen.

Unsere Mutter musste sich zum Ausheben von Schützengräben und Stellungen melden. Da sie aber keine Schaufel mitgenommen hatte – Schaufeln oder Spaten waren mitzubringen –, durfte sie wieder heim.

Trotz der Widrigkeiten gab es auch immer wieder angenehme Überraschungen. Zu meiner Erstkommunion 1944 brachte mir mein Opa eine Buttereremetorte, etwas, was ich noch nie gesehen, geschweige denn gegessen hatte.

Ein Nachbarsjunge war, wie man heute sagen würde, geistig leicht behindert. Wir merkten eigentlich nur, dass er etwas anders war als die anderen. 1944 wurde er, wie es hiess, zur «Kindererholung» abgeholt. Nach wenigen Tagen erhielt seine Mutter die Mitteilung, dass ihr Bub an einer Lungenentzündung verstorben sei.

Heute weiss ich, dass er als «unwertes Leben» Opfer der Euthanasie wurde.

Immer häufiger gab es Fliegeralarm, und die Front kam näher. Am 17. Januar 1945 suchte der Blockwart meine Mutter auf und übermittelte ihr, dass wir uns am nächsten Abend mit kleinem Gepäck am Bahnhof einfinden sollten, weil unsere Heimat vorübergehend Kampfgebiet werden könnte.

Mit vier Kindern zwischen sechs und 13 Jahren, Gepäck und einem ganz kleinen Holzpritschenwagen – die Räder hatten nur einen Durchmesser von zirka 15 Zentimetern – begaben wir uns zum Bahnhof.

Wer glaubt, dass wir Kinder traurig waren, hat sich getäuscht. Schliesslich fuhren wir ja nur zu Verwandten und aus-

serdem hatten wir am Vorabend den gesüssten Kakao in einem Glas in der Küche aufgeessen, was die Mutter noch nicht bemerkt hatte.

Am Bahnhof herrschte reges Treiben. Besonders viele Halbwüchsige in Uniform warteten auf ihren ersten Fronteinsatz.

Wir wurden in einen Zug verfrachtet, der uns zu Verwandten nach Niederschlesien, in die Nähe von Neisse, brachte.

Das Wägelchen haben wir am Ziel unserer Reise verflucht. Versucht mal, ein etwa 20 Zentimeter hohes Holzwägelchen im Tiefschnee mit einem Koffer drauf zu ziehen!

Wir hatten uns auf dem Weg vom Bahnhof Wartha zu unseren Verwandten nach Briesnitz total verlaufen. Im Winter war unsere Mutter lange nicht mehr dort gewesen und sonst immer mit dem Pferdewagen abgeholt worden. Total erschöpft kamen wir abends bei unseren Verwandten an, wo wir vorläufig bleiben konnten.

[Fretter, Sauerland; Winter
1941 / Herbst 1944]

Rochus Theodor Rhode

Der Schokoladenkäfer

Es war im Winter 1941, als ich sechs Jahre alt war. Wir hatten damals auf dem Flur einen grossen Schrank stehen. Dieser war für mich als Kind voller Geheimnisse. Er war immer verschlossen. Es gab auch keinen Schlüssel. Den hatte meine Mutter irgendwo versteckt.

Bis dahin hatte ich nie erlebt, dass jemand den Schrank geöffnet hätte, sei es auch nur, um einen Hut, einen Mantel oder ein wichtiges Buch für den Kirchgang zu holen. Er war so nutzlos wie ein Mauervorsprung, und doch bildete ich mir ein, hier wären unendliche Schätze verborgen.

An einem Nachmittag machten meine Mutter und meine Oma den Schrank auf. Ich bemerkte es nur, weil ein Getuschel, Gemurmelt und eigenartige Geräusche aus dem Flur zu hören waren. Als ich hinzukam, lag schon ein Stapel von Kleidungsstücken auf dem Boden, die aussortiert wurden. Ich wollte auch in dieses Wunderland schauen, wo es so geheimnisvolle Sachen gab.

Meine Mutter griff in einen Pelzmuff und zog daraus hervor einen grossen Marienkäfer aus Schokolade. Er war rot und mit Goldpapier umhüllt und so gross wie meine Kinderhand.

Ich werde nie vergessen, wie meine Mutter sagte: «Dies ist die letzte Schokolade, die es für dich gibt, bis der Krieg aufhört.»

Ich verstand das nicht, ebenso, warum wir die schönen Sachen weggeben sollten, die aussortiert im Flur lagen?

Meine Mutter gab mir zur Antwort: «Wir müssen diese Sachen weggeben, sonst meinen die Goldfasane*), wir würden Hitler nicht lieben, und das wäre überhaupt nicht gut für uns.»

Dabei glaubte ich, alle würden Hitler lieben, und ich fand es komisch, dass meine Mutter und meine Oma ihn nicht lieben sollten.

Ich bin dann auf den Speicher gegangen und habe vor meiner Schwester und meinem Bruder meinen Schatz versteckt. Wenn es eben ging, habe ich in den Tagen danach immer ein kleines Stückchen abgebrochen, es genossen, und, als es immer weniger wurde, auf das Ende des Krieges gewartet. Das Stanniolpapier habe ich aufgehoben und in einen Karton getan, als Sammlung für die «Heidenkinder».

Meine Mutter hatte Unrecht: Obwohl Krieg war, habe ich noch einmal Schokolade gegessen.

Im Herbst 1944 hatten wir eine Einquartierung von Soldaten. Mein Freund wurde ein junger Panzersoldat der Waffen-SS, der fast einen Monat bei uns wohnte. Er kam aus Rumänien und hiess Hans Pastor. Ich fand es lustig, dass man zu jemand «Pastor» sagen soll, obwohl er keiner ist. Dabei war er keine 18 Jahre alt.

Ich wusste, dass Soldaten bei ihrer Notration auch Schokolade hatten. Darum habe ich gebettelt.

Er sagte mir immer wieder: «Ich habe keine Schokolade, und wenn, darf ich dir keine geben.»

Ich dachte nur an Schokolade und an nichts anderes.

An einem Abend kam er zu mir: «Ich habe etwas für dich, gehen wir in den Holzschuppen.»

*) Umgangssprachliche Bezeichnung für die Sonderführer der NSDAP, die gelbe Uniformen trugen.

«Hier stört uns keiner», sagte er dort zu mir. «Morgen muss ich an die Front, und ich glaube kaum, dass wir uns wiedersehen. Ich habe noch etwas für dich.»

Beide setzten wir uns auf einen Holzstapel. Er nahm seine Notration, brach sie auf und nahm eine runde Dose heraus. Darauf stand: «Schoco-Cola». In mehreren Schichten lag, was ich immer so begehrt hatte!

Schweigend sassen wir nebeneinander und assen die Dose leer, und jeder wusste, dass wir uns nicht wiedersehen würden.

Er seufzte uns sprach: «Wo ich hin muss, brauche ich keine Schokolade mehr ... Wenn mein Leutnant wüsste, was wir jetzt gemacht haben, würde ich sehr hart bestraft werden. Dies ist unser grosses Geheimnis.»

Wir hörten, dass die Division in den Bereich Aachen kam. Bei den Kämpfen dort gab es für die Deutschen ungeheure Verluste.

Ich habe nie wieder etwas von meinem Freund mit den lustigen, verschmitzten Augen gehört. Das Schokoladengeheimnis blieb unter uns, für ihn vermutlich bis in den Tod.

[Berlin – Prag – Schüttenhofen*), Südwest-Böhmen;
Herbst 1944-März 1945]

Evelyn Steudel

Gebrannte Kinder

1944 sollte ich aufs Gymnasium gehen. Aber in Berlin-Kreuzberg und den angrenzenden Bezirken waren alle Schulen in sichere Gebiete evakuiert worden, auch die Martin-Luther-Oberschule vom Tempelhofer Weg. Und als die Amerikaner in Frankreich gelandet waren und die Ostpreussen bereits zu fliehen begannen, da schickten uns unsere Eltern, getreu dem Aufruf des Führers, in das «bombensichere» Gebiet Tschechoslowakei ins KLV-Lager. Zehn kleine Mädchen von zehn Jahren waren wir, die Neuaufnahmen der Klasse 1. Eine Führerin sollte uns über Prag nach Schüttenhofen bringen.

Aber warum wir nicht einfach durchfahren, sondern drei Wochen in Prag Station machten, blieb eines der Geheimnisse meines jungen Lebens. In der YMCA mitten in der Stadt waren wir untergebracht. Einerseits fand ich es himmlisch, dort nachts ohne Fliegeralarm durchschlafen zu können, andererseits ängstigte mich diese grosse, fremde Stadt. Sie war vollgestopft mit Menschen, die Deutsch oder Tschechisch sprachen. Durch die Strassen marschierten kolonnenweise singende deutsche Soldaten: «Schwarzbraun ist die Haselnuss», «O, du schönhöner Wehehesterwald», Fahnen über Fahnen an allen Gebäuden, aus vielen Fenstern, rot mit schwarzen Hakenkreuzen auf weissem Grund.

Täglich mussten auch wir Knirpse durch Prag marschieren. Überall Hektik, fremde Strassenzüge, Unbekanntes, Drohendes.

*) heute Sušice in Tschechien

Die Angst, in dem Gewühle verloren zu gehen und nicht zu wissen, wo ich wohnte, war stets gegenwärtig.

Am liebsten ging ich zur Moldaubrücke. Da stand die Statue von Johann von Nepomuk. Wir lernten seine Lebensgeschichte im Lied, sangen sein Lied auf der Brücke, unter uns floss die Moldau, und jedes Mal musste ich bitterlich darüber weinen: Wie konnte ein König so grausam sein und ihn in die Moldau werfen lassen, bloss weil er die Beichte der Königin nicht verraten hatte? Armer Johann von Nepomuk!

Nach drei Wochen Prag-Aufenthalt kamen wir zehn kleinen Mädchen endlich in Schüttenhofen im KLV-Lager an. Das kleine, altertümliche Hotel «Pod Strazi» lag am Fluss Ottawa, hier waren 120 Mädchen, 30 Lehrer und Führerinnen untergebracht.

Bald stellte sich heraus, dass ich von allen das Schlusslicht war: Die Jüngste, die Kleinste und die Letzte im Alphabet. Das bedeutete: zwölf Tage zu jung, um bei den Jungmädchen aufgenommen zu werden – als einzige durfte ich bei Fahnenappellen kein Halstuch und keinen braunen Knoten tragen. Ich schämte mich in meiner eigenen weissen Bluse und dem dunkelblauen Faltenrock. Zu klein, um bei Sportwettkämpfen über das hohe Pferd springen zu können, und auf allen Listen stand ich mit meinem Mädchennamen Zobel unweigerlich als letzte. So gaben sie mir dann alle, einschliesslich der Lehrer, den Namen «Krümel». Zwei Jahre lang fühlte ich mich wie der letzte Krümel der Weltgeschichte.

Das letzte Kriegsweihnachtsfest 1944/45 feierte unsere Schule als Sonnenwendfest. Meine Grossmutter war entsetzt, als ich ihr das schrieb. Ein Weihnachtsfest ohne die Weihnachtsgeschichte – für sie undenkbar.

«Wenn der Führer das auch noch auf sein Gewissen lädt», schrieb sie mir, «dass ihr Kinder unterm Weihnachtsbaum nicht die Weihnachtsgeschichte aufsagen dürft, dann kommt der ganz bestimmt nicht in den Himmel.»

Grossmutter wusste immer alles genau. Ich grübelte, was der

Führer wohl sonst noch alles auf dem Gewissen hatte, wagte es aber nicht, mit jemandem darüber zu sprechen.

So feierten wir also das Sonnenwendfest!

Alle 120 Mädchen standen im Karree wie weibliche Zinnsoldaten und sangen: «Hohe Nacht der klaren Sterne, die wie weite Brücken stehn, über einer tiefen Ferne drüber uns're Herzen gehn.»

Mich überzog bei diesem Singsang ein ehrfurchtsvoller Schauer, aber ich wusste nicht, warum. Draussen unterm Sternenhimmel war es kalt und schaurig schön. Aber warum wir diese Nachtwanderungen immer im Schweigemarsch zurücklegen mussten, verstand ich, wie so vieles andere, auch nicht.

Ab Januar 1945 wurde die Post unserer Eltern spärlicher. Manchmal erreichte die Schule die Nachricht, dass Eltern bei Bombenangriffen umgekommen waren. Wir standen dann alle auf zu einer Schweigeminute. Jede hatte Angst, dass es beim nächsten Mal sie treffen könnte. Dass ihre Häuser ausgebombt, aber die Eltern zumindest in Sicherheit waren, kam nun immer öfter vor. Auch mich traf es.

Langsam füllten sich die Strassen der kleinen tschechischen Stadt mit Banater Flüchtlingen. Irgendwann wurde uns verboten, allein auf die Strasse zu gehen. «Es ist gefährlich», hiess es nur. Etwas Gewaltiges, aber nichts Gutes war in Bewegung geraten, und niemand erklärte es uns.

«Ihr seid noch zu klein dafür», sagten sie.

Ab und zu schnappten wir etwas auf. Die eine hörte dies, die andere das. Nachts, im dunklen Schlafsaal, flüsterten wir uns alles zu. Ein Mädchen hatte etwas ganz Schlimmes genau gehört: Wenn wir den Krieg verlieren, bekommen alle deutschen Kinder von den Tschechen ein Hakenkreuz in die Stirn gebrannt!

Da lagen wir im Dunkeln, betasteten unsere Stirnen und fragten uns, wie weh das wohl tun würde. Ein Mädchen hatte das schon mal bei einem Rind gesehen, dem ein Zeichen in den Rü-

cken gebrannt wurde. «Und die Rinder haben das auch immer überlebt», sagte sie, «warum nicht wir Kinder?» Wir würden dann andere Haarfrisuren tragen, mit Ponys im Gesicht. Hauptsache, das Gehirn geht nicht kaputt dabei.



Im KLV-Lager nannten mich alle nur «Krümel» – mit meinen 10 Jahren war ich die Jüngste, zudem die Kleinste und die Letzte im Alphabet.

Aber vielleicht verlieren wir den Krieg gar nicht, denn der Führer hat ja noch die V 2. Die holt er aber erst ganz zum Schluss raus, dann werden unsere Feinde sich noch wundem. Und dann kriegen wir auch kein Hakenkreuz in die Stirn gebrannt. Ja, davor wird uns die V 2 bewahren...

(Weitere Erinnerungen dieser Autorin finden Sie im Band «Kindheit 1945-1950» der Reihe ZEITGUT

[Köslin*), Pommern;
Januar 1945]

Astrid Schäfer

Der Lazarettzug

Warum hat Mutter so lange gewartet? Heute weiss ich, dass es die übergrosse Angst davor war, eine scheinbare Sicherheit aufzugeben und im Winter 1945 mit vier kleinen Kindern ins Unge-
wisse aufzubrechen.

Ich lebte mit der Mutter, der Grossmutter und den drei Brüdern während des Krieges an der pommerschen Ostseeküste in Jamnel. Meine Familie besass ein Sommerhaus direkt am Meer und eine Stadtwohnung in Köslin.

Auf dem Land litten wir keine Not, da wir Gemüse, Milch, Eier und Kartoffeln von dem nahen Gut des Grafen Henning von Borke bekamen. Der Name ist mir so sicher im Gedächtnis, da meine Mutter ihn häufig erwähnte und mein jüngster Bruder den Vornamen dieses Mannes erhielt.

Aus den Grossstädten Berlin und Hamburg wurden Cousinen und Cousins zu uns aufs Land geschickt. Für sie waren die Städte, in denen Hunger und Gewalt lauerten, zu gefährlich geworden. Mein Vater war, wie alle Väter, irgendwo für das Vaterland unterwegs. An seine Besuche habe ich keine Erinnerung, er hatte sich für mich in den Nebeln des Krieges aufgelöst.

In diesem ungewöhnlich kalten Januar mit minus 30 Grad, mein kleiner Bruder war gerade fünf Monate alt, hörte ich die Erwachsenen reden: «Wir müssen weg, die Russen kommen, es ist die letzte Möglichkeit.»

*) heute Koszalin in Polen

Wer sind die Russen, und warum müssen wir weg? dachte ich. Als kleines Mädchen verstand ich die Gespräche der Erwachsenen nicht.

– Bis eines Morgens alles aus den Fugen geriet. Ich und meine drei Geschwister wurden früh geweckt, doppelt und dreifach angezogen, einige Koffer waren schon gepackt. Meine Mutter nähte Geld, Papiere und Schmuck in das Futter des Kinderwagens ein. Ich stolperte mit einer nervösen Grossmutter, einer uns antreibenden Mutter und einem schreienden kleinen Bruder durch den frühen Morgen in Richtung Güterbahnhof.

Dort stand ein langer Zug mit grossen, roten Kreuzen auf den Dächern der Waggon. Für mich sah er aus wie eine riesige Schlange, und ich fühlte eine schreckliche Angst mich umklammern.

Ich wurde in einen Waggon gehoben, wo mir stickige Luft in Augen und Nase drang, und ich erst nach einer Weile meine Umgebung erfassen konnte.

Ich sah überall Männer liegen, Männer mit durchgebluteten Verbänden, stöhnende Männer, apathische Männer. Ich fing an zu zittern. Der Zug war ein einziges Lazarett, ein Lazarettzug mit grossen, roten Kreuzen auf den Dächern der Waggon.

Hier, inmitten dieser für mich schrecklichen Männer, wo Mutter und Grossmutter meine Anwesenheit nicht mehr zu spüren schienen, fühlte ich mich völlig verloren. Ich sass in einer Ecke, allein gelassen mit meinen Ängsten und Bedürfnissen. Die Realität existierte für mich nicht mehr. Ich sagte nichts, weinte nicht, war einfach nur erstarrt.

Die Odyssee durch Deutschland dauerte unendlich lange, und viele der Soldaten erreichten ihren Zielbahnhof nicht.

Ich erlitt in diesem Todeszug ein Trauma, das mir in meinem späteren Leben oft zu schaffen machte.

[Burgsteinfurt, Münsterland;
Januar 1945]

Elsbeth Rengshausen

Habt ihr kein Holz mitgebracht?

Es war ein kalter Wintertag im Januar 1945. Die Schlammkohle, die es während des Krieges gab, ging dem Ende entgegen. Schlammkohle – das ist Kohlenstaub mit Wasser vermischt, und sie brennt nur so leidlich. Selbst diese Schlammkohle gab es nicht mehr zum Heizen.

Mama meinte: «Könnt ihr wohl mal in den Wald gehen und etwas Holz suchen?»

Papa und ich holten den Bollerwagen aus dem Schuppen und zogen im Sonnenschein, aber bei klirrender Kälte, zum Wald, der nur ein paar hundert Meter von unserem Haus entfernt war. Der Wald war wie leergefegt. Nur im Innern waren vor einigen Tagen Bäume geschlagen worden. Wir sammelten Holzspäne und Reisig, die wir auf den Bollerwagen luden. Hier und da lag auch noch ein wenig Krüppelholz. So hatten wir den Wagen etwa halb voll und waren froh, noch so viel gefunden zu haben. Mein Papa zog den Wagen aus dem Wald heraus, und ich half schieben. Endlich waren wir auf dem Waldweg.

Auf einmal sagte Papa: «Guck’ mal nach oben, da fliegt ein Flugzeug ganz allein.»

Sonst sahen und hörten wir immer nur Bombengeschwader. Dieses einzelne Flugzeug leuchtete silbern in der Sonne. Als es fast über uns war, hörten wir ein schlimmes Rauschen.

«Hinlegen!» schrie Papa. Wir warfen uns auf den Weg, und schon fielen rund um uns herum die Bomben. Es krachte, Erde flog auf und regnete auf uns nieder.

Vier Bomben waren gefallen. Ich hob den Kopf und fragte: «Papa, lebst du noch?»

«Ja, ist dir auch nichts passiert?»

Es war uns nichts geschehen.

Wir schüttelten die Erde vom Mantel, selbst in den Holzschuhen, die ich trug, war Erde. Eine Bombe hatte ein riesiges Loch in den Weg gerissen. Wir kamen nicht weiter und mussten uns einen Weg durch den Wald bahnen. Aber wo war denn unser Bollerwagen? Von dem Luftdruck war er fortgeflogen. Wir sahen ihn nicht.

Dann kamen Soldaten, die uns schreien gehört hatten und erkundigten sich nach unserem Befinden. Sie waren auf der grossen Chaussee marschiert, und sie meinten, man hätte wohl auf sie gezielt, aber die Bomben hätten ihr Ziel verfehlt. Wir fragten, ob sie einen Bollerwagen gesehen hätten.

«Ja», sagte einer der Soldaten, «mitten im Wald habe ich einen gesehen.»

Wir gingen mit ihm dorthin.

Wo war das Holz?

Alles war weggeflogen. Zittrig vor Angst ackerten wir uns mit dem leeren Bollerwagen nach Hause.

Mama stand schon in der Haustür und wartete auf uns. «Habt ihr kein Holz mitgebracht?» fragte sie.

«Aber Mama, hast du denn nicht die Bomben fallen hören?» fragte ich.

«Nein», sagte Mama, «ich habe nicht darauf geachtet, es fallen doch dauernd welche.»

[Stolp*), Pommern;
Frühjahr 1944-Weihnachten 1945]

Ingeburg Zimmermann

In eiskalter Nacht

Wir hatten einen herrlichen Garten mit einem grossen Kirschbaum darin, der im Frühjahr wunderschöne Blüten trug. An ihm hing eine Schaukel, auf der ich beim Hinundherwippen ganz allein das Zählen lernte.

Eines Tages, es war sehr heiss, bekamen wir ein Schwesterchen, dabei hatten wir drei, Gretchen, Rita und ich, uns doch so sehr einen Bruder gewünscht! Nun waren wir vier Mädchen. Unser Baby nannten wir Molly, weil es so dick war. Molly war ein sehr liebes Baby.

Etwas später wurde Rita sehr krank und musste sogar ins Krankenhaus. Männer kamen und räucherten unsere Wohnung aus. Gretchen, Molly und ich wurden gegen Scharlach geimpft.

Kurz darauf verspürte ich starke Schmerzen im rechten Bein. Es schwoll an, wurde rot und heiss. Ich hatte keinen Appetit. Nun war es bei uns zu Hause üblich zu essen, was auf den Tisch kam. Ich weiss es noch ganz genau, als wäre es erst gestern geschehen. In der Küche neben dem grossen Tisch stand ein kleinerer für uns Kinder. Gretchen, meine ältere Schwester, durfte schon am grossen Tisch essen, Rita und ich mussten am kleinen sitzen. Da Rita im Krankenhaus war, sass ich allein, stocherte im Essen herum und brachte keinen Bissen hinunter. Unser Vater wurde sehr böse. Mit Gewalt stopfte er mir einen Löffel voll Essen nach dem anderen in den Mund, bis der Teller leer war.

*) heute Slupsk in Polen

Das hätte er besser nicht tun sollen, denn im nächsten Moment erbrach ich alles auf den Fussboden. Es hatte Schmorgurken gegeben. Bis heute kann ich dieses Gericht nicht riechen, geschweige denn essen.

Bitterlich weinend, rannte ich aus der Wohnung, dabei verfehlte ich wohl durch den Tränenschleier eine Stufe und stürzte die Treppe hinab. Mein Schreien muss ohrenbetäubend geklungen haben, denn Mutti und Papa kamen schnell herunter, um mich zu beruhigen. Eine Kinderärztin wurde gerufen, die mich gründlich untersuchte. Zum Glück war nichts gebrochen, aber sie sagte, das rechte Bein müsse geschnitten werden.

Am nächsten Tag wurde ich in den Kinderwagen gesetzt, und meine Eltern brachten mich in die Arztpraxis. Dort legten sie mich behutsam auf einen Tisch. Eine Dame im weissen Kittel fragte mich, ob ich zählen oder ein Märchen beschreiben könne. Da ich Märchen über alles liebte, entschied ich mich dafür. Ich solle keine Angst haben, es würde nicht wehtun. Auf Mund und Nase bekam ich etwas aufgelegt, im ersten Augenblick dachte ich, ich müsste ersticken. Ich solle weiter erzählen, hörte ich jemanden sagen. Ich brachte jetzt Edle Märchen durcheinander, bis es schliesslich vor meinen Augen schwarz wurde. Ich fühlte mich emporgehoben, im nächsten Moment stürzte ich in die Tiefe. Als ich aufwachte, lag ich immer noch angeschnallt auf dem Tisch. Mein rechtes Bein steckte in einem dicken Verband.

Auf dem Heimweg, der uns durch die Stadt führte, erblickte ich in allen Schaufenstern Bilder, auf denen ein schwarzer Mann zu sehen war, und Bilder, die Männer mit Fahnen zeigten.

Es dauerte nicht lange, und ich war wieder hergestellt. Nur eine Narbe blieb zurück. Irgendwann in dieser Zeit wurde unser Papa von Männern in Uniform abgeholt. Er kam jedoch nach ein paar Tagen wieder. Viel später erfuhr ich, dass es SS-Männer gewesen waren. Sie hatten ihn beschuldigt, Radio London gehört zu haben, was streng verboten war. Ich kann es nicht beurteilen.

Als Vater meine Schwester Gretchen zum dritten Mal nicht zur Hitlerjugend liess, wurde er noch einmal abgeführt.

Danach erkrankte Vater schwer; er wurde in Berlin von einem Professor untersucht. Nach einiger Zeit war er wieder bei uns.

Zu Weihnachten waren wir erneut allein. Dies ist das erste Weihnachtsfest, das mir in allen Einzelheiten in Erinnerung geblieben ist. Es war das Jahr 1944. Ich war fünfeinhalb Jahre alt. Unsere Mutti weinte viel. Papa war, wie so viele andere Männer auch, zum Volkssturm eingezogen worden. Zum Jahreswechsel war er wieder zu Hause. Er war kriegsuntauglich.

An den darauffolgenden Tagen herrschte grosse Betriebsamkeit. Nachbarn kamen und gingen. Nachts hörten Gretchen und ich oft laute Debatten. Immer wieder war die Rede von der Front, die weiter vorrücken würde. Dieses Wort sagte mir nichts. «Mutti und Papa haben immer solche komischen Ausdrücke», dachte ich. Wenn ich fragte, hiess es nur, ich würde das noch nicht verstehen. Sie hätten es mir auch erklären können, ich fand es nicht lieb von ihnen. Das war im Januar 1945.

Mehrere Male hörten wir, wie Papa zu Mutti sagte: «Rosel, lass uns zu Hause bleiben!» Aber Mutti wollte nicht. Wir merken, hier geschieht etwas Ungewöhnliches. Papa schleppte Kisten vom Boden. Mutter nähte Rucksäcke aus Markisenstoff. Gretchen und ich stellten viele Fragen. Die Antwort war immer die gleiche: Wir müssten hier fort.

Dann wurde nur das Notwendigste auf einen Handwagen und einen Schlitten verladen und gut verschnürt. Eines Nachts war es soweit. Gretchen und ich bekamen jeweils einen Rucksack und ein grosses Schild mit Namen, Anschrift und Geburtsdatum umgehängt. Ich weiss nicht, wie viele Kleider wir übereinander trugen, es war alles sehr eng. Molly und Rita wurden in den Kinderwagen gelegt. Mutti und Papa hatten auch jeweils einen Rucksack auf.

Papa zog den Schlitten, an den der Handwagen angebunden war. Es war sehr kalt, es schneite, der eisige Wind nahm uns fast

den Atem. Die dunkle Nacht machte mir Angst. Gretchen und ich liefen ganz dicht neben dem Kinderwagen her.

Auf der Brüksower Chaussee trafen wir auf viele Leute. Alle strebten dem Bahnhof entgegen. Auf der «Heiratsbrücke» – ich weiss nicht, warum sie so hiess, sie führte über den Güterbahnhof – waren Holzbalken zu einer Treppe gestapelt.

Am Stahlgerüst der Brücke hingen Männer. Gretchen und ich wollten wissen, wer denn diese Männer seien? Papa sagte nur: «Schaut nicht hin!» Ich sah sie mir aber doch an. Der Wind bewegte ihre steifen, toten Körper hin und her. Dieses Bild liess mich lange Zeit nicht los.

Am Bahnhof waren viele Menschen, alle wollten sie die Stadt verlassen. Züge aber fuhren nicht mehr. Wir wurden auf grosse Lastwagen gehoben. Zuerst die Frauen und Kinder. Dass bei diesem Durcheinander keiner von uns verlorenging, ist für mich wie ein Wunder. Wieviele Menschen suchen heute noch nach ihren Angehörigen!

Ich sass auf dem Schoss eines Soldaten. Irgendwann machte ich in die Hose. Wer weiss, wie lange wir schon gefahren waren. Sicher schlief ich, denn wenn man so klein ist, wie ich es damals war, gehört die Nacht dem Schlaf und nicht der Landstrasse.

Endlich hielten wir an, wir stiegen ab und wurden in ein grosses Gebäude geführt. Überall lagen Menschen, viele mit schmutzigen Verbänden, darunter Kinder jeden Alters, die weinten. Draussen Pferde, Kühe, Schweine, Hühner, Enten und Gänse – ein wildes Durcheinander. Viele Leiterwagen mit Planen standen auf den Strassen. In den Gräben, halb von Schnee und Eis bedeckt, lagen tote Menschen und Viehkadaver. Man hatte sie einfach liegenlassen.

Papa suchte einen Platz für uns, fand aber keinen. Wenigstens etwas zu essen bekamen wir. Nun ging es zu Fuss weiter. Wir liefen an einem Fluss entlang, bis dieser in einen See mündete, der am Rande zugefroren, weiter draussen aber offen war. Wir standen sehr lange an dieser Stelle. Mutti weinte. Später

erzählte sie uns, warum. Papa hatte mit uns allen in das Wasser gehen wollen, was Mutti gerade noch verhindern konnte. Er soll gesagt haben: «Rosel, ich werde euch bald verlassen!» Hatte er eine Vorahnung?

Und weiter ging es. Wir stiessen auf einen anderen Treck, dem wir uns anschlossen. Wir wurden auf einen Planwagen gesetzt. Nun brauchten wir wenigstens nicht mehr so viel zu laufen. Die Nächte verbrachten wir auf leerstehenden Bauernhöfen. Aus der Ferne hörten wir Kanonendonner, am nächtlichen Himmel leuchtete es rot und gelb auf. Ich kann nicht sagen, wie lange wir unterwegs waren. Aus den Kleidern kamen wir jedenfalls nicht mehr heraus. Die Schuhe waren nass und durchgelaufen. Es war immer noch sehr kalt. Schnee lag nicht mehr so viel, dafür regnete es nun unaufhörlich.

Schliesslich erreichten wir erneut ein Lager, das aus Baracken bestand. In der grössten gab es Tische und Stühle sowie einen Herd. An der Wand hingen ein riesengrosses Hakenkreuz und ein Führerbild. Mein Vater stellte zwei Tische und einen Stuhl übereinander, stieg hinauf und holte beides herunter. Dann wurde Edles verbrannt. Es war auch allerhöchste Zeit, denn die Russen standen schon vor den Toren des Lagers.

Ich erinnere mich noch ganz genau, dass ich dachte: «Die Russen sind ja Menschen!» Das erstaunte mich. Was hatte ich mir eigentlich unter «Russen» vorgestellt? So genau weiss ich es nicht mehr, aber ganz bestimmt keine Menschen. Sie waren sehr eigenartig gekleidet, trugen dicke Jacken und Hosen sowie dicke Stiefel und Mützen. Zum Fürchten sahen sie schon aus.

Was in den darauffolgenden Tagen und Nächten geschah, kann ich nur mit Grauen schildern. Ich verstand damals noch nicht, was die Russen mit den Frauen und Mädchen machten. Wir Kinder und die Männer mussten zusehen, wie sie ihnen die Kleider vom Leib rissen, sie zu Boden stiessen und oft mehrmals hintereinander vergewaltigten. Die Opfer schrieten. Wenn die

Russen dann von ihnen abliessen, lagen die armen Gestalten in ihrem Blut, einige starben an den Folgen der Misshandlungen.

Unsere Mutti blieb zum Glück von diesen Grausamkeiten verschont. Sie war schwanger. Die Männer stellten sich wie eine Wand vor sie und entzogen sie so den Blicken der Russen.

Plötzlich, von einem Tag zum anderen, hörte dieses böse Schauspiel auf. Es ging ein Wort um im Lager: «Typhus!» Alles wurde leiser, eine neue Angst machte sich breit. In aller Eile packten wir, was uns noch geblieben war, zusammen und traten den Heimweg an.

Riesige Menschenlawinen setzten sich erneut in Bewegung. Die einen nach Westen, die anderen wieder nach Osten, zogen sie – grau in grau, müde und zerschunden – Tag und Nacht auf den Strassen stumm aneinander vorbei. Wieviele Menschen hierbei umkamen, hat wohl niemand gezählt. Die Strassen waren nass und glatt, es war beschwerlich zu laufen. Unterwegs musste ständig etwas Essbares beschafft werden. Noch immer war es sehr kalt. Schnee, Regen, Frost und eisige Winde begleiteten uns.

Eines Morgens, wir waren schon lange gelaufen, hiess es, wir seien vor den Toren von Stolp. Vor der Stadt standen viele Menschen und zahlreiche Autos. Die Zufahrt war gesperrt. Alle wurden von den Russen kontrolliert. Mutti und wir Kinder durften passieren. Unseren Vater trieben sie auf einen Lastwagen. Wir weinten. Überall war die Angst, sie stand allen in den Gesichtern geschrieben.

Auf Brettern überquerten wir unseren Fluss, die Stolpe. Die Brücke, die einmal darüber geführt hatte, war gesprengt worden. An beiden Seiten des Flusses lagen Tote, darunter viele Soldaten. Immer wieder hörten wir Kinder, sie seien gefallen. Das war auch so ein Wort, mit dem ich in meinem Alter noch nichts anzufangen wusste. Meine Gedanken waren damals: «Wenn sie gefallen sind, dann müssen sie doch wieder aufstehen! Wenn ich falle, stehe ich doch auch wieder auf.» Von nun an wollte ich nicht mehr so schnell laufen, um nicht hinzufallen. Auf manchen

Stahlhelmen stand geschrieben: «Was kann der Siegismund dafür, dass er so schön ist?»

Zu Hause war noch edles so, wie wir es verlassen hatten. Im Januar 1945 waren wir fortgegangen. Es muss März gewesen sein, als wir zurückkehrten, denn die Schneeglöckchen und Krokusse blühten bereits. Einen Zeitbegriff hatte ich damals nur zwischen Tag und Nacht sowie zwischen Sommer und Winter.

Wir wohnten in der Horst-Wessel-Strasse 24, ausserhalb der Stadt. Über unsere Angehörigen wussten wir nichts. Viele Nachbarn waren ebenfalls zurückgekommen, oder sie waren erst gar nicht geflüchtet. Hier hatten die Russen noch nicht geplündert, dies sollte sich aber bald ändern.

Tagelang verhielten wir uns in der Wohnung ganz still. Wir Kinder beobachteten ständig hinter den Gardinen, ob Russen zu sehen waren. Wenn ja, eilte meine Mutti in den Keller und versteckte sich in der grossen Kartoffelkiste, auf die wir noch Säcke legten. Ein einzelner Russe war noch keine so grosse Gefahr, aber dann kamen sie in Lastwagen angefahren. Das grosse Plündern begann. Anfangs hatten wir noch Erfolg mit dem Versteck, aber es gab unter den Deutschen auch Verräter.

Nie machten sich die Russen die Mühe anzuklopfen. Sie sties- sen die Tür einfach mit dem vorgehaltenen Gewehr auf. Ehe sie über unsere Mutti herfallen konnten, hingen wir vier Kinder an ihrem Rock, schrieten und weinten so bitterlich, dass es einen Stein hätte erweichen können. In unserer Not klammerten wir uns ganz fest aneinander und konnten tatsächlich auf diese Weise das Böse besiegen. Was wir im Lager erlebt hatten, stand nun wieder in voller Grösse vor uns.

Damals stürzten so viele Eindrücke gleichzeitig auf mich ein. Gefühle wie Freude, Liebe, Angst und Wut kamen auf. Im Lager war neben dem Ekel ein übermächtiges Gefühl, der Hass, hinzugekommen. Er nahm voll von mir Besitz. Ich musste ganz allein lernen, die Empfindungen zu unterscheiden und mit ihnen umzugehen.

All die Aufregungen hatten dazu geführt, dass das Baby viel zu früh geboren wurde. Ein paar Tage später wurde unser Schwesterchen auf den Namen Gesine getauft. Mutti und Gretchen trugen sie zur Kirche. Ich hatte die Aufgabe, auf das Essen zu achten. Es gab Steckrüben und Kartoffeln. Weil das Gericht so schnell kochte, goss ich kaltes Wasser hinzu mit dem Erfolg, dass es nicht garte. Woher sollte ich auch wissen, dass das Wasser zum Garen hätte heiss sein müssen?

Die Vergewaltigungen und Plünderungen hielten an. Wenn jetzt Russen unsere Wohnung stürmten, riss Mutti Gesine aus ihrem Bettchen und legte sie an die Brust. Dieses kleine Wesen bewahrte uns davor, aus der Wohnung vertrieben zu werden. Wir merkten bald, dass die meisten Russen Kinder mochten. Sie fragten, ob das Baby «russki» sei, und wir antworteten: «Ja».

Ganz plötzlich hörte der Spuk auf. Alle waren erleichtert. Wir bekamen nun täglich etwas zu essen. Ein Wagen fuhr durch die Strassen, und die Russen verteilten Suppe, Brot und Wurst.

Wir hatten in dem Durcheinander gar nicht bemerkt, dass Molly inzwischen laufen konnte. Dieses süsse Geschöpf war immer fröhlich, lachte viel und plapperte alles nach. Ihr Lieblingswort war: «Ham, ham», sie hatte ständig Hunger.

Endlich war einigermassen Ruhe in die Stadt eingekehrt. Man konnte sich wieder auf die Strassen trauen. Da Rita und Molly noch zu klein waren, musste Mutti bei ihnen zu Hause bleiben. So wurden Gretchen und ich ausgeschickt, nach Oma, Opa, Tanten und anderen Verwandten zu suchen. Muttis Elternhaus war zerbombt, Papas Elternhaus leergeräumt.

Auf unseren Streifzügen durch die Stadt nahmen wir alles mit, was man irgendwie gebrauchen konnte, was essbar oder zu tauschen war. In einem Kindergarten, den ich einmal besucht hatte, entdeckten wir einen Handwagen, der höher als ich gross war. Unser eigener Wagen existierte schon lange nicht mehr. Ich wusste noch nicht, wozu das alles gut sein sollte, stellte aber keine Fragen. Ich überliess alles Gretchen; was sie sagte, machte

ich auch. Sie war damals schon sehr klug, konnte lesen und schreiben, ich bewunderte sie und war stolz, eine so tüchtige Schwester zu haben.

Wir gingen auf die Dörfer, holten Kartoffeln, Mehl und Salz. Die Bauern hatten alles zurückgelassen, waren auf und davon. Auf einem Bauernhof stand das grosse Scheunentor weit offen, wir wagten uns deshalb nur zaghaft hinan. Kein Laut drang nach draussen. Unheimlich! Die Stallungen waren leer. Aus einer Scheunenluke ragte ein rotkariertes Bettbezug heraus.

Ich stieg die Leiter hinauf, um ihn zu holen. Oben angekommen, wäre ich vor Schreck und Entsetzen fast rückwärts hinabgestürzt. Unter dem Dach hing ein Mann – tot. Sofort sah ich in Gedanken die «Heiratsbrücke» wieder vor mir. Mit letzter Kraft zog ich den Bezug mit Inhalt bis auf halbe Höhe herab. Gretchen kam mir entgegen. Obwohl Tote damals ein alltägliches Erscheinungsbild waren, konnte ich diesen Anblick lange nicht verkraften.

In dem Bettbezug war Roggenmehl gewesen. Mutti buk Brote daraus. In dieser Zeit hatten wir einigermaßen zu essen. Wir jagten Hühner, bis sie nicht mehr laufen konnten, oder gruben Kartoffeln aus den Mieten. Den Kindern, deren Mütter sich mit den Russen angefreundet hatten, ging es besser als uns. Sie hatten fast alles. Wir wurden dafür, dass wir so arm waren, noch verhöhnt.

Ein Nachbajunge kam eines Tages vorbei und sagte, unser Vater sei im Gefängnis. Sofort gingen wir hin. Solch ein Gebäude hatte ich bis dahin noch nie gesehen. An den Fenstern waren Gitter angebracht. Ein tiefer Graben verlief durch den Hof und diente als Toilette. Es stank bestialisch. Die russischen Wachposten trugen Gewehre mit langen Messern daran.

Wir standen hinter dem Zaun. Mutti rief den Namen von Papa, und plötzlich riefen alle im Hof seinen Namen. Und da, im dritten Stock, tauchte aus einer schwarzen Fensterhöhle ein Kopf auf. Das sollte unser Vater sein? Das Gesicht fahl, die Augen gross und tiefliegend, keine Haare auf dem Kopf. Uns war

furchtbar zumute. Vater weinte wohl, denn er wischte sich über die Augen. Dieses Bild verfolgt mich bis heute in meinen Träumen.

In der nächsten Zeit liefen wir immer wieder zum Gefängnis. Wir brachten für Papa Brot und Käse. Am Zaun nahm ein Mann das Päckchen in Empfang. Er hob es dann abwechselnd mit der rechten und der linken Hand bis zum oberen Rand des Gitters hoch; das war gar nicht so einfach. Dann liess Papa einen Bindfaden aus dem Fenster. Das Päckchen wurde daran festgebunden, und er zog es herauf.

Als wir Vater wieder einmal besuchen wollten, war das Gefängnis leer. Die Insassen waren abtransportiert worden, wie es hiess, nach Sibirien. Wir rannten zum Bahnhof. Dort wurden die Gefangenen gerade wie Vieh in Waggonen getrieben. Dort – das war Vater!

Würden wir ihn je wiedersehen? Sibirien, wo lag das? War es weit? Alles wollte ich auf einmal wissen. Eine Antwort bekam ich nicht.

Die Russen jagten uns vom Bahnsteig. Während wir auf der «Heiratsbrücke» standen, verliess der Zug den Bahnhof. Der Dampf der Lokomotive nahm uns die Sicht.

Gretchen wurde jeden Morgen mit anderen von den Russen in die zerstörte Innenstadt gebracht, sie mussten mit primitivsten Werkzeugen die Reste der Häuser abtragen. Es war eine sehr schwere Arbeit. Eine Leiter wurde an die Ruine gestellt, dann ein Seil um sie herum geworfen und so lange daran gezogen, bis die Mauer einfiel. Manche sind dabei verschüttet worden, sie wurden von den anderen wieder ausgebuddelt. Für einige war es aber schon zu spät.

Abends kam Gretchen schmutzig und müde nach Hause. Baden war so gut wie unmöglich, denn wir mussten das Wasser aus dem Wasserwerk holen, die Leitungen waren unterbrochen. Gretchen hatte aufgerissene Hände, das schmerzte sicher sehr, denn sie weinte manche Nacht. Sie war ja erst 12.

Eines Tages kam eine gebückte Gestalt den Gartenweg her-

auf, Mutti stürzte aus dem Haus. «Otto, Otto!» Immer wieder rief sie Vaters Namen. Beide standen eng umschlungen, lachten und weinten zugleich. Vater gab ein Bild des Jammers ab. Tränen liefen ihm übers Gesicht. Aber wir hatten ihn wieder!

Wir schleppten Wasser heran, dass er baden konnte. Sein Körper war von Narben und Wunden übersät, ein Schlüsselbein eingeschlagen. Die Russen hatten versucht, aus ihm ein Geständnis herauszuprügeln. Er sollte zugeben, in der NSDAP gewesen zu sein. Sie transportierten ihn bis Graudenz, dort liessen sie ihn frei. Drei Wochen hatte Vater gebraucht, bis er am 15. Mai 1945 schliesslich wieder bei uns war.

Doch die Freude über seine Rückkehr währte nicht lange. Er wurde schwer krank. Typhus! Einige Tage lag Vater zu Hause, dann wurde er abgeholt. Zwei Männer zogen ihn die Treppe hinab, seine Füsse schleiften nach. Papa konnte nicht mehr gehen. Sie legten ihn auf einen zweirädrigen Karren und brachten ihn ins Krankenhaus. Es war Pflicht, alle Typhusfälle zu melden. Vater starb am 1. Juni 1945 im Alter von 35 Jahren.

Unserer kleinen Gesine ging es sehr schlecht, sie schrie viel. Wir trugen sie abwechselnd auf dem Arm. Mutti war immer traurig, betete oft, der liebe Gott möge Gesine zu sich nehmen. Dieses kleine Wesen war bis aufs Skelett abgemagert. Es nahm keine Nahrung mehr zu sich, so viel Mühe wir uns auch gaben. Das Schreien ging allmählich in Wimmern über, bis das Baby eines Tages ganz verstummte. Es war tot. Opa zimmerte einen kleinen Sarg. Papas Grab wurde geöffnet, und seine jüngste Tochter fand bei ihm die letzte Ruhe.

Das Leben ging weiter. Gretchen und ich schafften Vorräte an Essbarem für den Winter herbei. Bei Sonnenaufgang zogen wir los, in Richtung Dörfer. Diese waren meist noch unbewohnt. Im Sommer ging alles ganz gut. Wir liefen barfuss, auch als es morgens schon merklich kühl war, denn die Schuhe mussten für den Winter aufgehoben werden. Aber wir waren erfinderisch: Wenn wir einmal mussten, liessen wir es über unsere Füsse laufen, blieben noch ein wenig in der Pfütze stehen, bis sie wieder warm

geworden waren. Nein, wir waren nicht schmutzig, es war die Not!

1945 kam der Winter recht früh. Die Sommer in Pommern waren heiss, die Winter recht kalt und lang. Wir hatten alle mitgeholfen, den Winter überleben zu können. Ähren waren auf den Feldern abgeschnitten, Blaubeeren, Pilze und Holz gesammelt worden.

Weihnachten rückte in greifbare Nähe. Kurz vor dem Fest verabredeten sich die Nachbarn, ein paar Tannenbäumchen aus dem Wald zu holen. Als es dunkel wurde, zogen sie los. Mutti und Gretchen gingen auch mit. Ich sollte auf die Kleinen aufpassen, darauf achten, dass das Feuer nicht ausging, und die Petroleumlampe später ausmachen. Krampfhaft hielt ich mich munter, aber irgendwann schlief ich dann doch ein. Als es auf dem Hof laut wurde, erwachte ich. Die Lampe war leergebrannt, und das Feuer im Ofen aus. Mutti war sehr traurig, denn Petroleum und Streichhölzer waren äusserst knapp.

Am Heiligabend sassen wir vor dem Baum. Mutti hatte noch etwas Weihnachtsschmuck und einige Kerzenstummel. Wir sangen gemeinsam Weihnachtslieder. Geschenke gab es nicht.

«Warum kommt der Weihnachtsmann nicht auch zu uns?» wollte Rita wissen. Ich sagte zu ihr, er gehe nur zu den reichen Leuten, und war traurig und zornig zugleich.

Plötzlich wurde die Tür, die schon lange nicht mehr verschliessbar war, aufgestossen. Ein Russe kam hereingestürzt, zeigte auf den Tannenbaum: «Ich auch das!» Mutti gab ihm ein paar Kugeln und Kerzenreste. Später bewahrte er als Kommandant uns davor, unsere Wohnung für eine polnische Familie räumen zu müssen.

Am ersten Feiertag gab es keinen Festtagsbraten. Wir assen Kohlrouladen ohne Füllung. Es waren die besten Rouladen, die ich jemals gegessen habe!

(Weitere Erinnerungen dieser Autorin finden Sie im Band «Kindheit 1945-1950» der Reihe ZEITGUT;

[Elbing*), Ostpreussen – Steinberg, Pommern –
Rudolstadt, Thüringen – Meckenheim bei Bonn;
1940-1950]

Rudolf Müller

«So weit die Füße tragen...»

Wir schrieben das Jahr 1940. Ich war fünf Jahre alt und wohnte in Elbing in Ostpreussen bei meiner Mutter, meiner Oma und meinem Opa. Mein Vater war Soldat.

Eines Tages bekam meine Mutter grosse Schmerzen. Ihr wurde, wie das damals üblich war, eine Wärmflasche auf den Bauch gelegt, weil das oft Erleichterung brachte. Aber wie sich später herausstellte, war ihr Blindarm vereitert und später geplatzt.

Als meine Mutter tot im Bett lag, hob meine Oma mich noch einmal hoch, und ich sah sie das letzte Mal. Sie sah noch so blühend aus, als ob sie schlief. Richtig begreifen konnte ich es nicht. Wir waren alle sehr traurig.

Nun hatte ich nur noch meine Grosseltern, die sich um mich kümmerten. Statt Bonbons bekam ich manchmal eine Tüte Rosinen, die später fast unverdaut wieder in der Toilette lagen, weil ich sie so schnell verschlungen hatte.

Als ich im Frühjahr 1942 eingeschult wurde, trug ich einen kurzen Samtanzug mit weissem Kragen und bekam eine Zuckertüte.

Ein Jahr vorher hatte mein Vater zum zweiten Mal geheiratet, weil er eine Mutter für mich wollte. Es war eine Fronthochzeit. Bis dahin ging es mir nicht schlecht.

Doch im Januar 1945, am späten Nachmittag, heulten alle Sirenen. Auf einmal war alles still. Zehn Minuten später war es so

*) heute Elbing in Polen



*An meinem ersten
Schultag trug ich
einen kurzen
Samtanzug mit
weissem Kragen.*

weit: Feindliche Flieger am Himmel. Sie warfen Bomben auf meine Heimatstadt Elbing. Dieses Leid habe ich mit meinen neun Jahren erst gar nicht richtig wahrgenommen.

Der Bürgermeister verkündete im Radio, dass alle Einwohner bis 19 Uhr die Stadt verlassen müssten. Jetzt begann die Flucht in Richtung Danzig. Meine Stiefmutter und unsere Nachbarin machten noch schnell einen Glühwein. Das Thermometer zeigte

30 Grad minus, es lagen eineinhalb Meter Schnee. Meine Stiefmutter besass noch einen eilten Kinderwagen, auf den sie das Wichtigste geladen hatte.

Es war 21 Uhr, als wir aufbrachen und unser schönes Zuhause, unsere Heimat zurückliessen. Die Stadt brannte lichterloh. Durch die Hitze taute der Schnee. Wir gingen in Richtung Elbingfluss. Überall lagen durch Bombensplitter getötete Soldaten. Ich wollte einem von ihnen aufhelfen, aber meine Stiefmutter sagte mir, dass er schon tot sei.

Wir mussten uns dem Treck anschliessen. Panzer räumten den Schnee beiseite, damit die Flüchtlinge und die Fuhrwerke weiterkamen. Es war eine Nacht, die ich nie vergessen habe – noch heute habe ich das Schreien der Menschen im Ohr. Die Russen schossen mit schweren Geschützen. Aus der Luft schlugen Bomben zwischen den Trecks ein. Viele Menschen starben. Sie wurden weggeräumt, weil wir weitergehen mussten.

Kaum waren wir aus Elbing heraus, gab es einen grossen «Bums»: Die Brücke war gesprengt. Es konnte keiner mehr rüber. Erneut flogen Flugzeuge über unseren Treck und warfen Bomben ab. Viele wurden getroffen. Wir gingen weiter in Richtung Dirschau. An der Hauptstrasse war eine Käsefabrik. Da Edles offen stand, gingen meine Stiefmutter und eine Nachbarin hinein. Sie holten einen dicken, runden Käse und legten ihn auf den Schlitten, auf dem ich sass. Doch wir hatten nicht viel davon, er war zu schwer, und wir mussten ihn bald zurücklassen.

Wir kamen nach Danzig, wo wir eingeschifft werden sollten. Mehrere Schiffe lagen im Hafen, unter ihnen die «Gustlow», die für höhere Soldaten und Offiziere reserviert war. Wir warteten lange, bis wir endlich auf einen Munitionsdampfer eingeschifft wurden. Damit ging es Richtung Mecklenburg-Zwierzünde. Im Inneren des Schiffes war keine Heizung, die Menschen wärmten sich gegenseitig. Alle wollten nur aus der Schusslinie der Russen.

Wir waren schon viele Tage unterwegs, denn wir fuhren sehr langsam, weil die Ostsee voller Minen war. Vor den vier Schiffen fuhr ein Minensucher.

Ein paar Jungen und ich durften an Deck und Käse und Plätzchen nach unten in den Rumpf des Schiffes werfen, wo die Menschen auf Stroh lagen. Ich war froh, in der Nähe des Steuermanns zu sein, weil es unten im Schiff immer mehr nach Kot roch, da es keine Toiletten gab.

Eines Nachts gab es einen lauten Knall. Die Schiffsglocke schlug Alarm.

Ich lag oben beim Kapitän auf der Lederbank und hörte, dass der Luxusdampfer «Gustloff» von einem Torpedo getroffen worden war. Ein grosses Durcheinander entstand. Rettungsboote wurden heruntergelassen. Strahler erhellten die Nacht. Hastig wurde nach Überlebenden gesucht. Einige Matrosen wurden aufgefischt. Viel Zeit blieb nicht. Unser Munitionsdampfer und die anderen Schiffe mussten sich beeilen, weil vor uns ja der Minensucher fuhr. Wir waren froh, als wir nach mehrtägiger Fahrt heil in Zwiermünde anlangten und von Bord gehen konnten.

Wir kamen zu netten Leuten nach Warin. Dort lebten wir einige Zeit. Eines Tages hiess es, die Amerikaner kämen. Aber es waren die Russen. Wir sassen im Zimmer und sahen an der Wand das Bild von Adolf Hitler hängen. Die Frau, die uns aufgenommen hatte, nahm es schnell von der Wand und gab es mir, damit ich es draussen im «Plumpsklo» versenkte. Es war schon dunkel. Ab und zu hörte ich Schüsse. Aus Angst lief ich ganz schnell wieder zurück.

Nach einem halben Jahr wurden Handzettel verteilt, auf denen stand, die Flüchtlinge aus Ost- und Westpreussen könnten wieder nach Hause. Ein Fuhrunternehmer aus Ostpreussen nahm uns mit. Wir kamen bis Pommern. Dort wurden wir auf einem grossem Gut in dem Dorf Steinberg festgehalten. Meine Stiefmutter und die anderen Frauen mussten unter polnischer Verwaltung arbeiten.

Eines Tages fuhren Russen durch. Die Frauen versteckten sich in einem grossen Haufen Strohballen in der Nähe des Dorfes. Die Russen fragten nach ihnen. Die älteren Männer sagten, dass keine Frauen da seien. Unter ihnen befand sich ein älterer Pole, der Russisch verstand.

Die Russen machten sich mit Laternen auf den Weg zu den Strohballen, um dort ein Feuerchen zu machen. Plötzlich kamen alle Frauen, die sich dort versteckt hatten, herausgesprungen. – Doch die Frauen hatten Glück: Ein höherer Offizier kam, der laut schimpfte: «dawei Maschina!» Die Russen fuhren ab.

Wir blieben mehrere Monate in Steinberg. Dann wurden die Leute auf verschiedene Orte verteilt. Ich kam 1946 mit meiner Stiefmutter nach Rudolstadt in Thüringen. Dort ging ich wieder zur Schule. Ich musste noch einmal von vorne anfangen. Es war nicht leicht, aber ich gab mir Mühe.

Wie andere Jungen in meinem Alter, wollte auch ich gerne Fussball spielen, aber ich hatte nur ein Paar Schuhe, die mussten ganz bleiben, sonst bekam ich von meiner Stiefmutter Prügel und Schimpfe.

Tagsüber ging ich in die Schule, abends musste ich mit anderen Jungen Briketts klauen. Der Güterzug fuhr langsam. Wir kletterten auf die Waggonen und warfen Briketts herunter. Die Strecke war bewacht. Wir hatten Angst, aber es blieb uns nichts anderes übrig, wir wollten es zu Hause ein bisschen warm haben. Die Wachposten schossen zwar, wollten uns aber nicht treffen. Daran denke ich mit Dankbarkeit zurück. Wir hätten ja alle tot sein können.

Eines Tages sagte meine Stiefmutter, sie wolle nach Westen gehen. So machten wir uns erneut auf den Weg. Im Durchgangslager Uelzen wurden unsere Personalien festgestellt und über das Rote Kreuz Verwandte gesucht.

Ich war jetzt 14 Jahre alt. Mein Vater war Soldat in Russland, er kämpfte in Stalingrad, wo er in Gefangenschaft geriet.

Meine Stiefmutter ging zu ihren Eltern, die in Ütersen wohnen, und ich wollte zu meinen Grosseltern, die nach der Flucht in der Nähe von Bonn lebten. Die Sehnsucht nach Liebe und Geborgenheit, die ich von meiner Stiefmutter nie bekam, trieb mich zu ihnen.

Mit 50 Pfennigen und etwas Verpflegung, die ich in einem Pappkarton unter dem Arm trug, machte ich mich zu Fuss auf den Weg, zunächst von Uelzen nach Celle, immer die Landstrasse entlang. Unterwegs pflückte ich mir Obst am Wegesrand.

Als es anfang, dunkel zu werden, musste ich mich nach einem Schlafplatz umschaun. Ich hatte ja kein Geld für eine Unterkunft. In der Nähe sah ich einen grossen Haufen von Strohballen, in den ich durch ein Loch hineinkrabbelte. Weil ich müde war, schlief ich bald ein.

Plötzlich hörte ich Stimmen. Ich hatte furchtbare Angst.

Auf einmal sagte einer: «Ich glaube, hier ist schon jemand drin.» Ich machte mich mit Hüsteln bemerkbar. Es stellte sich heraus, dass die Männer auch nur eine Schlafstätte gesucht hatten. Am anderen Morgen verabschiedete ich mich von den Landstreichern. Sie gaben mir noch einen Kämpen Brot mit auf den Weg und sagten: «Junge, mach es gut.»

Dann marschierte ich in Richtung Hannover. Ab und zu wurde ich ein Stück mitgenommen. Den grössten Teil der Strecke ging ich aber zu Fuss.

Auf meinem Weg traf ich einen älteren Mann mit einem Hund. Er sagte mir, dass ich zu dem Rastplatz gehen sollte, wo die LKW-Fahrer Pause machten, da wäre bestimmt jemand, der in meine Richtung fuhr. Ich hatte Glück und traf auf einen Fahrer, der mich in Richtung Düsseldorf mitnahm. Von dort gelangte ich mit einem anderen Lastwagen weiter in Richtung Köln. Diese beiden Fahrer waren sehr nett. Sie gaben mir noch eine Stulle mit, damit ich nicht verhungerte.

In Köln nahm mich ein Fahrer mit einem kleineren LKW weiter mit bis Bonn. Unterwegs erzählte ich ihm etwas aus meinem

Leben. Er hatte grosses Mitleid mit mir und sagte, dass er mich sogar bis Meckenheim und, wenn es sein müsste, auch bis ins Dorf zu meinen Grosseltern, nach Wachtberg-Adendorf, bringen würde.

Als wir in Meckenheim ankamen, bat ich den Fahrer, mich herauszulassen, weil ich meine Grosseltern schon jahrelang nicht mehr gesehen hatte und mich auf dem Weg dorthin auf das Wiedersehen vorbereiten wollte. Ich hatte ein wenig Angst. Wie würden sie mich aufnehmen?

Als ich in Wachtberg-Adendorf eintraf, wurde es langsam dunkel. Ich fragte nach meinen Grosseltern. Sie wohnten in einem kleinen Fachwerkhaus. Ich klopfte an. Wir schauten uns in die Augen...

Oma sagte: «Das kann nur unser Rudi sein!»

Wir begrüßten uns herzlich. Dann zog ich meine Schuhe aus, die von Blut rot waren. Vom vielen Laufen war keine Sohle mehr darunter. Die Strümpfe waren nur noch Fetzen. Es dauerte ungefähr eine Woche, bis ich wieder laufen konnte. Trotzdem war ich stolz, mein Ziel erreicht zu haben.

Zu dieser Zeit wurden gerade die Lebensmittelkarten abgeschafft, und die alten Leute bekamen etwas Geld bzw. Rente. Meine Grosseltern hatten nur wenig für sich selbst, und bedauerten sehr, dass sie mich nicht durchfüttern konnten.

Grossvater fuhr mit mir auf dem Fahrrad nach Eckendorf zu einem Grossbauern, bei dem ich mit meinen 15 Jahren arbeiten konnte. Ich bekam wenig Geld, hatte aber Essen und Unterkunft frei. Meine Arbeit war schwer. Ich musste auf dem Feld hinter der Egge herlaufen, hatte viel zu grosse, geschenkte Schuhe an, Löcher in den Strümpfen und jeden Abend Blasen an den Füßen...

[Dresden;
Februar 1945]

Inge Dressler

Helpfende Kinderhände

Im Februar 1945 war ich fast acht Jahre alt. Mein Vater war in Kriegsgefangenschaft; meine Heimat, ein Vorort Dresdens, war bisher vom Krieg verschont geblieben. Doch das Geräusch anfliegender Bomberverbände liess jedesmal einen kalten Schauer über meinen Rücken laufen, wenn die glitzernden Punkte hoch am Himmel erschienen und das eigenartige, summende Geräusch in der Luft war.

Kurz vor Kriegsende flog ein brennendes deutsches Flugzeug dicht über unser Haus in Richtung «Fliegerhorst». Nahe dem Flugplatz explodierte es.

Ich spielte gerade mit meinen Puppen auf der Wiese. Ängstlich rannte ich ins Haus. Nachts träumte ich noch lange von dem abstürzenden Flieger.

Als in der Nacht zum 13. Februar 1945 auch bei uns wieder einmal die Sirenen heulten, taumelte ich mit meiner Mutter schlaftrunken in den Keller. Eine steinalte Frau aus unserem Haus kniete stets betend auf dem kalten Kellerboden und rang verzweifelt die Hände. Dieses Bild sehe ich noch heute deutlich vor mir.

Unser Hausnachbar holte uns aus dem Keller, als über Dresden die «Christbäume» den nächtlichen Himmel weithin erhellten. Dumpfes Grollen drang bis in die Aussenbezirke, und der Himmel wurde von dem immer stärker werdenden Feuer in der Innenstadt rot wie bei einem Sonnenuntergang.

Ich drängte mich zitternd vor Angst und Kälte an meine Mutter. So schrecklich das alles auch war, diese gespenstische Himmelsbeleuchtung sah eigentlich sehr schön aus – ähnlich wie bei einem Feuerwerk, nur kam der Sternenregen aus Bombern.

Die Erwachsenen vermuteten Schreckliches. Sie sollten leider recht behalten, doch übertraf das Geschehene noch die aller schlimmsten Befürchtungen!



leb spielte doch lieber im Warmen mit meinen Puppen...

An die Tage nach dem Angriff erinnere ich mich besonders deutlich: Wir wohnten an der Endstation einer Strassenbahnlinie. Zu Hunderten kamen Ausgebombte, Flüchtende, Verletzte hilfesuchend aus der ausgebrannten, toten Stadt heraus.

Teilweise fuhren noch Strassenbahnen auf erhalten gebliebenen Aussenstrecken. Sie spuckten diese armen Menschen aus, die mit letzter Kraft ihre aus dem Feuer gerettete Habe angeschleppt brachten.

Mütter hielten ihre verweinten und völlig übermüdeten Kinder an der Hand oder auf dem Arm. Viele Greise waren in dem Menschenstrom. Ihnen allen standen die Angst und die totale Erschöpfung auf den Gesichtern geschrieben.

Jüngere Männer sah man kaum, sie befanden sich noch an der Front, in Gefangenschaft oder lagen bereits «auf dem Felde der Ehre».

Ich sah vom Gartenzaun aus, wie die Elendsströme aus den Bahnen quollen. Mein kindliches Gemüt wurde davon sehr bewegt. «Diesen armen Menschen muss doch geholfen werden!» dachte ich. Mit unserem Handleiterwagen stellte ich mich an die Endhaltestelle der Strassenbahn, lud Gepäck auf und fuhr es zu Verwandten oder zu einer Sommerlaube.

Es war sehr kalt im Februar 1945. Die ausgebombten Menschen brauchten ein Dach über dem Kopf, und war es nur ein nicht beheizbares Gartenhäuschen.

*

Jahre später, ich war bereits ein junges Mädchen, sprach mich, als ich gerade aus unserem Grundstück trat, eine alte Frau an. Sie gab sich als eine jener Hilfsbedürftigen zu erkennen, deren letzte Habe ich damals, nach dem Inferno, transportiert hatte. Dankbar erinnerte sie sich meiner Hilfe.

Durch diese Begegnung wurde mir das Geschehene erstmals wieder ins Gedächtnis gerufen. Mein ganzes Leben lang habe ich mich bemüht, hilfsbereit zu bleiben, Gelegenheiten dazu gibt es genügend.

[Fischbachau, Oberbayern – Markneukirchen, Sachsen – Gera
– Naumburg – Halle/Saale – Sangerhausen – Hannover –
Bremen;
1943-1945]

Theresia Nobel

Heimreise

Unsere Familie lebte in Bremen. Weil dort so oft Bomben fielen, kam ich 1941 nach Graz in der Steiermark. Da hatte ich es wirklich gut. Aber was konnte ich dafür – ich war ein Heimweh-Kind. Vielleicht hatte ich Angst, dass meine Eltern ihre Liebe zu mir vergessen, wenn ich so lange fort bin. Wir waren doch fünf Kinder, und ich mit meinen zehn Jahren die Jüngste. In Graz war ich 13 Monate. Dann holte mich mein Vater ab.

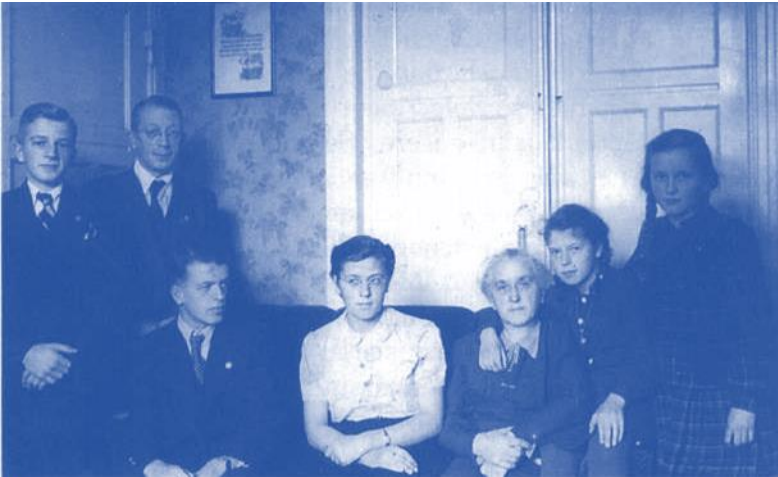
Die Bombenangriffe auf Bremen nahmen zu, und so kamen meine Schwester Hildegard und ich Anfang 1943 nach Fischbachau in Oberbayern. Wir kamen in dasselbe KLV-Lager, weil ich nun auch zur Oberschule für Mädchen an der Langen Reihe ging und viele Mädchen dieser Schule gemeinsam mit denen von der Janson-, Vietor- und Schomburg-Schule dahin geschickt wurden.

In Fischbachau wohnten wir mit unseren Lehrerinnen und BDM-Führerinnen in einem wunderschönen Erholungsheim. Es war auch sonst ganz prima, aber ich hatte wieder Heimweh und auch Angst um meine Eltern.

Nachts wurde ich immer wach, wenn ich glaubte zu spüren, dass in Bremen Bomben fielen. Ich sagte dann morgens den anderen Bescheid, dass Bremen angegriffen worden war. Aber die Lehrerinnen verboten es mir, weil edle Kinder sich so aufregten. Wir drei aus unserem Zimmer brauchten nun für mein Schwei-

gen niemals mehr Mittagsruhe zu halten, wir durften unten bleiben und um 14 Uhr Nachrichten im Radio hören. Da wurde immer berichtet, welche Städte bombardiert worden waren.

Lange konnten wir nicht in Fischbachau bleiben. Weil Kiel so schwer bombardiert worden war, mussten wir nach Hause, und die Kieler Kinder kamen in dieses Lager.



Meine Familie setzte sieb Ende 1943 für dieses Foto zusammen, «da nicht damit zu rechnen ist, dass wir alle diesen Krieg überstehen, damit wir noch ein gemeinsames Bild haben». Die Kleinste bin ich.

Wir waren erst ein paar Wochen in Bremen, da wurde Hamburg so schrecklich bombardiert, dass die Angst umging, als nächstes käme Bremen an die Reihe. Darum sollten sofort alle Kinder aus Bremen fort.

Mit den Schulen konnte man das nicht so schnell organisieren. Darum brachte meine Mutter uns zwei Jüngsten zu ihrer Schwester Maria nach Proskau, Oberschlesien, noch weiter weg als Oppeln. Meine älteste Schwester arbeitete im Bremer Polizeipräsidium in der Luftschutzzentrale, und die beiden Brüder

waren in Russland an der Front. Als wir dann erfuhren, dass unsere Schule nach Markneukirchen im Vogtland, Sachsen, verschickt worden war, brachte uns unsere Mutter dorthin. Meine Schwester kam zur Familie Fischer und ich zur Familie Schulz. Das waren jetzt unsere Pflegeeltern.

In den letzten Monaten des Krieges wurde es immer schlimmer. Dresden wurde bombardiert. Immerzu hörten wir Flugzeuge über uns. Wir dachten, sie werfen die Bomben in der Nähe ab. Nein, sie flogen Tag und Nacht nach Dresden.

Wir wussten nun auch, dass die Russen immer näher kamen. Und es kamen so viele Flüchtlinge. Einmal wurden welche aus Ostpreussen in unserer Schule untergebracht. Der Unterricht fiel aus. Wir mussten den Flüchtlingen helfen: Strümpfe stopfen, Briefe schreiben, Wege erledigen.

Ich war ja ein Jungmädchen in der Hitler-Jugend, das sind die von 10 bis 14 Jahren. Meine Schwester war schon im BDM, im Bund Deutscher Mädchen. Sie hatte schon viel Verantwortung. Sie musste organisieren, dass alle Flüchtlinge der Reihe nach zum Baden gehen konnten. Dann keim auch noch ein Transport mit Ungarn-Deutschen.

Es war uns gesagt worden, wie gemein die Russen sind. Noch schlimmer als die Polen. Polen werfen Babies an die Wand und nageln Kinder mit der Zunge auf dem Tisch fest. Russen quälen Menschen, ermorden viele, Frauen und Mädchen vergewaltigen sie. Ich wollte unter keinen Umständen den Russen begegnen und deshalb lieber zu Fuss nach Bremen gehen. Ich war noch ganz kindlich gewachsen. Ich würde eine Lederhose und Jungensachen anziehen und als Junge heimwärts gehen. Ja, das würde ich machen.

Aber was sollte Hildegard tun? Sie war im BDM und hatte Verantwortung. Und als Junge konnte sie nicht gehen!

Unser Direktor und die Lehrerinnen hatten indessen beschlossen zu versuchen, uns Kinder heil nach Bremen zu bringen, zurück zu unseren Eltern. Es war Ende Februar.

Die Pläne wurden uns mitgeteilt: Es sollten drei Gruppen von jeweils 18 Kindern aufbrechen – in der Hoffnung, dass nicht so viele durch Bomben oder Beschuss Schaden nehmen. Drei Tage hintereinander mit verschiedenen Lehrkräften. Es waren drei Jahrgänge verschickt worden. Jedes ältere Mädchen musste auf ein jüngeres achten. Immer Paare zu zweien. Paare durften sich unterwegs nicht verlassen.

Auch die mittlere Altersgruppe wurde paarweise zusammengestellt. Hildegard durfte nicht auf mich aufpassen, ich war ja in der mittleren Gruppe.

Wir würden keine Hauptstrecken fahren, nur Nebenstrecken, wegen der grossen Gefahr der Bombardierung und des Beschusses durch feindliche Flugzeuge. Wir müssten oft umsteigen. Wir wussten ja alle: Viele Strecken sind beschädigt, auch Bahnhöfe. Hunderttausende von Menschen flüchten von Ost nach West. Auch zurückkommende Soldaten und Verwundete sind unterwegs. Man musste sich auf Gefahr und Chaos einstellen.

Und dann ging diese schreckensvolle Reise los.

Ich hatte keine Schuhe mehr. Mein Pflegevater gab mir ein Paar von seinen Schnürstiefeln, ein Mann von 1,80 Meter, ich ein kleines Mädchen von 13 Jahren. Aber die Sohle war auch schon kaputt. Bis zum Bahnhof von Markneukirchen durch zehn Zentimeter hohen Schneematsch waren meine Füsse schon nass.

Es war ein Vormittag, graue Luft. Ein Wetter zwischen Schnee und Regen. Abschied nehmen. Reiseproviant war dabei. Und mein grosser Koffer, 40 Pfund schwer, alles, was ich besass, war darinnen.

Zuerst ging es bis Adorf. Sind wir da umgestiegen? Ich weiss es nicht mehr. Weiter bis Plauen. Dort stiegen wir um. Weiter bis Gera. Es war fast stockdunkel oder vielleicht schon Nacht, als wir dort ankamen. Längerer Aufenthalt. Wir sassen im Wartesaal. Das gefiel mir nicht. Ich wollte allein sein, draussen, an der frischen Luft. Als ich gerade aus dem Wartesaal wollte, ka-

men Sanitäter und Rote-Kreuz-Schwestern gelaufen: «Wir müssen den Wartesaal auf dieser Seite räumen, schnell, schnell, alle hinüber auf die andere Seite.»

Und schon stellten sie Pfosten auf und spannten ein Seil zur Absperrung. Und dann kamen sie, all die verwundeten Soldaten auf Tragen und Pritschen. Alle in den Wartesaal, Liege an Liege. Es wurde schrecklich still unter den Wartenden. Ich konnte das nicht aushalten, vielleicht wollte ich es auch nicht mit ansehen. Ich ging aus dem Bahnhof, aber nicht weit weg – falls eine Bombe fallen würde, wüsste ja niemand, wer ich bin und wo ich hingehöre. Nur nicht verlorengelien!

Ich stand vor dem Bahnhof und starrte hinauf in den Himmel. Es war eine eiskalte Nacht. Ich glaube, ich habe geweint. Der Himmel war kohlschwarz, und die Sterne glitzerten. Ich wusste nicht, ob die Sterne uns ansehen und auf uns aufpassen, weil sie wissen, was hier unten los ist. Oder wollten sie das überhaupt nicht wissen? Oder sind sie vielleicht böse über das, was Menschen machen? Aber die Sterne blinkerten so friedlich, als wollten sie mir Mut machen, als würde Gott mich grüssen.

Dann ging die Zugreise weiter. Nicht allzu weit, so 50 bis 60 Kilometer, dann waren wir in Naumburg an der Saale. 23 Stunden Aufenthalt! «Unser» Zug war gerade weg.

Was tun, 23 Stunden lang? Aber da konnte man sich auf die Organisation dieses Staates verlassen: Nette Frauen mit Schwesternhauben holten uns ab, brachten uns in eine warme, geheizte, ordentlich gepflegte Baracke mit Betten und Tischen.

Und nun durften wir für eine Weile aufatmen, wieder sein, was wir auch waren, lustige Kinder, entspannte, die lachen konnten und sich versorgen liessen. Natürlich haben wir den Naumburger Dom besucht, aber Ekkehard und Uta und die anderen Stifterfiguren waren eingemauert, zum Schutz vor Bombenschäden. Und als wir im Dom waren, spielte unser Direktor da oben die Orgel.

Die Fahrt ging dann weiter, und nun mussten wir doch zu einem grossen Bahnhof fahren, nach Halle. Wieder umsteigen. Durch die Unterführung zu einem anderen Bahnsteig.

Ich glaube, die Stadt hatte gerade einen Angriff gehabt, denn die Unterführung stand zentimeterhoch unter Wasser. Und sie war völlig verstopft mit Menschen und Gepäck. Flüchtlinge, Reisende, Soldaten, Kinder, Koffer, Kisten, Decken, schreiende Babies. Kaum ein Durchkommen, nur mühsam in einer Menschen Schlange.

Inzwischen hatte ich mit meinem Koffer die grösste Not. Der Griff war aus einem Blechstück hergestellt, mit scharfen Innenkanten, die in meine Hände schnitten, sie waren schon rot und geschwollen. Tragen konnte ich den Koffer nicht mehr, 40 Pfund, aber ziehen, immer hinter mir herziehen durch das Gewühl.

Und die hinter mir kamen, wildfremde Menschen, stellten manchmal, um die eigenen Hände für einen Moment zu entlasten, ihre schweren Taschen auf meinen Koffer. Ein Mann schimpfte mit mir, weil ich nicht weiter ginge. Aber ich musste doch hinter den anderen her, ich war doch schon die letzte und musste den Anschluss halten!

Hier unten, in diesem schrecklichen Gewühl, stand für einen Moment die Welt für mich still. Ich sah sie – und war zutiefst berührt. Da sassen sie auf ihrem Koffer, ein Mann und eine Frau. Er, Soldat in Uniform, müde, abgekämpft, sie schmal, schön, ihr mittelblondes Haar streng zu einem Knoten gesteckt, den Kopf müde an seine Schulter gelehnt. Er hielt sie im Arm. Beide wie auf einer Insel des Friedens, sie sahen wohl nicht mehr das Chaos, fühlten nur noch sich, die gegenseitige Nähe, ihre Einheit, diese beiden, Sinnbild der Hoffnung und Liebe im Untergang.

Doch weiter, den anderen nach.

Der Zug fuhr bis Sangerhausen. Umsteigen. Ich wusste, hier hatte meine Mutter als Kind jahrelang gelebt, hier am Bahnhof, weil ihr Vater bei der Reichsbahn in Diensten stand.

In schönem Sonnenschein warteten wir mit vielen auf den nächsten Zug. Die fremden Leute waren nervös. Gestern war diese Stadt erstmals bombardiert worden.

Ich stand neben meiner Schwester, holte Brot und Butterdose aus der Tasche, wollte mir eine Schnitte schmieren. Da lief der Zug ein. Hildegard rief «komm!» und schlug mir auf den Arm. Meine Butterdose sprang mir aus der Hand und fiel auf die Gleise – weg!

Gerade wollten wir einsteigen, da tönnten die Alarmsirenen. Und Panik brach aus, erfasste auch uns, die «Kriegserfahrenen». Alle stürzten fort, vom Bahnhof liefen sie in Richtung Stadtzentrum. Ein paar blieben in der Unterführung stehen, eine kleine Gruppe, auch ich. Ich hatte ja keine Angst; ich weiss nicht, vielleicht hatte ich ja doch Angst. Aber weglaufen wollte ich nicht.

Es gab Entwarnung, keine Bomben. Nun waren wir, eine Handvoll Leute, gleich am Zug, hatten den ganzen Zug für uns. Bald kamen die anderen – der Zug wartete auf sie – und wir waren diesmal alle nahe beieinander.

Wir wussten ja: bei Alarm durften die Züge Bahnhöfe nicht verlassen und auch nicht in Städte hineinfahren.

Die Fahrt ging nach Nordhausen, dann nach Herzberg am Harz und weiter nach Seesen. Oder erst nach Northeim und dann nach Seesen? Es war die zweite Nacht. Wieder umsteigen. Wir wussten auch, wie gefährlich Nachtfahrten sind. Das Heizen der Lokomotiven mit Braunkohle verursachte einen unübersehbaren Funkenschweif. Feindliche Flieger können den Zug sehen. Züge werden bombardiert, beschossen.

Auch dieser Zug war überfüllt. Wir alle wurden in den Gepäckwagen geschoben, der wie der ganze Zug stockdunkel war. Nun waren wir direkt hinter der Lok. Manche fanden eine Kiste, irgendetwas zum Sitzen, ich nicht. Mit einem Fuss stand ich auf dem Boden, mit dem anderen auf einem Gepäckstück. Sehen konnte ich gar nichts, nichts und niemanden. Neben mir war

wohl eine hohe Kiste. Obendrauf lag ein Fahrrad. Wenn der Zug etwas doller rumpelte, tippte mir das sich drehende Rad auf den Kopf. Immer wieder. Komisch. Ich tat mir selber leid. Und meine Einsamkeit fühlte ich sehr, die Verlorenheit in diesen Wirren.

Und nun hatte ich auch Angst, Angst wegen der Funken der Lokomotive. Ein-, zweimal hielt der Zug. Wir hörten den Zugführer draussen reden, er fragte einen Kollegen, ob wir besser warten sollten, wir hätten Alarm. Dann ging es weiter durch die Nacht, mit unserem Feuerschein.

Und irgendwann sassen wir in einem Soldatenzug, nachts, auf den Fluren, die Soldaten in den Abteilen. Es war fast stockdunkel im Zug, und ich hatte keine Ahnung, wo ich eigentlich war, deshalb fühlte ich mich traurig und verlassen.

Wo wollten die Soldaten hin? In Urlaub? Bestimmt war wegen der Kriegslage Urlaubssperre. Also zu einem anderen Einsatz? An eine andere Front? Aber – um Himmelswillen – wo war denn die?

Ich nahm meine Mundharmonika und spielte leise vor mich hin. Da kam ein Soldat aus dem Abteil, ich und noch ein anderes Mädchen durften mit ins Abteil kommen und sassen dann ganz eng zwischen den Soldaten. Die Gesichter waren kaum zu erkennen, weil es so dunkel war. Der Soldat neben mir spielte nun auf meiner Mundharmonika.

Ich fühlte mich so traurig, dass es schon einerlei war, ob ich jetzt sterben würde oder nicht. Vor Müdigkeit fiel mein Kopf immer wieder gegen den Mundharmonikaspieler. Ich erschrak. Vor Männern musste man sich in acht nehmen. Man durfte nicht zu nahe herankommen, das gehörte sich nicht. Eine Stimme in mir sagte aber: «Er tut dir nichts, er spielt vielleicht für seine Frau und seine Kinder, weil er auch traurig ist.» Und ich schlief ein.

Hannover! Herrlich, dieses Wort! Hannover heisst: Bald kommt Bremen. Wir sind bald da. Nur noch eine Etappe. Zentnerlasten fielen von der Seele. Hannover – das klingt ja schon fast wie Bremen.

Die Nacht war noch nicht ganz vorbei. Umsteigen. Hinauf zum anderen Bahnsteig. Der Zug stand da, aber völlig überfüllt. Überall, in den Fenstern, in den Türen, hingen Menschen. Andere drängelten nach. Und Kisten, Kästen und Bündel türmten sich noch auf dem Bahnsteig. Sollten die auch noch mit? Keine Chance für uns. Also zu einem anderen Bahnsteig, einem anderen Zug. Ein paar Stunden warten...

Der andere Bahnsteig war menschenleer. Nur wir. Der Direktor mit seinem Cello, das er schon die ganze Reise wie seinen Augapfel hütete, eine Lehrerin und unsere vollständige Gruppe. Die Kinder wollten sich bewegen, rennen, Fangen spielen. Ich wollte nicht. Vielleicht war ich auch schon krank wegen der nassen Füße. Hier oben war es auch bitterkalt, kalter, scharfer Wind, es fror. Die letzten Sterne waren verblichen. Ich sass und bewachte das Gepäck von allen.

Das Cello in seinem schwarzen, massgebauten Kasten stand mit im Kreis. Wie es da stand, sah es wie eine Art Mensch aus. Irgendwie unheimlich – nein, eher so, als gehörte es nicht hierher und hätte mit allem nichts zu tun.

Die anderen jagten herum und wurden warm. Der Bahnsteig füllte sich mit immer mehr Menschen. Die hatten wohl in der Unterführung gewartet, weil es hier oben zu kalt war. Der Zug kam, war aber auch schon voll. Doch alle, auch die drinnen waren, wussten, dass es um das Überleben, um das Durchkommen ging. Sie öffneten die Fenster und zogen unser Gepäck und uns hinein – geschafft!

Ich war drinnen, stand mit viel Gepäck im Abteil zwischen den Sitzenden. Und wieder nur auf einem Fuss. Lange nichts gegessen, lange nichts getrunken, egal. Den einen Mann im Abteil kannte ich, er arbeitete in einer Firma auf dem Grundstück neben meinem Elternhaus. Wir sprachen miteinander. Der Zug stand noch.

Da sah ich durch das Fenster, dass vier oder fünf Kinder unserer Gruppe noch draussen waren, auch meine Schwester. Sie gingen zu dem Zug auf der anderen Bahnsteigseite, einem Solda-

tenzug. Aber da durften normalerweise gar keine Zivilisten mitfahren. Soldaten guckten aus dem Fenster und sprachen mit den Kindern. Und schon fuhr unser Zug los. Nun hatte ich doch noch meine Schwester verloren!

Wir fahren nach Bremen. Unterwegs musste der Zug plötzlich bremsen. Der Direktor lehnte mit seinem Cello an der Klotür. Die sprang bei dem Ruck auf, und bums, flogen der Direx und sein Instrument ins Klo. Wir waren in einem erbeuteten französischen Personenwagen, da sind die Klos geräumiger. Da konnten wir auf einmal alle richtig lachen.

In der Nähe von Achim blieb der Zug auf freiem Feld stehen: Alarm, Bombenangriff auf Bremen. Die wenigen Männer verliessen den Zug und suchten Schutz im nahen Wald. Hatten Männer mehr Angst? Frauen und Kinder blieben, vielleicht auch, um ihren Platz zu sichern. Neben uns auf dem Feld hatten sich viele Soldaten mit ihren Flakgeschützen eingegraben und ballerten mächtig in den Himmel.

Dann Ruhe. Einsteigen, Weiterfahrt. Und wir sind nach langer Reise in Bremen! Aber Hildegard ist weg. Jede von uns muss nun beim Direktor unterschreiben, dass wir in Bremen angekommen sind. Und nun dürfen wir, jede für sich, nach Hause gehen.

Ich kann meinen Koffer nicht transportieren. Also muss ich zu Hause anrufen. Auf dem Weg zum Telefon spricht mich eine Frau an, noch eine: «Wo kommst du her? Kommen meine Kinder auch?»

Die Mütter stehen am Bahnhof und warten angstvoll auf ihre Kinder. Telefon, 20 Pfennige, wählen – ach, die Leitung bleibt tot. Also Koffer aufgeben. Ich schleife den Koffer zur Gepäckaufgabe, warte, bis ich an die Reihe komme: «Nein, tut mir leid, wir dürfen nichts mehr annehmen, das Magazin wurde eben von einer Bombe getroffen, wir müssen erst Ordnung schaffen.»

Also mit dem Koffer wieder zurück, hinaus aus der Bahnhofshalle ins helle Vormittagslicht, in die Sonne. Es stinkt entsetz-

lich nach Brand. Wohin man auch blickt, fast nur Ruinen, verkohlte Balken.

Und wieder stürzen sich die Mütter auf mich, drei, vier, acht: «Wo kommt Ihr her? Wo sind unsere Kinder, waren sie mit im Zug?»

Diese Angst und Aufregung der Mütter, diese Verzweiflung macht mich auch verzweifelt. Deshalb wende ich mich von ihnen ab, kann sie nicht ertragen. Weiter mit dem Koffer, Strassenbahnen fahren nicht. Also weiter, am Überseemuseum vorbei. Aber an der nächsten Ecke bleibe ich stehen. Ich kann nicht mehr, nicht einen Meter kann ich den Koffer weiterschleppen. Verzweifelt weine ich, ein kleines Mädchen von 13 Jahren.

Aber wie es so ist in bitterster Zeit, Menschen helfen einander. Im Nu stehen fünf, sechs Frauen um mich herum, fragen. Und über die Strasse kommt ein Mann, der wie ein Büro-Mann aussieht, wie mein Vati. Er fragt, was denn hier los sei, warum hier alle stehen.

Und jemand antwortet: «Dieses Kind ist gerade aus Sachsen gekommen und kann nun nicht weiter. Der Koffer ist zu schwer und das Telefon geht nicht wegen des Angriffs eben.»

Er sagt: «Aber bei uns geht das Telefon noch, da drüben in der Bibliothek. Komm mit, von da kannst du telefonieren.»

Und er trägt den Koffer hinüber, setzt ihn oben auf den Rand von dem grossen Bombenkrater, der zwischen Bibliothek und Museum ist, nimmt mich mit ins Büro – und ich wähle: 81458 – ich höre meine Mutter und breche in Tränen aus und rufe: «Ich bin's.»

Aber meine Mutter versteht es nicht, sie denkt zuerst an ihre Schwester Maria aus Oberschlesien, um die sie sich wohl sorgt und fragt: «Maria, du?»

Und ich heule: «Nein, ich, Thea – und Hildegard haben wir verloren.»

Mutter lässt sich erklären, wo ich bin und sagt, sie komme sofort, mich abzuholen. Dann klettere ich auf den Kraterrand und

setze mich auf meinen Koffer. Aus meinem Tornister hole ich ein Stück Brot und einen Apfel. Wie lange habe ich nichts gegessen! Das ist wohl schon 24 Stunden her.

Nach einer guten halben Stunde kommt meine Mutti, etwas klein, etwas dünn, etwas grau, den alten Hut, den sie schon beim Feuerlöschen getragen hat, tief ins Gesicht gezogen. Ich hätte es ja so gern gehabt, ich habe es ja so nötig gehabt, dass sie sich gefreut hätte, dass ich wieder da bin! Aber sie fragt nur voller Sorgen nach Hildegard. Und den Koffer kann sie auch nicht tragen, nur bis an dieselbe Ecke. Aber da kommt gleich ein Bauer mit Pferd und Wagen, der will uns helfen, lädt den Koffer auf und erklärt uns, wo wir ihn in der Osterfeuerbergstrasse wieder abholen können.

Und dann gehe ich an Muttis Hand durch den zerstörten Bremer Westen, wo jedes Gebäude kaputt ist und die Wände wie Gerippe in den Himmel ragen. Wir gehen in der Strassenmitte, denn überall liegen Trümmer herum. Nach einer Weile kommen so nach und nach einzelne, noch stehende Häuser in Sicht. Und bald werden es noch mehr. Kurz vor unserem Haus begegnet uns eine Nachbarin und ruft uns zu: «Eure Hildegard ist schon zu Hause.»

Tief in meinem Herzen sass nun ein Stachel: Hildegard hat mir die Freude verdorben, ich wollte doch so gern, dass sich alle freuen, wenn ich nach Hause komme. Zuerst die Angst um Tante Maria, dann um sie, ich lief nur so nebenher, es war so alltäglich, dass ich wieder da bin. – Aber es stimmt ja auch, im Verhältnis zu all meinem Heimweh und den Schrecken dieser Rückreise war die Freude sehr gering.

Zu Hause, kaum waren Vater und Schwester begrüsst, nicht lange Zeit zum Reden, Ausziehen, sich wärmen, kommt gleich der nächste Alarm. Auf in den Bunker.

Und Mutter Nobel, die nach dem letzten Angriff vor zwei Stunden allein den Bunker verliess, kommt nun stolz mit ihren beiden Jüngsten in die Bunkerkammer, wo ihr angestammter Platz ist. Und alle, alle die dort sitzen, staunen!

LWA Bremen

Dienstfiegel

№ 127081

Dritte Reichskleiderkarte

für Mädchen vom vollendeten 3. bis zum vollendeten 15. Lebensjahr

für das Mädchen Hea Nobel

geboren am 23. 4. 31

Wohnort Bremen

Wohnung Wipf d. Piskamp. 7a
(Mit Tinte auszufüllen)

Die Karte gilt bis 31. Dezember 1942; sie ist nicht übertragbar. Die Karte darf nur zur Befriedigung des Bedarfs des Karteninhabers benutzt werden. Mißbräuchliche Benutzung wird bestraft. Aus dem Zusammenhang der Karte gelöste Kartenteile und Abschnitte sind ungültig.

Auf die Karte können die umstehend genannten Waren bezogen werden. Bei jeder Ware ist angegeben, wieviel Abschnitte von dem Verkäufer vor Aushändigung der Ware von der Karte abgetrennt werden. Beim Bezug von Strümpfen (nicht Söckchen) trennt der Verkäufer außer den Abschnitten den entsprechenden Bezugsnachweis von derselben Reichskleiderkarte ab. Der Bezug von Strümpfen ist auf 7 Paare beschränkt. Die Abschnitte A—F sind für den Bezug von Waren vorgesehen, die gegebenenfalls besonders bekanntgemacht werden.

Für bestimmte Stoffe und Fertigwaren sind Sonderregelungen ergangen. Sie können in den Geschäften erfragt werden.

Was nützte die Kleiderkarte! Viel zu schnell wuchsen wir Kinder aus unseren Sachen heraus. Da musste immer wieder etwas genäht oder umgearbeitet werden, es wurde viel gestrickt.

Mein grosses Problem auf dieser Reise aber waren die Schuhe...

An die Hamburger Elternschaft !

Das wertvollste Gut des Volkes sind seine Kinder.

Um die Kinder vor den Schrecken des Luftkrieges zu bewahren, d.h. sie gegen die Bomben zu schützen und ihre Gesundheit, die durch die stundenlangen nächtlichen Aufenthalte in den Luftschutzkellern leidet, zu erhalten, hat der Führer im vergangenen Jahr die erweiterte Kinderlandverschickung angeordnet.

Mehr als zehn Monate sind nun schon Zehntausende Hamburger Kinder in nicht-luftgefährdeten Gauen gewesen. Sie haben sich in den Gastgauen wohl gefühlt und haben eine herrliche Zeit verlebt. Sie haben sich nicht nur gut erholt, sondern auch prächtig entwickelt. Viele äusserten schon auf dem Bahnhof den Wunsch, wieder verschickt zu werden. Vielfach ist den Kindern ihre Pflegetelle im Gastgau durch die liebevolle Betreuung ihrer Gastgeber zu einer zweiten Heimat geworden. Gross sind die Eindrücke, die den Kindern in den anderen Teilen unseres Reiches vermittelt worden sind.

Um auch weiterhin die Kinder gesund zu erhalten, bitte ich die Eltern, die Kinder für eine erneute Verschickung zu melden bzw. die Kinder, die bisher noch nicht verschickt waren, zum Aufenthalt in den Gastgauen anzumelden.

Aus verkehrstechnischen Gründen ist es nicht möglich, die Kinder nach Belieben zurückkommen zu lassen. Weil die Eltern nun ihre Kinder nicht gern auf ungewisse Zeit verschicken, hat der Reichsleiter Pg. von Schirach, der vom Führer mit der Durchführung der Kinderlandverschickung beauftragt worden ist, entschieden, dass die Verschickung sechs Monate dauert. Vor Ablauf dieser Frist können die Kinder nur in ganz besonders dringenden Fällen zurückgeholt werden. Nach Ablauf dieser sechs Monate können alle Eltern, die den Wunsch äussern, ihre Kinder zurückhaben.

Die ari der Kinderlandverschickung beteiligten Dienststellen sind bemüht, durch die klassenweise Erfassung der Kinder nach Möglichkeit unter Mitgabe ihres Hamburger Lehrers den Unterricht im Aufnahmegau in altgewohnter Weise fortzuführen. Auf jeden Fall werden die Kinder ordnungsgemäss eingeschult.

Für die im Rahmen der Kinderlandverschickung reisenden Kinder wird also in jeder Beziehung bestens gesorgt.

Heil Hitler!



Gauleiter

[Altjugelow, Kreis Stolp, Pommern – Gotenhafen*)
an der Danziger Bucht – Stade – Revenahe bei
Stade – Nordholz bei Cuxhaven – Ulzburg,
Schleswig-Holstein;
1939-1947]

Gudrun Findeisen

Wieder lachen statt weinen

Ich lebte die ersten fünf Jahre und vier Monate meines Lebens zufrieden, glücklich und wohlbehütet in dem kleinen Dorf Altjugelow in Hinterpommern. Das grosse Lehrerwohn- und Schulhaus, der Garten, der Hof mit den Ställen für allerlei Tiere boten viel Platz zum fröhlichen Spielen.

Besuche von Freunden und Verwandten der Familie aus der näheren und fernerer Umgebung zu Geburts- und Feiertagen brachten Abwechslung in das Familienleben.

Und dann war da noch das Radio, das mich faszinierte. Noch heute sehe ich mich als kleines Mädchen, gekuschelt in einen grossen, gemütlichen Sessel im Herrenzimmer, wenn ich Lieder von damals höre, wie: «Es geht alles vorüber...», «Alle Tage ist kein Sonntag...» oder auch «Auf Regen scheint Sonne...».

Im Sommer duftete die Welt nach Heu und Muttis Blumen im Garten. Die Luft war erfüllt vom Summen von Papas vielen Bienen, vom Vogelgezwitscher, vom Gackern der Hühner und vom Geschnatter der Gänse und Enten auf dem Teich vor unserem Haus. Die hohen Lindenbäume, die die Dorfstrasse säumten, spendeten in den heissen Sommertagen wohltuenden Schatten.

Mein Vater, der Lehrer, nahm mich mit, wenn er mit den Schulkindern zum Sportplatz im Wald ging, und ich durfte auch bei der Heuernte dabeisein. Mit dem Fahrrad fuhr meine grosse

*) heute Gdynia in Polen

Schwester mit mir zum Baden im See nach Daher, dem Nachbardorf. Und es gab ein Reck auf dem Schulhof, an dem ich begeistert und mit viel Ausdauer schon mit vier Jahren Aufschwünge und Kniewellen turnte.

Im Winter, der in Pommern lang und hart war, liefen die Kinder vor unserem Hause auf dem zugefrorenen Teich Schlittschuh; «Klingelschlitten» fuhren durch das Dorf, von Pferden gezogen, viel Schnee lud zum Schlittenfahren ein.

In unserer gemütlichen Stube verbreitete der Kachelofen wohlige Wärme; ich spielte mit meinen Puppen oder mit meinem Puppenherd, während meine Mutter am Fenster sass und nähte. In der Advents- und Weihnachtszeit zog der Duft von Pfefferkuchen und Plätzchen oder von selbstgemachtem Gänse-schmalz und Gänsebraten durch das Haus. Am Abend brachte die Mutter mich ins Bett, sang mir Wiegenlieder vor, und ich schlief in Geborgenheit ein.

Eines Tages, wohl im Januar 1945, sah ich im Osten am Himmel einen hellen Schein, und man erklärte mir: «Danzig brennt!» Völlig zerstört wurde Danzig im März 1945.

Flüchtlinge aus Ostpreussen kamen mit ihrem Treck im tiefsten Winter in unser Dorf, schliefen bei uns eine oder zwei Nächte und zogen dann weiter. So kam erste, für mich sichtbare, Unruhe in das friedliche Dorf.

Vater hatte man bereits im Juli 1944 zum Kriegsdienst eingezogen, obwohl er schon im Ersten Weltkrieg als junger Mann schwer verwundet worden war; die grosse Schwester musste im November 1944 zum Arbeitsdienst, der grosse Bruder 1942 zur Marine. Damit herrschte schon seit einiger Zeit die Sorge um die Familie in unserem Haus.

Eines Tages hiess es: «Wir müssen fort, die Russen kommen!» In aller Eile wurden Wertsachen in Kisten verpackt und eingegraben, denn wir meinten, bald wieder nach Hause zurückkehren zu können. Meine Mutter, mein elfjähriger Bruder, die Polin, die bei uns arbeitete und mit uns fliehen wollte, und ich ver-

liessen am Abend des 7. März 1945 unser Haus, mein Geburtshaus, die zur Stärkung gekochte, noch dampfende Milch auf dem Esszimmertisch zurücklassend.

Jeder von uns trug sein Handgepäck. Ich durfte meine Puppe mitnehmen und hatte Bilderbücher und kleine Spielsachen in einem Ranzen auf dem Rücken. (Die Puppe trug übrigens ihre Reisekleidung, die die Mutti liebevoll für einen Besuch beim Vater in Stargard genäht hatte.) Ein Kopfkissen war mir vor die Brust geschnallt. Die Mutter schleppte sich mit Proviant und dem Silber ab, damit wir etwas zum Tauschen hatten.

Der letzte LKW der in unserer Schule stationierten Fleischerkompanie nahm uns und einige Frauen und Kinder des Dorfes ein Stück mit gen Osten, weil im Westen Pommerns schon die russischen Truppen standen. (Der grosse Dorftreck war schon früher losgezogen, fiel aber den Russen in die Hände. Die Leute wurden zurückgetrieben, viele der Dorfbewohner wurden vergewaltigt, nach Sibirien verschleppt oder getötet.)

Als wir das Dorf verliessen, sangen die Frauen «Nun ade, du, mein lieb' Heimatland...» und beteten. An einer Bahnstation wurden wir abgesetzt und fuhren dann im Viehwagen eines Güterzuges bis Zoppot (Sopot), wo wir einige Tage in einer Villa blieben, bis wir mit einem Bus nach Gotenhafen weiterfahren konnten.

Ich sah Tote auf der Strasse liegen und erlebte mehrmals Bombenalarm in Gotenhafen, wo wir mit vielen anderen Flüchtlingen im oberen Stockwerk einer Fabriklagerhalle untergebracht waren.

Als wir eines Tages aus dem Luftschutzkeller wieder nach oben zu unserem Lagerplatz kamen, guckte ich voller Entsetzen in ein gähnendes, grosses Loch in der Wand neben unserem Platz. Dahinter nichts als Staub, Schutt und herumliegende Gummistiefel! Eine Bombe hatte den Nebentrakt der Fabrikhalle voll getroffen.

Im Menschengewimmel von Gotenhafen trafen wir Verwandte aus anderen Dörfern – und verloren sie wieder aus den Augen. Auch von den Leuten aus unserm Dorf wurden wir hier getrennt.

Einmal riss ich mich schreiend von der Hand meiner Mutter los und versteckte mich aus Angst vor den Tieffliegern und Granaten unter einem abgestellten Güterwaggon.

Das Schiff, für das wir zunächst Karten bekommen hatten, war überfüllt und fuhr zu unserm Entsetzen vor unsern Augen ohne uns davon. Zu unserem Glück; denn, wie wir später erfuhren, ging dieses Schiff auf seiner Fahrt unter.

Beim Warten auf das nächste Schiff wurde der Landungssteg wieder beschossen. Ich schrie so sehr, dass ein Soldat Mitleid hatte, mich auf den Arm nahm und mich, gefolgt von Mutti, meinem Bruder und unserem polnischen Mädchen, auf das Schiff brachte. Dieses Schiff war kein Luxus-Ausflugsdampfer, sondern ein Kohlenfrachter und hiess «Albert Jensen». Mit Menschenmassen, wie mir schien, waren wir in grosser Enge im Kohlenbunker des Schiffes untergebracht.

Ob von daher meine Ängste herrühren, die mich befallen, wenn ich heute auf engem Raum mit vielen Menschen zusammen sein muss, wie zum Beispiel im Fahrstuhl?

Mit dem Schiff, das von Minensuchbooten begleitet wurde, gelangten wir nun über die Ostsee nach Warnemünde und von dort mit einem LKW nach Stade. Oftmals musste diese Fahrt unterbrochen werden, um vor den Bombern im Wald Schutz zu suchen.

In Stade wurden wir, zusammen mit vielen anderen Flüchtlingen, für einige Zeit in einer zu einem Flüchtlingslager umgestalteten Schule untergebracht, bis man uns – wieder mit einem LKW – in ein nahegelegenes kleines Dorf, nach Revenahe, schaffte.

Welch ein Aufatmen! Nun bekamen wir ein kleines Zimmer bei freundlichen Leuten. Und ich fand viele Spielkameraden.

Es kam der Mai, der Krieg war zu Ende!

In dem ruhigen Dorf schreckten uns keine bedrohlichen Flieger am Himmel mehr hoch. Aber wo waren unsere Lieben? Wo der Vater, die grosse Schwester, der grosse Bruder?

Ob wir sie je wiedersehen würden? Diese Frage wird sich unsere fürsorgliche Mutter, die sich stets bemühte, uns Kinder ihre Sorgen nicht spüren zu lassen, wohl in vielen schlaflosen Nächten gestellt haben.

So verging der erste Nachkriegssommer.

Es war am 16. September 1945, einem wunderschönen Spätsommertag. Ich spielte mit einer Freundin vor dem Haus. Da sahen wir drei Menschen die Dorfstrasse entlangkommen. Wer mochte das sein?

«Das ist ja Inge, meine Schwester!» schrie ich plötzlich, rannte los und sprang in ihre Arme. Vater, Schwester und Bruder hatten sich in Schleswig-Holstein wiedergefunden und uns über den Suchdienst des Roten Kreuzes ebenfalls ausfindig gemacht. Bis zu ihrer Ankunft bei uns wussten sie nicht, ob unsere Mutter auch meinen Bruder und mich hatte retten können. Wie glücklich waren wir, uns alle lebend wiederzusehen!

In der nächsten Zeit lebten wir weiterhin auf engstem Raum – jetzt waren für uns im Lehrerhaus des Ortes zwei Zimmer freigemacht worden, und mein Vater vertrat den Dorflehrer bis zu dessen Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft und anschliessend andere Lehrer in der Umgebung.

Ich wurde in die kleine, einklassige Dorfschule eingeschult, während der jüngere von meinen beiden Brüdern und meine Schwester das Gymnasium in Stade besuchten und mein älterer Bruder bald in Stade Arbeit fand. Dazu mussten alle drei in Stade in Pension gehen, da die Busverbindungen noch so ungünstig waren, und kamen nur am Wochenende zu uns.

Im Herbst 1947 erhielt mein Vater eine feste Lehrerstelle in Nordholz, im Kreis Wesermünde, 13 Kilometer von Cuxhaven entfernt.



1. Januar 1948: Meine Geschwister und ich vor der Schule in Nordholz.

Der Umzug war für mich ein Abenteuer! Ein Trecker zog einen Anhänger mit uns und unserem Hab und Gut. Auf Strohmattmatratzen hockten wir zwischen selbstgestochenen Torf, Kaninchenställen, Stühlen, Bettgestellen, einem Tisch und einem Regal. Eine Lehrerwohnung erwartete uns, die wir uns mit einer anderen Flüchtlingsfamilie teilen mussten. Ein grosser Nutzgarten war auch dabei, so dass wir nicht zu hungern brauchten. Freundliche Dorfbewohner liehen uns Sessel und Möbel für die Stube.

Mit den einheimischen Nachbarskindern freundete ich mich schnell an. Welch ein Glück, dass sie mich als Flüchtlingskind in ihre Gemeinschaft aufnahmen!

In den grossen Ferien durfte ich mit meiner Schwester auf einen grossen Bauernhof nach Ulzburg in Schleswig-Holstein fahren. Dort hin hatte es sie zum Ende des Krieges zusammen mit einer Freundin auf der Flucht verschlagen. Hier hatte sie Unterkunft gefunden und gearbeitet.

Nun konnte ich hier Ferien machen, es war für mich ein Paradies! Da ausser den Besitzern, dazu zwei Jungen in meinem Alter, noch zwei weitere Familien mit Kindern in dem grossen Haus wohnten, waren wir eine fröhliche Kinderschar, die den ganzen Tag über im Haus mit der grossen Veranda, im Hof, im Garten, auf der Wiese und in der Scheune spielen durften.

Und ich wurde aufgepäppelt! Der Gedanke an Schwarzbrot mit guter Butter oder Zwieback, eingebrockt in einem tiefen Teller mit frischer Buttermilch, mit Zitronen und Zucker abgeschmeckt, lässt mir heute noch das Wasser im Munde zusammenlaufen und weckt die Erinnerung.

Sicher trugen diese unbeschwerten Ferientage wesentlich dazu bei, die Erlebnisse des Krieges zu verdrängen. Und so waren wieder da: Lachen statt Weinen, Vertrauen statt Angst, verbunden mit einer gewissen, vorher nicht dagewesenen Ernsthaftigkeit.

Aber manchmal träumte ich schlecht damals, als ich noch ein Kind war, und lange noch, als ich kein Kind mehr war!

[Köln;
März 1945]

Hans Engels

Dunkle Schatten

Dunkle Schatten lagen schon früh über der kleinen Seele, hüllten sie ein und bedrängten sie mit einer ungewissen Macht. Die Luft war durchdrungen von Not und Leid; jeder spürte es an Leib und Seele, auch wenn er das Bedrohliche nicht begriff.

Das Geschrei der Sirenen zerriss wie ein Blitz den leisen Schlaf. Mutter war ja immer bereit aufzuspringen, immer wieder den Weg der Flucht vor dem Verderben zu gehen. Aber wie oft würde sie den Weg noch gehen können? Schwer keuchte sie, wenn sie den kleinen Leib auf ihren Armen trug. Vor Tagen sass er noch aufrecht auf einem Arm und legte seinen Kopf auf ihre Schulter. Aber jetzt lag er matt auf beiden Armen. Der kleine Körper hatte seine innere Kraft verloren.

Grossvater kam von oben mit einer Kerze. Der schwache Schein zeigte den Weg in den Keller. Auch die Theres war die Treppen untergestiegen.

«Ich glaube, er hat sich selbst aufgegeben. Ich spüre sein Leben nicht mehr. Aber ich kann ihn doch nicht oben lassen!» Mutter sprach ganz leise.

Dann musste sie wieder husten. Mit einem seltsam pfeifenden Geräusch sog sie die Luft ein.

Sie mühte sich mit letzter Kraft, den Kleinen auf den Strohsack zu legen; fast wäre er ihr entglitten.

Die Theres hielt sie ein wenig auf. Mutter weinte.

Grossvater hatte inzwischen die Holzklappe zum Nachbarhaus geöffnet. Auf der anderen Seite sassen die Müllers. Dann kamen die Flugzeuge. Keiner sprach, keiner rührte sich, alle horchten.

Mutter lag neben meinem kleinen Bruder. Er hatte die Augen zu. Jetzt fasste sie zu mir herüber und zog mich an sich. Sie rang immer noch nach Luft.

Ich glaube, ich hatte auch Angst, obwohl ich nicht genau begriff, was da draussen und hier drinnen vor sich ging. Doch die Angst in der Seele der Menschen tritt heraus mit dem Atem, durchdringt Kleidung und Haut, und eine kleine Seele saugt sie ein und lässt den kleinen Leib erzittern.

Leise murmelte die Theres die Gebete des Rosenkranzes. Das tat sie immer, wenn die Flugzeuge kamen. Aber heute flogen sie nicht über uns hinweg. Etwas weiter entfernt kündete gewaltiges Dröhnen von der Macht der Bomben.

Bald wurde es wieder ruhiger. Weit entfernt jaulten die Sirenen auf.

Mutter schleppte meinen Bruder wieder die Kellertreppe hinauf, ich ging an der Hand der Theres.

Die Nacht war noch lange, bevor der Morgen graute. Ich schlief wohl bald wieder ein.

Als dann das Licht den Morgen erhellte und die Sonne endlich blass durch trüben Nebel blickte, weckte mich Mutter. Sie setzte sich auf die Bettkante. Ich blickte in ein fast erstarrtes Gesicht.

Dann verzerrte es sich wie unter Schmerzen. Gequält hauchte sie hervor: «Dein Bruder ist heute morgen nicht mehr wach geworden. Er ist gestorben.»

Sie ging hinaus.

Später kam sie wieder und half mir beim Waschen und Anziehen. Sie sagte nichts mehr.

In der Nachbarschaft wohnte ein Schreiner. Er war ein liebenswerter Mensch. Er suchte aus seinen kargen Holzvorräten einige Bretter heraus und zimmerte daraus einen kleinen Sarg.

Dann strich er ihn weiss an. Die Kanten machte er schwarz. Da hinein wurde mein Bruder gelegt.

Der kleine Sarg stand auf zwei Stühlen vor den Ehebetten im Schlafzimmer. Mein Bruder, gerade sieben Jahre alt geworden, lag darin wie in einem Bettchen. Er würde nun immer schlafen. Er war ja so müde. Die Krankheit hatte ihn so müde gemacht.

An einem der nächsten Tage gingen wir zum Friedhof. Ich ging an der Hand der Mutter.

Auf dem Friedhof waren nur wenige Leute. Der Pfarrer war auch gekommen. Er sprach ein Gebet.

Vier Männer waren gerade dabei, den kleinen Sarg mit Seilen in die Grube zu lassen, da heulten wieder die Sirenen.

Mutter nahm mich bei der Hand und eilte weg.

Plötzlich blieb sie stehen, blickte um sich und zog mich in eine andere Richtung. Sie schleifte mich fast hinter sich her. Dann kroch sie unter einen dunklen Strauch aus Nadelholz, zog mich nach und drückte mich fest an sich.

Die Flugzeuge kamen. Es waren nicht viele. Aber sie flogen ganz tief. Mutter und ich rührten uns nicht und sagten nichts.

Noch lange horchten wir auf das Brummen der Flugzeuge. Erst als das Brummen kaum noch zu hören war, kamen die Leute aus ihren Verstecken heraus und klopfen ihre Kleidung sauber.

Auch Mutter und ich krochen unter dem Strauch hervor, gingen aber nicht mehr an das Grab meines Bruders, sondern beilten uns, nach Hause zu kommen.

[Böhmisch-Leipa*), Sudetenland –
Dröschkau, Kreis Torgau;
1945]

Ingeborg Noack

Vertreibung aus der Heimat

Ich wurde 1934 in dem schönen Städtchen Böhmisches-Leipa im Sudetenland geboren. Wir wohnten in dem Haus meiner Grossmutter, einem Zweifamilienhaus am Rande der Stadt. Mein Vater war Eisenbahner und musste einige Zeit während des Krieges bei der Bahn in Russland arbeiten. Ich hörte als Kind gern zu, wenn er von seinen Erlebnissen erzählte:

«Ich wohnte bei einfachen Leuten, mit denen ich mich auch ein wenig verständigen konnte. Oft traf ich nach Feierabend in dem Haus auch noch Fremde. Ihrem Verhalten nach musste ich annehmen, es waren Partisanen. Stalin konnten die Leute dort nicht leiden. Sie behaupteten immer, er sei gegen das Volk. Eines Tages gab es eine gewaltige Explosion. Die meisten Gebäude des Bahnhofs flogen in die Luft. Partisanentätigkeit! Ein Glück, dass ich gerade zu Hause war und keinen Dienst hatte, sonst wäre es um mich geschehen gewesen.»

Ich war aber froh, dass der Vater bei dem Attentat mit dem Leben davongekommen war.

Nun gab es auch in dem kleinen Städtchen Böhmisches-Leipa oft Fliegeralarm, wobei aber kaum etwas passierte. In der Nähe meiner Schule waren Splittergräben ausgehoben worden, die Lehrer und Schüler bei Alarm aufsuchen mussten.

Eines Tages geschah Folgendes: Mein Vater hatte Nachtdienst auf dem Bahnhof. Er war Fahrdienstleiter, und eine Mel-

*) heute Česká Lípa in Tschechien

dung besagte, dass in der betreffenden Nacht ein Zug mit hochexplosivem Material, hauptsächlich Benzin und Rohöl, den Bahnhof passieren würde. Mein Vater sollte den Zug in die nahegelegenen Wälder auf ein Abstellgleis weiterleiten. Dort sollte der Zug den Tag über gut getarnt stehenbleiben und in der nächsten Nacht weitergeleitet werden.

Die Nacht verging, der Zug jedoch kam nicht. Am Morgen übergab mein Vater seinem Dienstkollegen alle notwendigen Papiere und sagte: «Da ist noch dieser Munitionszug, der für die Nacht gemeldet war. Er ist nicht eingetroffen. Hoffentlich kommt er nicht am hellichten Tag und wird womöglich hier am Bahnhof von feindlichen Flugzeugen angegriffen. Dann bliebe vom Bahnhof wohl nichts übrig.»

Damit ging er nach Haus und legte sich ins Bett. So gegen zehn Uhr gab es Fliegeralarm.



Unser Haus in Böhmisches-Leipa, mein Geburtshaus. Es hat den Krieg unbeschadet überstanden. Mein Vater steht vor dem Tor.

Nicht weit von unserem Haus befand sich die Eisenbahnlinie, auf der der Munitionszug in die Stadt kommen sollte. Am Geräusch erkannte mein Vater, dass sich ein Zug näherte. Zur gleichen Zeit waren aber auch Flugzeuggeräusche vernehmbar. Einige Sekunden später begann der Angriff. Ohne Gegenwehr konnten die Flugzeuge den Zug beschiessen und die hochexplosive Ladung in Flammen aufgehen lassen. Eine ganze Woche lang brannten die Waggons. Das war für unsere kleine Stadt wohl der schwerste Angriff im Krieg und für uns Kinder ein schlimmes Erlebnis.

Der Krieg näherte sich dann bald dem Ende. Es kam Schlag auf Schlag. Hitlerdeutschland hatte bedingungslos kapituliert. Aber in unserer Strasse merkte man zunächst noch nichts davon. Das Leben schien erst einmal stillzustehen. Es war auch niemand da, der gesagt hätte, wie es weitergeht.

«Hoffentlich kommen die Tschechen zu uns und nicht die Russen», hörte ich die Leute sagen. «Die Russen rächen sich grausam, bringen Menschen um, vergewaltigen Frauen und schleppen Kinder fort. Das sind alles halbe Wilde. Die Tschechen waren schon immer gute Menschen, mit denen kann man vernünftig auskommen.» So sprachen viele, auch die, welche vor einigen Jahren gebrüllt hatten: «Hitler, wir wollen heim ins Reich!»

An einem sonnigen Nachmittag ertönte ein Dröhnen durch die Strasse. Ein Dröhnen unbekannter Art. Niemand hatte es bisher vernommen. Sowjetische Panzer fuhren ein, hielten. Danach tat sich eine Zeitlang nichts. Hinter den Gardinen verborgen standen die Menschen bange Herzens und warteten. Was wird jetzt mit uns geschehen? So fragten sie sich. Endlich, nach langer Zeit öffneten sich die Luken, und Soldaten stiegen auf die Strasse. Sie traten an, und ein Offizier sprach zu ihnen. Nicht lange danach verteilten sich die Soldaten und gingen auf die Häuser zu. Sie läuteten und klopfen an die Türen, und nachdem ihnen aufgemacht worden war, inspizierten sie die Häuser.

In mein Elternhaus waren auch vier Soldaten gekommen. Sie schauten sich alle Räume an, und einer gab den Anwesenden zu verstehen, dass bei meiner Grossmutter das grosse Wohnzimmer als «Kommandantur» beschlagnahmt sei. Proteste wären ohne Erfolg gewesen, und so musste die Familie zusehen, wie in ihrem Haus ein geschäftiges Kommen und Gehen einsetzte. Gegen Abend war der Raum durch zusätzliche Möbel zweckmässig eingerichtet. Gegen 19 Uhr klopfte es an unsere Tür. Der Kommandant selbst stand da. Er benahm sich sehr höflich und befahl der gesamten Familie, nach unten zu kommen. Alle mussten in Omas Wohnzimmer. Auf dem Tisch stand eine grosse Schüssel mit Geflügelsuppe. Er bat alle, Platz zu nehmen und zu essen. Es sassen auch noch andere Soldaten mit am Tisch. Ausserdem lag an jedem Platz ein Löffel mit Brot. Meine Mutter wollte Teller holen, aber mein Vater hielt sie zurück. Durch seinen Aufenthalt in Russland wusste er, dass wir jetzt alle gemeinsam aus der grossen Schüssel essen mussten, ob sich da einer ekelte oder nicht.

Es dauerte nicht lange, da kamen auch die Tschechen als Besatzungsmacht. Sie waren von so vielen Bewohnern herbeigesehnt worden. Bald erwies sich jedoch, dass es durch sie keineswegs humaner zugeht. Haussuchungen, verbunden mit Plünderungen, waren an der Tagesordnung. So nach und nach wurden aus den Wohnungen die besten Gegenstände weggeschleppt. Schlimme Gerüchte gingen um. Manches, was erzählt wurde, stimmte, manches nicht. Wer konnte das schon nachprüfen? Alle Menschen lebten in ständiger Angst und Sorge.

Eines Tages sah ich meinen Vater zum ersten Mal in meinem Leben weinen. Er war von der Arbeit auf dem Bahnhof nach Hause gekommen und erzählte meiner Mutter: «Ich erlebe tagtäglich auf dem Bahnhof schreckliche Dinge. Ich wollte dich damit nicht belasten, aber mit einem Menschen muss ich darüber sprechen. Am meisten bedrückt mich ein Zug mit Verwundeten.

Er steht schon einige Tage einfach nur so da, auf einem Abstellgleis. Niemand kümmert sich um die armen Verwundeten. Kein Arzt versorgt sie, keine Lebensmittel sind vorhanden. Einige sind schon verhungert, andere an ihren Verletzungen gestorben. Es ist niemand da, der ihnen hilft. Man kann verzweifeln.»

Dann ging er zum Fenster, weil er vor Tränen nicht mehr weiterprechen konnte. Heute weiss ich nicht mehr, warum ich das mitanhörte. Sicher war es nicht für mich bestimmt. Ich weiss nur noch, dass mich diese Episode sehr gequält hat und ich noch lange daran denken musste.

Oft hörte man von Leuten, die sich in dieser Zeit das Leben nahmen. Manchmal waren es ganze Familien. Das nahm umso mehr zu, je mehr das Gerücht durchsickerte, dass alle Sudeten-deutschen nach Deutschland ausgesiedelt würden. Auch wurde bekannt, dass jeder nur einen ganz geringen Geldbetrag mitnehmen durfte und nur einen Koffer mit persönlichen Sachen. Dieses Gerücht wurde bald zur Gewissheit. Da war der Jammer gross. Niemand wollte doch sein Haus, seine Möbel, die Wäsche und alles, was lieb und teuer war, im Stich lassen und ins Unge- wisse ziehen! Der Krieg hatte alles zerstört, in Deutschland gab es sicher keine Wohnungen für so viele Aussiedler. Von Möbeln, Wäsche und Kleidung ganz zu schweigen. Die Menschen wollten schier verzweifeln.

Bald war es dann auch soweit. Die ersten Familien traten ihre grosse Reise an. Jeder musste mit einem Koffer zu einem Treffpunkt in der Stadt kommen und sich dort melden. Meine Schwester war mit ihrer Familie bereits ausgesiedelt; als sich mein Vater eines Tages mit einem Arbeitskollegen unterhielt: «Ich werde mich wohl freiwillig zur Aussiedlung melden», sagte er zu ihm. «Wenn wir womöglich bis zuletzt warten müssen, dann bekommen wir in Deutschland überhaupt keine Wohnung mehr. Dann haben die anderen alles schon für sich in Beschlag genommen. Wo es nun eine beschlossene Sache ist, da will ich auch nicht mehr lange warten. Dann kommt auch noch der nächste Winter,

da wird es noch schlimmer. Die Aussiedler jetzt haben vielleicht eher noch eine Möglichkeit, ein Unterkommen zu finden. Ausserdem ist meine älteste Tochter mit Familie schon fort. Wir wissen aber nicht, wo sie sich befindet. Post kommt ja nicht in diesen Zeiten. Meine Frau macht sich Sorgen, womöglich geht sie mir nervlich noch kaputt.»

Das hatte ein Tscheche gehört, aber nicht richtig verstanden. Nach ein paar Tagen wurde mein Vater zu seiner Dienststelle gerufen. Ihm wurde vorgeworfen, gesagt zu haben, dass die Tschechen kaputt gingen.

Ein Glück, dass mein Vater auch Freunde unter den Tschechen hatte, die sich für ihn einsetzten. Mit ihrer Hilfe gelang es dann, ein Unglück abzuwenden. In der damaligen Zeit wurden oft Bürger aus ihren Häusern abgeholt, und keiner erfuhr wohin.

Dieses Vorkommnis bestärkte meinen Vater noch mehr in dem Glauben, dass es richtig war, so schnell wie möglich das Sudetenland zu verlassen und sich in Deutschland eine neue Heimat zu suchen. Aus unserer Strasse schlossen sich mehrere Familien zusammen, die gemeinsam den schweren Weg antreten wollten. Am Sammelplatz waren sehr viele Deutsche. Niemand wusste, was nun alles passieren sollte. Die Angst war sehr gross. In den folgenden Stunden mussten alle ihre Koffer zum Durchsuchen öffnen. Da wurden die besten Kleidungsstücke wieder fortgenommen und auch alles, was den Tschechen irgendwie brauchbar erschien. Meine Mutter hatte für jeden von uns eine Woldecke und auch die dazugehörige Bettwäsche mitgenommen. Die Bettwäsche verschwand bei dieser Durchsuchung und auch die beiden Woldecken meiner Eltern. Nur ich besass noch meine Decke. Allen Familien erging es ähnlich, so dass die Tränen schon am Ausgangspunkt der grossen Reise reichlich flossen.

Bald entstand ein neues Problem. Alle Ausreisenden sollten auf Lastkraftwagen verladen werden. Transportmittel aller Art, also auch Handwagen, sollten Zurückbleiben. Unter uns, der

Gruppe aus unserer Strasse, befand sich eine alleinstehende Frau. Ihr Mann und sie wollten ursprünglich die Heimat nicht verlassen. Sie hatten deshalb beschlossen, sich das Leben zu nehmen. Nun hatte wohl der Mann seiner Frau nicht so sehr wehtun wollen. Jedenfalls hatte er beim Aufschneiden der Pulsadern mit dem Messer nicht so fest zugeedrückt wie bei sich selbst. Als man beide fand, war der Mann tot, die Frau konnte man noch retten. Nun trug sie am Arm einen dicken Verband. Sie konnte damit nicht zugreifen, erst recht keinen Koffer tragen. Mein Vater, der Tschechisch sprechen konnte, erklärte den verantwortlichen Leuten den Sachverhalt. Aber diese hatten kein Einsehen und wollten nicht helfen.

Kurzerhand packten die Männer einen der beiden Karren und beförderten ihn schnell auf einen leeren Lastkraftwagen. Alle Leute stiegen schnell hinterher. Es gab ein solches Durcheinander, dass niemand mehr den Wagen herunterholen konnte. So hatten wir wenigstens noch einen Wagen statt der vorgesehenen zwei. «Müssen wir eben diesen Wagen voller packen. Irgendwie wird es schon gehen. Leichter sind unsere Koffer ja sowieso alle geworden», sagte jemand. Diese Bemerkung machte alle gleich wieder trauriger.

Gegen Mittag ging die Fahrt los in Richtung Grenze. Wir mussten eng zusammengepfercht auf dem Auto stehen. Der LKW fuhr durch Städte und Dörfer. In einem Dorf standen einige Frauen auf der Strasse, als der LKW verkehrsbedingt kurz anhalten musste. Eine Frau meinte freundlich: «Na, geht es nach Hause?»

«Wir kommen von zu Hause», antwortete ihr jemand. Man konnte sehen, wie die Frauen alle erschrakten. Sie wussten noch nicht einmal, dass sie in kurzer Zeit dasselbe Schicksal erleiden würden.

So ging es weiter, bis wir uns der Grenze näherten. Niemand kümmerte sich darum, ob wir Hunger oder Durst hatten. An der Grenze mussten alle absteigen und auf einer Wiese lagern. Dort

wurden wieder alle Koffer geöffnet und die letzten Habseligkeiten durchsucht. Die Koffer wurden noch leichter. Was an Schmuck von der ersten Kontrolle noch verblieben war, wurde jetzt weggenommen. Am Ende blieb den Familien nicht mehr viel Habe, so dass sie Edle sehr ängstlich ihrer ungewissen Zukunft entgegensahen.

Gegen Abend passierten alle Aussiedler die Grenze, und dann waren wir uns selbst überlassen. Ein Tscheche tat sehr freundlich und erklärte uns den Weg in die nächste Stadt. Es war ein sehr steiler Berg zu überwinden, und alle plagten sich sehr mit dem Gepäck auf diesem beschwerlichen Weg. Später stellte sich heraus, dass es einen viel bequemeren Weg gegeben hätte. Das erzählten uns andere Leute. Das war das Abschiedsgeschenk der Tschechen, sie wollten, dass wir uns plagen. Alle in unserer Gruppe waren sehr empört.

Unser Weg führte in den Kreis Torgau. Wir fanden Unterkunft auf dem Rittergut Dröschkau in den ehemaligen Kriegsgefangenenunterkünften mit vergitterten Fenstern.

Meine Eltern arbeiteten auf den Feldern. Die Jahre danach waren schwer, aber auch sehr lehrreich. Jedenfalls vertraten damals alle Erwachsenen die Meinung, dass es nie wieder Krieg geben dürfe, und alle wollten ihr Leben lang lieber trockenes Brot essen.

*

Nun sind über 50 Jahre vergangen. Im Jahr 1996 wurde ich von einem Ehepaar aus der Nachbarschaft zu einem Ausflug eingeladen. Die Autofahrt führte uns in die Nähe der tschechischen Grenze. Ich bat sie, noch einige Kilometer weiterzufahren und mit mir meine Heimat zu besuchen. Sie waren einverstanden, und wir fuhren über die Grenze.

Unterwegs fragten sie mich, ob ich nach 1945 einmal in meinem Elternhaus gewesen sei. Ich antwortete, dass meine Eltern und ich das immer vermieden hätten. Wir wollten nicht anklopfen oder klingeln und bei den Bewohnern Schuldgefühle hervorrufen. Schliesslich können die Leute nicht verantwortlich sein

für Geschehnisse, die sich in der Folge nach Kriegsende ergeben hätten.

Wir hielten also vor meinem ehemaligen Elternhaus, stiegen aus. Ich erzählte meinen Freunden viel von früher, wie alles ausgesehen hatte, erkannte einen alten Apfelbaum wieder und so manches andere auch. Plötzlich stand ein etwa 40jähriger Mann am Gartentor und sprach uns in gutem Deutsch an. Er war sehr freundlich und aufgeschlossen, und irgendwann in unserem Gespräch musste ich ihm unsere Anwesenheit erklären. Ich sagte ihm, dass dies mein Elternhaus sei. Darauf lud er uns in sein Haus ein und bat uns, seine Gäste zu sein. Dies konnten wir ihm nicht abschlagen.

So kam es, dass ich nach über 50 Jahren wieder in dem ehemaligen Wohnzimmer meiner Grossmutter sass, in welchem seinerzeit die sowjetische Kommandantur gewesen war. Wir tranken dort Kaffee und unterhielten uns sehr nett. Der Mann erzählte uns, dass sein Vater das Haus gekauft habe. In unserer Unterhaltung gab ich ihm auch meine Meinung zu verstehen: Es müsse doch einmal ein Schlussstrich unter die Geschehnisse vor über 50 Jahren gezogen werden, beide Völker sollten friedlich und in gutem Einvernehmen nebeneinander existieren. Wir schieden in bestem Einvernehmen voneinander.

Ich war mit meiner Familie schon oft wieder in meiner Heimatstadt, bin an meinem Geburtshaus vorbeispaziert und habe mich auch jedesmal sehr gefreut, wenn das Haus einen gepflegten und ordentlichen Eindruck machte, obwohl ich persönlich nichts davon hatte.

Der ehemalige Hass auf die Vertreiber machte anderen Gefühlen Platz. Wie viele Kriege gab es schon in der Geschichte? Wie vielen Menschen geschah dabei Unrecht? Wo fangt Wiedergutmachung an und wo hört sie auf?

(Weitere Erinnerungen dieser Autorin finden Sie im Band «Kindheit 1945-1950» der Reihe ZEITGUT.

[Königs Wusterhausen bei Berlin;
März 1945]

Brigitte Argast

Der fünfte Geburtstag

Mein ganzes Leben lang werde ich diesen 10. März 1945 nicht vergessen – meinen fünften Geburtstag. Es war morgens gegen sechs, als meine Mutter mich und meine Geschwister weckte. Noch immer hielten wir uns in dem Waldgebiet auf, das zwischen Königs Wusterhausen und Berlin lag. Es herrschte klirrende Kälte, Schnee und Eis bedeckten den Waldboden. Überall lagen dicht zusammengedrängt Menschen, zugedeckt mit allem, was sie hatten. In der Ferne hörten wir Bombeneinschläge, die immer näher zu kommen schienen. «Berlin wird bombardiert», flüsterten die Erwachsenen.

Einer der wenigen Männer, die damals unseren Flüchtlingstreck begleiteten, rief meiner Mutter zu: «Machen Sie die Kinder fertig, ich bringe alle in ein Bauernhaus, das hier ganz in der Nähe sein muss.»

«Pst, ruhig Kinder, steht jetzt auf und haltet eure Beutel fest.» Kaum hatte Mutter den Satz ausgesprochen, hörte man von überall her lautes, angstvolles Schreien. Eine Granate war in der Nähe eingeschlagen.

Plötzlich standen um uns herum lauter verummte Gestalten. Viele Kinder weinten.

Es schneite und schneite, als wolle es nie mehr aufhören. Wie aus dem Nichts tauchten zwei Pferde auf, die vor einen grossen Leiterwagen gespannt waren.

Der Mann rief: «Die Kinder zuerst!»

Aus Angst, meine Mutter im Gedränge nicht wiederzufinden, fing ich laut an zu weinen. Meine kleinen Geschwister klammernten sich an mich. Mit einem Mal wurden wir auf den Wagen gehoben und nach uns noch viele andere Kinder. Wir kauerten uns angstvoll zusammen.

«Habt keine Angst, Kinder, bald sind wir in einem richtigen Haus mit einer richtigen Tür und einem warmen Ofen», tröstete uns der dickvermummte Mann. Das einzige, was man von seinem Gesicht sah, war ein riesiger Schnurrbart.

Endlos schien uns der Weg zu diesem Haus. Mühselig zogen die Pferde das schwerbeladene Fuhrwerk den schmalen Weg hinauf.

«Da ist es! Ich kann es schon sehen!» rief eines der Kinder, und alle lachten und schrieten durcheinander.

Zuerst sahen wir eine grosse Scheune und gleich dahinter das Haus – unser Bauernhaus. Von Ferne leuchtete ein Licht, spärlich und doch verheissungsvoll. Ich hatte nie ein schöneres Haus gesehen. Zentimeterhoch lag der Schnee auf dem Dach wie dicker Puderzucker.

Schon von Weitem sahen wir, dass sich die Haustür öffnete. Zwei Gestalten, eine grosse und eine kleine, traten heraus, kamen auf uns zu und winkten mit einer Laterne. Da wusste ich, wir waren willkommen. Zum erstenmal seit Wochen hatte ich keine Angst mehr.

Es wurde Mittag, bis wir alle im Haus und in der Scheune untergebracht waren. Mein schönstes Geburtstagsgeschenk war die heisse Kartoffelsuppe mit den grossen Wurststücken, die es für alle gab. Wir assen um die Wette. Danach wurden wir so müde, dass wir uns fast nicht mehr auf den Beinen halten konnten. Meine Mutter trug uns nacheinander in die Scheune. Ein grosses Lager aus Heu mit dunklen Wolldecken erwartete uns.

«Jetzt liegen wir auch in einer Scheune im Stroh, wie damals das Jesuskind», sagte ich zu meiner Mutter. Bewegt drückte sie mich an sich. «Ja, meine Kleine, immer wieder wird es Kinder geben so wie ihr – in einem Lager aus Stroh.»

An meinem 55. Geburtstag beschloss ich, das Bauernhaus zu suchen. Es dauerte Monate. Dann, es war inzwischen Mitte August, stand ich vor der alten Scheune. Eine leise Wehmut befiel mich.

«Suchen Sie etwas?» Eine grosse, schlanke Frau, ungefähr in meinem Alter, stand neben mir und sah mich fragend Ern.

«Ich habe gefunden, was ich suchte», antwortete ich. «Ich mache einen kleinen Ausflug in die Vergangenheit; vor langer, langer Zeit schlief ich in dieser Scheune hier.»

«Wenn das so ist, dann kommen Sie doch bitte mit herein.»

Einladend zeigte sie auf ein hübsches, neues Haus, das an der Stelle des alten Bauernhauses stand. Aufgeregt und ein wenig neugierig folgte ich ihr. Sie führte mich in eine anheimelnde Bauernstube.

«Zuerst mache ich uns einen Kaffee, da redet es sich besser.»

Ich erzählte ihr, wie ich damals in dieses Haus gekommen war. Plötzlich schimmerten Tränen in ihren Augen: ‚Ach, meine Mutter war eine gute Seele. Das Leid der Flüchtlinge, hauptsächlich das der Kinder, ging ihr sehr nahe, und sie versuchte zu helfen, wo sie konnte. Leider ist sie voriges Jahr gestorben. In ihrem Nachlass habe ich etwas gefunden, das sie vielleicht interessiert.»

Sie holte aus einem Wandschrank einen alten Schuhkarton, gefüllt mit Fotos, die zum Teil alt und beschädigt waren. Aufgeregt wühlte sie zwischen den Bildern. Dann endlich reichte sie mir triumphierend ein Foto in Postkartengrösse. «Hier, nehmen sie es, vielleicht können sie etwas damit anfangen.»

Es zeigte die Scheune, und vor dem grossen Scheunentor stand ein Pferdefuhrwerk – unser Pferdefuhrwerk voller Kinder. Einige lächelten und winkten dem Fotografen zu. Ich schaute genauer hin und erkannte mich und meine Geschwister – drei kleine, magere Mädels mit ernsten Gesichtern – Kriegskinder.

Hans J. Kever

Würzburg brennt!

Ich wurde am 29. April 1931 in Köln geboren. Als ich zehn war, lebte ich mit meinen Eltern in der Domstrasse, wenige hundert Meter vom Hauptbahnhof entfernt. Damals war die Stadt noch massiv mit leichter und schwerer Flak geschützt, samt den nötigen Scheinwerferbatterien zur Abwehr von Nachtangriffen.

Als zehnjähriger Junge fand ich es sehr interessant, die Scheinwerferstrahlen zu beobachten, die am Himmel entlanghuschten, bis sie einen Bomber im Strahlenkreuz hatten und die Flak mit lautem Krachen das Feuer darauf konzentrierte.

Einen Bomberabsturz vergesse ich nie: Mit sich ständig steigendem Geheul der Propellermotoren stürzte er in ein Haus am Eigelstein, etwa 800 Meter von uns entfernt. Mit der Explosion der Maschine samt den Bomben riss er gleich mehrere Häuser in der Zeile ein!

Am nächsten Tag waren wir Kinder eifrig damit beschäftigt, die vom Himmel gefallenen Flaksplitter aufzusammeln, wobei wir versuchten, möglichst grosse Teile der Sprenggeschosse zu finden. Die älteren konnten an Farbresten auf der Aussenseite der Splitter das Kaliber der Flakgranaten bestimmen.

Im Frühjahr 1941 brachte mich mein Vater bei einem ihm bekannten Bauern in Grieskirchen-Gallspach in Oberösterreich

unter, wo ich ein Jahr blieb. Dann war ich ein Jahr lang in der nahegelegenen Kreisstadt Grieskirchen bei einer Fotografenfamilie.

Inzwischen, im Herbst 1941, hatten wir in Köln den ersten Bombenschaden, der damals noch grosszügig vom Staat reguliert wurde. 1943 brachte mein Vater sein Warenlager und die Möbel an der Schweizer Grenze in einem kleinen Dorf, Inzlingen bei Lörrach, in Sicherheit. Die Möbel kamen in ein kleines Bauernhaus, wo ich dann mit meiner Mutter lebte, und die Waren in den Rittersaal eines alten Wasserschlosses. Was noch in Köln war, wurde 1943 bei einem weiteren Bombenangriff zerstört. Kriegsbedingt war die Wiederbeschaffung schwierig: Ein Radio musste mein Vater mit seinem Bezugschein in Strassburg besorgen, in Köln gab es keines mehr.

Dann kam von Süden her die Front immer näher. Zwei elsässische Lehrer, die in der Volksschule zwangsweise eingesetzt waren, setzten sich nach Frankreich ab, und damit war der Schulunterricht zu Ende.

Ende 1944 brachte mich mein Vater nach Würzburg in Sicherheit, weil er fürchtete, die Front bald im Dorf zu haben. Den Angriff der Alliierten auf Würzburg mit zwei V 1-Bomben erlebte ich gemeinsam mit ihm in der Petersstrasse. Zwei Häuser wurden total zerstört und einige auf dem linken Mainufer beschädigt.

Ich werde nie das grauenerregende Geräusch der anfliegenden V-Bomben vergessen. Plötzlich brach es dann ab, kurz darauf erfolgte die Detonation.

Danach besorgte mein Vater für mich eine Bleibe in Randersacker, etwa sechs Kilometer südlich von Würzburg, bei einem Weinbauern mit einem grossen, alten Weingut.

Hier erlebte ich eine schöne Zeit.

Auf dem Hof war ein russisches Ehepaar mit einer Tochter namens Sina, die etwas jünger war als ich und die deutsche Schule besuchen durfte. Ihr Vater war als Direktor der

staatlichen Zuckerfabrik in Korosten in Russland auf die deutsche Propaganda hereingefallen, die behauptete, jeder Ukrainer, der sich freiwillig zum Arbeitseinsatz nach Deutschland meldete, bliebe mit Frau und Kind zusammen und würde seinem Beruf entsprechend eingesetzt. Aber nicht als stellvertretender Direktor einer deutschen Zuckerfabrik sollte er arbeiten, sondern als Bauernknecht und die Frau als Magd. Die Tochter durfte aber wirklich auf die deutsche Schule.

Dann war noch ein junger Russe da, Wassili, der von einer Sowchose, einem grossen Staatsgut, unter gruseligen Umständen von den Deutschen zwangsrekrutiert wurde: Alles, was nicht arbeitsfähig war, wurde an Ort und Stelle erschossen und die Familien getrennt.

Untereinander hatten die Russen oft Meinungsverschiedenheiten, aber ich kam gut mit ihnen zurecht. Nur als ich Sina Englisch beibringen wollte, das ich in Österreich ein Jahr auf der Hauptschule gehabt hatte, und sie mich dafür Russisch lehren sollte, gab es Streit. Ich begann meinen Unterricht mit dem ABC, und das englische ABC leuchtete Sina auch ein, weil es ja sehr dem deutschen ABC ähnelt. Als sie mir aber das russische ABC vordeklamierte und an die Zischlaute kam, wobei sie sich beim Tsch und TschTsch wie eine kleine Lokomotive anhörte, fing ich an, schallend zu lachen. Sina war beleidigt, und das war das Ende unseres Sprachaustausches. Schade!

Ich war ja schon fast 14 Jahre alt und half ein bisschen in der Landwirtschaft mit. Sehr gern ritt ich mit Wassili die Pferde zum Waschen in den Main. Fröhlich war der Fluss warm und die Luft eiskalt. Auf dem Rückweg zum Stall, in der Badehose an den Rücken eines grossen Ackergauls geschmiegt, war es herrlich warm, und der Pferdegeruch störte mich nicht.

Doch dann kam ein schreckliches Erlebnis:

Die Nacht vom 16. März 1945 war klar und kühl über Randeracker. Im obersten Stockwerk eines alten Weingutes hatte ich

ein kleines Zimmer für mich. Die Türe hatte ich abgeschlossen, ich lag im Bett und schlief.

Plötzlich wurde ich durch Fausthiebe und Fusstritte gegen meine Zimmertür geweckt, und der Besitzer des Weingutes brüllte verzweifelt: «Hannes, Hannes, so werd' doch endlich wach!»

Schlaftrunken ging ich zur Tür und hörte gleichzeitig ohrenbetäubendes Propellergebrüll von vielen hundert Flugzeugmotoren. Der Besitzer raste mit mir die Treppen hinunter zum Hintereingang des Weingutes. Im Garten stand ein kleines Hühnerhaus, das unterkellert war. Es schien sicherer als die Gewölbekeller voller Weinfässer. Genug Wein, um bei einem Treffer ganze Familien zu ersäufen!

Was war bloss los?

Über Würzburg war der Himmel glühend rot, und ein unnatürlich warmer Wind wehte mit zunehmender Wucht aus Richtung der Stadt. Riesige Leuchtkugeln erleuchteten den Himmel taghell, und immer noch hörte man Bomber, die mit ohrenbetäubendem Motorengerüll aus der Anflughöhe auf Angriffshöhe niedergingen.

Beim Lauf zum Hühnerstall-Keller hörte ich Brandbomben durch das Scheunendach schlagen. Wie durch ein Wunder brach kein Feuer aus, obwohl zwei oder drei Stabbrandbomben gezündet hatten, die aber innerhalb eines kleinen Bereichs verbrannten.

Ein Ehepaar hatte sich in einem nahen Weinberg in die Reihen gelegt, und als der Angriff schliesslich vorbei war, verstand der Mann, warum seine Frau so still war: Eine Stabbrandbombe hatte sie wie mit einem Nagel durch Rücken und Brust in den Boden genagelt. Sie war tot!

Der Feuersturm aus der brennenden Stadt wurde immer schlimmer. Dann kamen die ersten Flüchtlinge. Russische Kriegsgefangene aus einem Gefangenenlager bei Heidingsfeld waren darunter. Sie bluteten teilweise aus verschiedenen Verletzungen. Beim Angriff waren sie in Panik geraten und einfach

quer durch die Stacheldrähte des Lagerzaunes auf freies Gelände geflüchtet.

Zivilisten mit mehr oder weniger Gepäck suchten eine Bleibe. Mein Weingutsbesitzer nahm Leute auf, bis das ganze Haus überfüllt war und niemand mehr Platz finden konnte. Viele standen unter Schock.

Würzburg hatte vorher nie einen Bombenangriff erlebt, lediglich vor Weihnachten 1944 den vorn erwähnten Einschlag der zwei V-Bomben, die die Alliierten im Westen auf Abschussrampen erbeutet hatten und wohl einmal ausprobieren wollten.

In der Nacht vom 16. März 1945 herrschte in der Höhe der Zielausleuchtung starker Nordwind, was zur Folge hatte, dass die nördlichen Teile Würzburgs vom Angriff nicht soviel mitbekamen, dafür aber der südliche Bereich umso mehr. Selbst das Weinhaus «Teufels-Keller» zwischen Randersacker und Würzburg wurde zerstört.

Ausser Phosphorkanistern, Stabbrand- und Sprengbomben, wurden erhebliche Mengen Zeitzünderbomben abgeworfen, die teilweise erst am nächsten Tag explodierten. Dadurch wurden die Löscharbeiten und die Bergung Verschütteter sehr gefährlich und stark behindert. Bei den Feuerwehrmannschaften und Bergungstruppen gab es viele Verluste.

Die Mönche des Klosters Cäpple auf der linken Mainseite leisteten unter Missachtung ihrer eigenen Sicherheit Hervorragendes bei den Lösch- und Bergungsarbeiten. Der damalige Gauleiter Helmut hat sicher innerlich gekocht vor Wut, als er ausgerechnet diesen Mönchen das Kriegsverdienstkreuz in Gold wegen hervorragender Tapferkeit Umhängen musste! Derselbe Gauleiter hatte das Angebot der Alliierten Luftkommandos, Würzburg als reine Lazarettstadt zu verschonen, abgelehnt. Er hätte die Stadt zur offenen Stadt erklären müssen, stattdessen schrieb er in der Fränkischen Zeitung: «Auch Würzburg soll in diesem Heldenkampf der deutschen Städte...»

Während des verheerenden Angriffs auf die ungeschützte Stadt sass der Held ja in seinem Befehlsbunker, viele Meter tief unter dem Felsen, auf dem die Festung Marienburg stand.

Unter den Bombenflüchtlingen war auch eine Ärztin, die ihre alte Mutter im Luftschutzkeller hatte zurücklassen müssen. Der Weingutsbesitzer fuhr am nächsten Tag mit dem Pferdewagen in die Stadt, um die Frau zu holen und aus dem Keller noch Sachen zu bergen. Das Russenmädchen Sina und ich fuhren auf einem kleinen Leiterwagen mit.

Der Anblick, der sich uns bot, als wir die Aussenviertel von Würzburg erreichten, war grauenhaft. Dass es überall noch schwelte und qualmte, war nicht weiter schlimm, aber am Strassenrand lagen die Leichen von Schwerverwundeten aus den Lazaretten, die versucht hatten, sich trotz ihrer Verwundungen kriechend aus dem Flammenmeer zu retten.

In der Strasse, wo die Ärztin gewohnt hatte, standen nur noch rauchende Ruinen. Ihre Mutter sass im Luftschutzkeller noch auf ihrem Stuhl und war den Umständen entsprechend ziemlich mitgenommen. Die kleine Russin und ich polsterten unser Leiterwägelchen mit Decken aus, die alte Frau wurde hineingesetzt und gut zugedeckt.

Vorher hatte Sina aus Neugierde eine Wellblechplatte hochgehoben, die neben einem ausgebrannten Haus lag; blass und schreiend kam sie zu mir gerannt: «Hannes komm, ganz schlimm!» Unter der Plane lag eine bis zur Unkenntlichkeit verbrannte Frau, die offenbar versucht hatte, sich durch einen Sprung aus dem Fenster in Sicherheit zu bringen.

Ich verbot Sina, weiter heranzustöbern, und mit dem Leiterwägelchen, auf dem die Mutter der Ärztin sass, machten wir uns auf den Rückweg nach Randersacker. Der Weingutbesitzer nahm mit dem Pferdewagen einen anderen Weg als wir. Wegen explodierender Zeitzünderbomben und gesperrter Strassen mussten wir einen Umweg über Heidingsfeld nehmen. Über die Eisenbahnbrücke wollten wir aufs rechte Mainufer, wo Randersacker liegt.

Wir waren fast drüben, als ich eine Gruppe Lightnings Tiefflieger (Doppelrumpf-Maschinen) im Tiefflug auf die Brücke zurasen sah.

Ich brüllte nur noch: «Sina renn!» und liess das Wägelchen mit der Oma die Böschung runtersausen, rollte selber hinterher, Eds die Jabos das Feuer auf irgendein Ziel im Brückenbereich eröffneten. Die arme Oma fiel dabei aus dem Leiterwägelchen, und schimpfte hinterher furchtbar mit uns. Die Gefahr, in der sie auf der Brücke schwebte, hatte sie *gar* nicht mitbekommen.

Der Feuersturm vom Brand Würzburgs war so stark, dass im 15 Kilometer entfernten Kitzingen angesengte Aktenbündel vom bischöflichen Ordinariat auf der Strasse gefunden wurden.

Ein paar Tage nach dem Angriff fuhr ich zusammen mit einer Nichte des Weingutsbesitzers nach Kitzingen. Auf unseren Fahrrädern radelten wir nebeneinander über die hohe Fläche zwischen Randersacker und Kitzingen. Einige hundert Meter querab pflügte ein Bauer mit Ochsen seinen Acker. Zum Glück sah ich rechtzeitig einen Jagdbomber im Tiefflug in unsere Richtung kommen. Ich fuhr dem Mädchen einfach so heftig ins Rad, dass sie in den Strassengraben fiel und liess mich selber hinterherfallen. Da krachten auch schon die Bordkanonen.

Der Jäger hatte es aber nicht auf uns, sondern auf den pflügenden Bauer abgesehen. Nach dem dritten oder vierten Anflug hatte er es geschafft: Bauer und Ochsen waren tot. Wir meldeten das im nächsten Dorf und machten, dass wir nach Kitzingen kamen.

Leider dauerte es noch viele Wochen, bis dieser verfluchte Krieg endlich zu Ende war!

[Hüpede, Niedersachsen;
März 1945]

Anne Ocker

Der Gefangenenzug

Es war im März. Frau Grothe kam durch den Garten gelaufen, fragte: «Wo ist eure Mutter?»

«In der Küche!»

Sie sprach mit ihr und lief ins nächste Haus.

«Kartoffeln sollen wir kochen, und es darf keiner auf die Strasse», erklärte mir Mutter.

«Warum?»

«Die Kartoffeln sollen zu Jeinsens gebracht werden.» «Aber wir haben doch gar keine Kartoffeln über.» «Doch», sagte Mutter, «einen Topf voll haben auch wir.» «Was ist denn?» Mutter war stumm.

«Helft, es soll ganz schnell gehen!»

Wir holten Kartoffeln, und Mutter wusch sie kaum, legte Holz nach und stand stumm vor dem Herd.

«Lore, hol den Handwagen, ihr Grossen bleibt hier, du gehst, Lore!»

Ich war acht Jahre alt.

«Und lauf! Den Deckel binde ich fest, damit sie noch warm sind. Lauf!»

Beide Hände an den Griffen der Deichsel des Handwagens lief ich über die gewölbte Teerstrasse mit den Schlaglöchern. Der Hof lag abseits am Dorfende. Bei den Bäumen standen Frauen, Kinder und

die Handwagen. Das Scheunentor war offen, das sah ich schon von Weitem. Ich hörte Männer schreien.

Die Frauen riefen mir entgegen: «Lore, komm schnell!» Und zeigten: «Dorthin.»

Ich bog in den Hof und blieb erschrocken stehen.

Solche Menschen hatte ich noch nie gesehen: Grau, ohne Haare, die Augen tief in den Höhlen und doch herausgequollen und rund. Die Mäntel waren weit, lang, dreckig und zerrissen. Die Farbe gab es nicht, grau vielleicht, schwarz oder grün verblichen. Schuhe hatten nur wenige, die meisten mit Lappen und Bindfaden umwickelte dicke Fusstümpfe. Viele schwankten, konnten kaum stehen.

Ich trug meinen Topf zu einem Mann in Uniform mit Gewehr. Er ging in die Reihe zu den Männern, fünf oder sechs standen nebeneinander. Ihre Hände streckten sich aus, griffen in den Topf, steckten das Gegriffene, so wie es war, in den Mund.

Sie wollten wieder greifen, der Topf war leer. Es dauerte Sekunden. Ich erhielt den Topf zurück. Brachte ihn zum Handwagen und blieb bei den anderen Frauen stehen. Wir wagten nicht zu reden, starrten nur stumm auf die endlose Reihe, die Kartoffeln griff, sie mit Pelle verschlang, weitergetrieben wurde in die Scheune.

Da rief einer aus der langen Reihe etwas. Der mit dem Gewehr schlug ihn mit dem Kolben ins Gesicht. Er wankte zurück. Immer wieder schlugen sie mit den Gewehren, wenn sich auch nur eine Hand ausstreckte. Die Bewacher sprachen deutsch.

Wir sollen nach Hause gehen, schrieten sie uns zu.

Ich nahm meinen Handwagen und zog ihn langsam zurück durchs Dorf.

Da, zwischen den Strohballen, da liegt einer, den Kopf nach unten, der bewegt sich nicht.

Nicht hingucken, sonst verrate ich ihn. Vielleicht schläft er nur, vielleicht kann er abhauen!

Mit gleichmässigen Schritten ging ich weiter nach Hause. Spät abends kam der Zug der Gefangenen*) vorbei. Das Anschreien, das Schlagen mit den Gewehrkolben war zu hören.

Am nächsten Morgen lief ich zu den Strohballen, dort lag keiner mehr.

*) Anmerkung der Autorin: 1945 wurden durch Hüpede russische Gefangene getrieben. Der Gefangenenzug kam zuletzt aus Gestorf, einem Nachbardorf, davor über abgelegene Landstrassen aus Richtung Hameln, wo es ein Lager gegeben haben soll; er ging weiter über Pattensen in Richtung Hannover. Die Gefangenen wurden später erschossen und in Massengräbern beigesetzt.

In einem Artikel in der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung vom 10. Dezember 1981 schrieb Prof. Obenaus u.a.: «Die Massenerschiessung von 154 Häftlingen durch Angehörige der Gestapo-Leitstelle Hannover auf dem Seelhorster Friedhof wenige Tage vor dem Einmarsch der Amerikaner im April 1945 ist das dunkelste Kapitel nationalsozialistischer Gewaltherrschaft in dieser Stadt. (...) Viele der Erschossenen gehörten zu einer Gruppe von 800 Gefangenen, die bei Annäherung der amerikanischen Truppen aus dem ‚Arbeits-erziehungslager‘ Lahde bei Minden nach Hannover getrieben wurden.»

[Offenbach/Main – Oberzella, Thüringen;
1944-1947]

Ilse Rudat

Die erste Schokolade

Meist können sich Erwachsene nicht an Ereignisse erinnern, die sie im Alter von vier oder fünf Jahren erlebt haben. Als ich in diesem Alter war, hatten wir Krieg in Deutschland. Täglich heulten die Sirenen, und wir mussten in die Bunker. Immer gab es Alarm, wenn es schon dunkel war, zumindest empfand ich es so.

Wir wohnten in einem Mehrfamilienhaus in Offenbach am Main, und die Geräusche von Sirenen sind für mich heute noch verbunden mit verdunkelten Fenstern, rotem Himmel und dem Hetzen in den zehn Minuten entfernten Bunker. Dort fühlte ich mich geborgen, denn meine Eltern waren bei mir, und das Dröhnen der Kampfflugzeuge drang nicht durch die dicken Wände.

Mein Bruder, der zwölf Jahre älter war als ich, wurde im letzten Kriegsjahr noch eingezogen, diente vor Ort, da er sehr stark sehbehindert war, und brachte uns immer die neuesten Meldungen von «der Front». Im März 1945 forderte er die Eltern energisch auf, mit mir zu Verwandten nach Thüringen zu ziehen, da er gehört hatte, dass der Feind, nämlich die Amerikaner, im Anmarsch sei.

Bei Nacht und Nebel machten wir uns zu Fuss mit einem Leiterwagen auf den Weg. Nachdem wir die einzige Brücke über den Main hinter uns gelassen und einen Vorort von Frankfurt erreicht hatten, hörten wir eine dumpfe Detonation. Wir blieben stehen,

meine Eltern meinten traurig: «Jetzt haben sie die Brücke gesprengt, und wir können nicht mehr nach Hause». Dieser Satz, den ich mit fünf Jahren gehört habe, ist mir ins Gedächtnis gemeisselt, als wäre es gestern gewesen.

Unsere abenteuerliche Reise – meist zu Fuss, mal per Anhalter auf einem Pritschenwagen – mit Übernachtungen im Freien oder in schäbigen Gasthäusern habe ich nur sehr vage in Erinnerung, aber dass es auch unterwegs Fliegeralarm gab, dass wir uns am Feldrand auf die Erde werfen mussten und ich einen brennenden Eisenbahnzug gesehen habe, ist mir noch sehr deutlich im Gedächtnis. Zeitweilig habe ich später davon geträumt, aber auch von einer Wiese, die mit blühenden Schlüsselblumen übersät war.

Irgendwann kamen wir bei unseren Verwandten an. Diese hatten in ihrem verschlafenen Dörfchen Oberzella bei Vacha an der Werra noch nicht viel vom Krieg mitbekommen.



In diesem Haus in Oberzella wurden meine Eltern und ich nach der Flucht aus Offenbach von unseren Verwandten aufgenommen.

Nun fing für mich ein wunderbares Leben an. Es gab alles zum Essen, was man sich nur wünschen konnte: Eier, Milch, Butter, Kuchen, Fleisch; es war das Paradies. Ein Spielgefährte im gleichen Alter war auch da, ich glaube, es war der Sohn einer Cou-

sine meiner Mutter, und wir gingen täglich auf Entdeckungsreisen im Stall, im Garten, am Bach und im nahen Wald.

Ostern stand vor der Tür, und für uns Kinder wurden Eier gekocht und gefärbt, und jeder hütete seinen Schatz in einem eigenen Körbchen.

Ostern war noch nicht vorbei, da kam überraschend die Nachricht, dass auch hier die Amerikaner im Anmarsch seien. Ausser meinem schon 53jährigen Vater, der wegen einer Behinderung nicht in den Krieg musste, waren nur Frauen im Haus und eben wir zwei Kinder. Es wurde beschlossen, dass wir uns mit Vorräten im Keller einschliessen und uns, wenn der böse Feind eintraf, nicht rühren würden.

Es kam so: Die Soldaten polterten auf unseren Köpfen herum und riefen in einer fremden Sprache nach den Anwesenden. Wir verhielten uns still, aber ich hatte fürchterliche Angst. Die Soldaten dachten wohl, dass wir geflüchtet seien, und verliessen nach einer langen Nacht das Haus. Als alles wieder ruhig war, wagten wir uns hinauf und stellten fest, dass die Amis unsere Lebensmittelvorräte geschröpft hatten, und ich entdeckte, dass mein Osterkörbchen leer war. Das war ein schwerer Schock, aber als Gegenleistung hatten die Soldaten ihre Überlebenspakete dagelassen.

Die schönsten Sachen waren darin, nämlich eingeschweisster Kuchen, Einmachdosen und Schokolade. Die Erwachsenen beschlossen allerdings, dass wir vorerst nichts davon anrühren dürften, denn es könnte ja vergiftet sein.

Am nächsten Abend kamen die männlichen Verwandten zurück und erklärten uns, dass die Amerikaner sehr nett seien und als Freunde und Befreier zu uns gekommen wären.

Allerdings erzählten sie hinter vorgehaltener Hand von der Erschiessung eines Bekannten aus dem Dorf, der ein NS-Mann war. Die Verwandten hatten rechtzeitig ihre Uniformen verschwinden lassen und wurden deshalb nicht als Soldaten gefangenengenommen.

Nun durften wir endlich die Inhalte der Pakete in Angriff nehmen, und zum erstenmal in meinem Leben ass ich Schokolade.

Nach ein paar Tagen kam mein Bruder zu Fuss mit einem platten Fahrrad und erklärte uns, der Krieg sei zu Ende. Auch er hatte seine Uniform rechtzeitig vergraben, um der Gefangenschaft zu entgehen.

Wir blieben noch einige Tage und kehrten dann nach Offenbach zurück. Wie wir über den Main gekommen sind, habe ich vergessen; «unsere» Brücke gab es ja nicht mehr. Aber unser Wohnhaus stand noch, nur die Schule, wo ich im nächsten Jahr eingeschult werden sollte, war ausgebombt.

Zwei Jahre später, nämlich 1947, haben wir noch einmal unsere Verwandten besucht, um eine Silberhochzeit zu feiern. Als wir einige Tage dort waren, ging das Gerücht um, die Russen seien auf dem Weg, dieses Gebiet zu besetzen. Wir konnten uns zwar keinen Reim darauf machen, aber blanke Angst erfasste uns, und wir eilten bei Nacht und Nebel über die Demarkationslinie.

Es kam tatsächlich so, denn die Amerikaner hatten mit den Russen einen Tausch gemacht und ihnen Thüringen überlassen. Wir haben unsere Verwandten nie mehr besuchen können. Die älteren sind inzwischen alle gestorben, und die jüngeren habe ich aus den Augen verloren.

*

Nach der Wiedervereinigung hatte ich Sehnsucht nach diesem Haus in dem kleinen Dorf ganz nahe hinter der Grenze der ehemaligen DDR. Mein Mann hat mich begleitet, und wir haben das Haus auch gefunden. Ich habe es sofort wiedererkannt; die Fenster und die Fassade waren frisch gestrichen, und es waren Blumen vor den Fenstern. Leider wohnten nun fremde Leute darin, aber auf dem Heimweg im Auto erinnerte ich mich an die ersten schönen Kindheitstage und an meine erste Schokolade.

[Göttingen;
April 1945]

Dietrich Wilhelm Grobe

Kriegsende und Hundetrost

Freund und Begleiter eines Teils meiner Schulzeit war ein stattlicher Bernhardiner aus der Nachbarschaft. Jeden Morgen wartete er auf mich am Tor zum Grundstück seiner Herrschaft, begrüßte mich schweifwedelnd und begleitete mich, als ob dies selbstverständlich sei, auf dem Weg zur Schule. Ich kraulte ihm derweil das weisse, braun-rötlich plattierte Fell und erzählte von zu erwartenden Drangsalen des Schulalltags. Er hörte scheinbar verständnisvoll zu, reckte von Zeit zu Zeit seinen mächtigen Kopf zu mir hoch, als wolle er bestätigen, dass er ganz bei der Sache und voller Mitgefühl sei.

Ich genoss es in dieser Zeit eigener innerer Unsicherheit auch ein wenig, solch einen Beschützer neben mir zu haben, der durchaus von den Mitschülern respektvoll zur Kenntnis genommen wurde, nicht zuletzt von denen, die nicht gerade meine Freunde waren.

Im Bannkreis der Schule, ohne irgendein Zeichen meinerseits, fuhr er mir mit seiner pelzig-rauhen Zunge über das Handgelenk, warf den Kopf noch einmal hoch und kehrte um. Mittags traf ich ihn oft an vertrauter Stelle vor seinem Reich, stets aber am folgenden Morgen, schon auf mich wartend, um mich erneut zur Schule zu begleiten.

Eine Begegnung mit ihm ist mir besonders lebhaft in Erinnerung, sie sei im Folgenden festgehalten.

Am 8. April gab es um 11.30 Uhr in Göttingen Feindalarm:

Amerikanische Truppen rollten von Süden und Westen heran. Um 12.50 Uhr setzte Artilleriefeuer von Westen her ein, ein Schuss traf den Turm der St. Paulus Kirche. Um 13.30 Uhr wurde die Stadt an die bereits auf dem Markt stehenden amerikanischen Offiziere und Soldaten übergeben.

Doch davon hörte ich erst später. Ich war Luftschutzmelder, harrte der Dinge in meiner Meldestelle und erfuhr dort vom Kriegsende, zumindest in unserer Stadt. So verliess ich beim Donnern der Artillerie meinen gewohnten Platz und machte mich auf den Weg zurück nach Hause.

Es war ein sonniger Frühlingstag: Eine Blaumeise sang unermüdlich ihr klirrendes «Ptitsi-sirrr» von einer Birke herab, ein Buchfink schlug – und an gewohnter Stelle erwartete mich «mein» Bernhardiner. Ich kuschelte mich an ihn und hatte das Gefühl, dass ich ihn jetzt ganz besonders brauchte. Und während ich seine vertraute Nähe und die Strahlen der schon wärmenden Sonne genoss, wich der Druck, unter dem ich gelebt hatte. DAS Donnern der Geschütze war mir wie das harte, weithin hörbare Gangwerk einer grossen Weltenuhr, das in unerbittlichem Rhythmus deutlich machte: Eine furchtbare Zeit geht zu Ende, eine neue, mir noch unbekannte beginnt. Wie hatte die vergangene Zeit in mein Leben eingegriffen, hatte mir meine Kindheit, meinen Spielfreund, einen jüdischen Jungen, mit seinen Eltern genommen – wir teilten uns kurzzeitig die Hundefreundschaft, bis brutale Kräfte uns trennten.

Ich wurde gezwungen, einer verhassten Jugendorganisation beizutreten, der ich Widerstand entgegensetzte, Prügel und Schikane waren die Folgen. Gottesdienste wurden durch grölenden «Gesang» gestört. Der Küster hatte mich eingeschlossen, damit ich bei der Stadtkantorei mitmachen konnte. Ich wurde gegen meine Veranlagung misstrauisch bei Lehrern und Mitschülern. Kurzzeitig entfernte man mich von der Schule, weil ich einen «Hoheitsträger» der Partei auf der Strasse vorsätzlich nicht gegrüsst hatte.

Erst nach dem Abitur erfuhr ich, wie sehr sich der Direktor

meiner Schule für mich eingesetzt hatte, um Schlimmeres zu verhindern. Diese Zeit hatte mich aber auch gelehrt, nicht körperliche und rhetorische Beweise des «Mutes» zu demonstrieren, sondern Zivilcourage zu zeigen, wo immer es möglich war.

Eine neue Zeit also würde beginnen. Bei aller Ungewissheit der Zukunft wusste ich doch: Ich würde wieder frei atmen, frei denken, freisprechen können! Noch mochte ich es nicht glauben. Ich sprang auf, streichelte erneut meinen langjährigen, verschwiegenen Hundefreund und rannte nach Hause, dass meine Tritte auf dem Pflaster gleich einem Echo zum gar nicht so fernen Artilleriedonner hallten. Es hörte auch auf, als ich an der Haustür angekommen war.

Meine Mutter stand dort und sagte: «Komm in den Keller. Wir haben für das ganze Haus noch ein Viertel Magermilch zur Feier des Tages aufgetrieben. Trink' auch einen Schluck!»

Ich tat es, doch mit schlechtem Gewissen! Verdient hätte die Milch mein grosser Hundefreund, dem ich in schwerer Zeit soviel anvertrauen konnte, was ich den Menschen gegenüber zumeist verschweigen musste; der mir treu und verlässlich zur Seite war, ohne «gebeten» zu werden, der geduldig auf mich wartete, auch wenn es einmal später geworden war.

Es dauerte, bis Milch – jetzt aus Pulver und Wasser zusammengerührt – erneut vorhanden war. Etwas davon brachte ich, das Schüsselchen mit dem kostbaren Nass vorsichtig über die Strasse balancierend, meinem Bernhardiner, der die unerwartete Gabe mit wenigen Zungenschlägen zu sich nahm. Dann stand er bereit, um mich erneut in die Schule zu begleiten. Doch damit wurde es für ein halbes Jahr lang nichts, der Unterricht fiel aus, und ich suchte mir, die Zeit nutzend, Arbeit im Botanischen Garten der Universität.

Hin und wieder sah ich meinen Hundefreund. Er hatte mich nicht vergessen. Wir begrüsst uns in gewohnter Weise. Später verlor ich ihn aus den Augen. Noch heute gedenke ich seiner in Dankbarkeit und spüre seine rauh-pelzige Zunge auf meinem Handgelenk.

[Malchin, Mecklenburgische Schweiz;
April 1945]

Gisela Stocksiefen

Das Rätsel des verschollenen Bernsteinzimmers?

Die wechselvolle und lange Geschichte des kostbaren Bernsteinzimmers klingt wie eine Sage aus uralten Zeiten – ein Schatz, der einen Wert von mehr als 200 Millionen Mark hat. Spannend wie ein Roman und voller Mystik. In den letzten Kriegswochen wurde es mal hier, mal dort eingelagert. Ein Katz- und Mausspiel ohnegleichen begann. Doch alle Versuche, es nach dem Krieg aufzufinden, blieben ergebnislos.

Am Abend des 29. April 1945 sassen meine Eltern, Geschwister und ich bei unserem kargen Abendbrot. Wir hatten nur noch Brot und Marmelade zu essen. Mehrere Tage schon gab es keine Lebensmittel mehr zu kaufen. Nur bei einem Bakker konnte man auf Karten noch Brot bekommen. Fast alle Einwohner waren aus der Stadt geflohen.

Plötzlich hörten wir aus der Ferne heftigen Geschützdonner. Meine Mutter rief: «Oh, lieber Gott, die Russen kommen.» Erschrocken sahen wir uns alle an. Nur mein Vater blieb gelassen: «Nur ruhig Blut», sagte er, «so schnell sind die Russen nicht hier, wir essen in Ruhe unser Abendbrot und werden die Nacht im Gartenhäuschen verbringen.»

Wir packten ein paar Sachen zusammen und wanderten zu unserem weit ausserhalb der Stadt gelegenen Garten.

Frierend und bangend verbrachten wir die Nacht zwischen Gartengeräten auf dem Boden. Frühmorgens brachen wir wieder

auf nach Hause. Die vergangene Nacht im Gartenhäuschen war ruhig gewesen. Der 30. April war angebrochen, es war ein herrlicher Frühlingsmorgen, nur hatten wir für die Schönheiten der Natur kein Gefühl mehr in uns. Der Krieg war zu grausam gewesen, und die Zukunft lag im Ungewissen.

Auf dem Weg zu unserem Haus kamen wir zur Chaussee, die nach Malchin führte. Am Schützenhaus liefen einige Soldaten der fast aufgeriebenen Division «Schlageter» umher und gingen in Stellung. Zwei von ihnen, die die Chaussee entlang spähten, liefen plötzlich in das Schützenhaus.

Währenddessen sagte mein Vater zu uns: «Geht schon mal voraus, ich komme gleich nach. Ich will nur mal nachfragen, ob ich morgen noch zur Einberufung nach Wismar muss.»

Plötzlich tauchten auf der Chaussee mehrere sehr grosse Rote-Kreuz-LKWs auf und fuhren an uns vorbei. Oben an den Fahrzeugen war links und rechts je ein Fenster. Ich reckte mich



Malchin, etwa 1938: Blick vom Kalenschen Tor in die Lindenstrasse.

und wollte etwas von den Verwundeten sehen, da ich annahm, bei so grossen Fahrzeugen müssten sie übereinander auf Pritschen liegen, aber ich sah nichts. «Mutti», rief ich, «man sieht ja gar keine Verwundeten da drin.»

Meine Mutter schüttelte den Kopf und meinte: «Das verstehe ich auch nicht.»

Zu dieser Zeit hatten wir noch keine Ahnung, dass es das Bernsteinzimmer gab.

Etwas später kam mein Vater kreidebleich bei uns zu Hause an. Er rief meiner Mutter zu: «Hedwig, pack mir schnell ein paar Sachen und etwas Brot ein, ich muss schnell weg hier und versuchen, nach Wismar zu kommen!»

Erschrocken sah meine Mutter ihn an. «Was ist passiert Walter? Du bist ja ganz weiss im Gesicht.»

Schon sprudelten die Worte aus seinem Mund: «Stell dir vor, Hedwig, ich gehe ins Schützenhaus rein, da sehe ich drei hohe SS-Offiziere heftig debattieren, ein Soldat baut gerade ein Funkgerät auf. Als ich die SS-Offiziere sah, blieb ich starr vor Schreck in der Tür stehen, ein Offizier bemerkte mich und kam auf mich zu. Barsch fragte er mich: ‚Was haben Sie hier zu suchen?‘»

Ich zog meinen Einberufungsbefehl aus der Jackentasche und überreichte ihm das Schreiben. ‚Muss ich da morgen noch hin?‘ fragte ich ihn.

‚Nein«, erwiderte er, ‚bleiben Sie hier, wir können zur Stunde jeden Mann gebrauchen.‘»

‚Dann sage ich nur meiner Frau schnell Bescheid, dass ich hierbleibe und bin in ein paar Minuten wieder zurück.‘ Der Offizier nickte und ich machte, dass ich eiligst davon kam.»

In seinem ganzen Leben, hatte mein Vater nie ein Gewehr in den Händen gehalten. Nun sollte er plötzlich eine Strasse verteidigen helfen. Welch ein Irrsinn!

Zu dieser Zeit war Vater 45 Jahre alt, er hatte während der langen Kriegsjahre bei den Van Tongelschen Stahlwerken gearbeitet.

Gott sei Dank entging er der Einberufung, denn als er in Wismar ankam, waren die Streitkräfte der Alliierten schon dort und hatten die Stadt besetzt. Ähnlich war es ihm 1918 schon einmal ergangen. Damals wurde er mit 18 Jahren nach Berlin einberufen, und als er dort ankam, war der Erste Weltkrieg gerade beendet.

Mein Vater war fort, nun fingen auch wir an, unseren Handwagen zu packen. Meine Mutter bemerkte dabei, dass wir in der Aufregung einige Sachen im Garten liegengelassen hatten.

«Gisela und Lotte», sagte sie zu uns, «ihr müsst noch einmal zum Garten zurück.»

Wir machten uns auf den Weg. Als wir wieder am Schützenhaus vorbei kamen, war kein Soldat mehr zu sehen.

Also hatten die SS-Offiziere nur auf den Funkspruch gewartet. Nun konnten sie sich an Ort und Stelle begeben und sich davon überzeugen, dass alles nach ihren Richtlinien ausgeführt wurde. Hinter ihnen sollte noch die grosse Betonbrücke über der Peene gesprengt werden. Aber dazu kam es nicht mehr, denn soviel Sprengstoff war nicht mehr vorhanden, er wurde noch gebraucht für die nächste Brücke über den Peene-Kanal und den Bunker. Nachschub an Sprit und Verpflegung gab es auch nicht mehr.

Marschall Schukow mit seiner Armee war beim Eindringen ins Innere des Landes der Kolonne von drei bis fünf Rote-Kreuz-Fahrzeugen dicht auf den Fersen. Der Vorsprung betrug etwa acht bis zehn Stunden. Um 19.30 Uhr fuhren 40 Panzer der Roten Armee in unser kleines Städtchen ein.

*

An meinem 70. Geburtstag im Februar 1997 sass ich mit meinen Kindern, meinem Schwiegersohn und der Enkelin fröhlich beim Kaffeeklatsch.

Zwischendurch nahm sich mein Schwiegersohn ein Buch aus dem Regal und blätterte es durch. Nach einer Weile fragte er

mich: «Mam, hast du die Geschichte vom Bernsteinzimmer schon gelesen?»

«Nur flüchtig», erwiderte ich.

«Dann lies es dir mal gut durch.»

Ich nahm das «Handbuch für Schatzsucher» von Reinhold Ostler in die Hand. Die Geschichte fesselte mich sehr, vor allem die Tatsache, dass noch kurz vor Kriegsende von russischen Soldaten ein Funkspruch der Deutschen Wehrmacht aufgefangen wurde.

Zitat: «Befehl ausgeführt, Bernsteinzimmer von Wachen übernommen und im BSCHW eingelagert, oberer Gebäudeteil durch Sprengung zerstört, erwarte weitere Weisungen.» Warum liessen hohe SS-Offiziere einen Rote-Kreuz-Transport sichern? Es war doch nicht nötig, weil nach dem Genfer Abkommen keinem verwundeten Soldaten von russischer Seite aus etwas passieren durfte. Also ging mit diesem Transport etwas Geheimes vor sich.

Ich habe versucht, den genauen Tag des damaligen Funkspruchs herauszubekommen, aber er ist leider nicht mehr feststellbar. Da er genau zu meinen Beobachtungen passt, nehme ich an, dass es der 30. April 1945 war.

Die Bezeichnung BSCHW deute ich so: das Bernsteinzimmer im Bunker bei Salem mit Chemischer Waffe eingelagert. Warum mit chemischer Waffe? Ganz einfach, hätte der damalige Feind es gefunden und bergen wollen, so hätte sich eine Sperre gelöst, und das Bemsteinzimmer wäre in einem höllischem Feuer verbrannt. Ich bin kein Chemiker, aber es muss etwas mit Phosphor zu tun gehabt haben.

Schön wäre es, wenn das Bemsteinzimmer gefunden würde. Die Möglichkeiten dazu bestehen. Zeitzeugen können viel dazu beitragen.

[Marklissa*), Niederschlesien – Görlitz;
Frühling-Sommer 1945]

Hildegard Böltz

Vater und die Russen

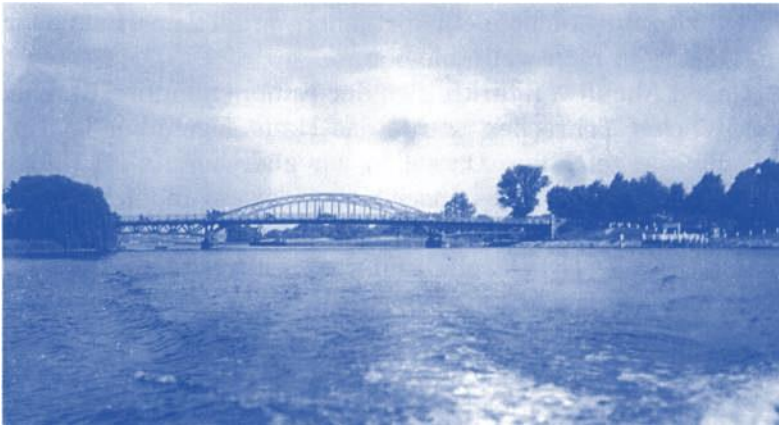
Wir hatten bisher Glück gehabt: Der Zweite Weltkrieg mit seinen Schrecken und Greueln hatte unser kleines Städtchen in Niederschlesien irgendwie übersehen. Es gab keine Bomberangriffe, nur ab und zu Bombenalarm, worauf wir ein paar Stunden im Vorratskeller zwischen Sauerkrautfass und Generationen von Eingemachtem verbrachten. Durch Hinzufügen eines Feuerlöschers, eines Sandeimers und mehrerer Verbandskästen war dieser inzwischen zum Luftschutzkeller aufgestiegen.

Tagsüber gingen wir Kinder einer von den Eltern verbotenen Leidenschaft nach: Wir sammelten in Feld und Wald «Lametta», das in diesen Kriegstagen vom Himmel «regnete». Wir wussten natürlich, dass es sich um Bündel von silbernen Metallfaden handelte, die von feindlichen Flugzeugen abgeworfen wurden, um das Radar der Flakabwehr zu irritieren. An sich ein harmloser Spass, jedoch nicht in diesen Tagen, da wir Gefahr liefen, unter Tieffliegerbeschuss zu geraten. So war der Krieg für uns, die wir im Alter zwischen acht und 12 Jahren waren, bis zu jenem April 1945 mehr Spielerei und Abenteuer. Wenn auch an vielem Mangel herrschte, hatten wir doch bis dahin auf dem Lande nicht hungern müssen.

Nun aber ging der Krieg in die «Endrunde». Etwas Bedrohliches lag in der Luft. Von Ferne hörte man Tag und Nacht Kano-

*) heute Leśna in Polen

nendonner. Vater und Grossvater zerbrachen sich die Köpfe, wo man die weiblichen Familienmitglieder, einschliesslich mich mit meinen neun Jahren, in Sicherheit bringen könnte. Eine einsame Hütte in den Bergen des Isergebirges wurde verworfen: Blieben wir unentdeckt – wunderbar. Würden wir jedoch entdeckt, war das unser sicheres Ende. Dieselbe Ablehnung traf auch unseren Heuboden. Das wurde zwar nicht vor uns Kindern besprochen, doch wir bekamen es trotzdem mit, und das machte die Sache eigentlich noch schlimmer. So beschloss die Familie, beisammen zu bleiben; komme, was da wolle.



Die Bogenbrücke über den Queis bei Marklissa. Mutige Bürger, auch mein Vater, verhinderten ihre Sprengung.

Einige Bürger unseres Ortes, darunter auch mein Vater, verhinderten kurz vor Kriegsende die von der Wehrmacht beabsichtigte Sprengung unserer schönen Bogenbrücke über den Queis. Dass eine solche Aktion auch eine standrechtliche Erschiessung nach sich ziehen konnte, war mir damals – wie so vieles andere – Gott sei Dank nicht bewusst. Aber in welchen Ängsten müssen die Erwachsenen geschwebt haben!

Und welch ein Witz der Geschichte: Kurz vor Kriegsende wurde

eben diese Brücke von einer Fliegerbombe getroffen, fast genau in der Mitte. So konnten später die kaputten Enden gehoben und die Brücke schnell wieder provisorisch befahrbar gemacht werden.

Inzwischen schrieben wir den 7. Mai 1945. Die Spannung wuchs von Tag zu Tag. Die Erwachsenen hätten am liebsten hinausgeschrien: «Macht Schluss mit dem Wahnsinn! Macht Schluss! Macht Schluss!» Aber obwohl der Krieg längst verloren war, durfte es nicht ausgesprochen werden. Das wäre «Wehrkraftzersetzung» gewesen – das schlimmste Verbrechen mit entsprechend radikalen Folgen.

Auch ich als Kind spürte diesen Druck, diese Spannung. Ich durfte nun nicht mehr fortgehen, musste im Haus oder im Garten in Sichtweite bleiben.

Gegen Abend verstärkte sich der Kanonendonner, und als zusätzlicher Schrecken wurde das Haus gegenüber von einer Bombe getroffen. Da sassen wir aber bereits im Keller und wussten nicht, ob es unser Haus oder ein anderes getroffen hatte. Denn das bekommt man im ersten Moment durch den Lärm, die Druckwelle und das Bersten von Stein und Glas nicht so genau mit. Die ganze Nacht verbrachten wir angespannt im Keller.

In den frühen Morgenstunden war es auf einmal sehr ruhig geworden. Man hörte nichts mehr, rein gar nichts. Dann – vorsichtige Schritte an der Hauswand entlang. Stiefel. Erst einzelne, dann immer mehr. Es fing an, hell zu werden. Vater und Grossvater wagten sich aus dem Keller in die Wohnung hinauf und hängten zum Zeichen unseres ganz persönlichen Friedenswillens ein weisses Laken aus dem Fenster. Für uns war der Krieg damit beendet, und später an diesem 8. Mai kam dann endlich, endlich die ersehnte Nachricht von der endgültigen Kapitulation Deutschlands.

Alle waren erleichtert und froh. Nur schien es mir, als mischte sich in die Freude ein Wermutstropfen, ein Schatten, der für mich nicht fassbar war. Ich verstand die Welt nicht!

Denn eigentlich hätte das doch ein ungetrübter, nicht zu über-treffender Glückstag sein müssen! Zumal wir noch einmal Glück hatten: Die einrückenden Russen liessen uns weitgehend in Ruhe. Sie stürmten zwar in die Wohnung und nahmen einiges an Kleidung mit, insbesondere die Lederjacke und den Leder-mantel meines Vaters. Aber selbst mir erschien das ein sehr ge-ringer Verlust, ja, ein verdienter Preis für die Russen, die sicher auch einiges mitgemacht hatten, obwohl ich damals nicht die ge-ringste Ahnung von dem tatsächlichen Ausmass an Leiden und Unrecht hatte. – Die Erwachsenen waren ja in der Kriegszeit äusserst vorsichtig, ihre wahren Gedanken vor uns Kindern zu äussern, da wir uns leicht hätten verplappern und so die ge-samte Familie im Rahmen der «Sippenhaft» hätten gefährden können.

Die Russen richteten bei uns im Ort eine «Kommandantura» ein.

Jetzt muss ich zum besseren Verständnis meinen von mir über alles geliebten Vater vorstellen: Er war Kraftfahrzeugmei-ster von altem Schrot und Korn; er war mit Autos grossgeworden und hatte statt Blut Öl und Benzin in den Adern. Seit vielen Jahren war er selbständig mit einer Auto- und Motorradwerk-stätte.

Nachdem die Russen dies spitzgekriegt hatten, kamen sie Tag und Nacht und holten ihn für die Reparaturen liegegebliebener Militärfahrzeuge einfach ab. Sie sprachen nicht viel, nur: «Mit-kommen! Dawai, dawai!»

Die ersten Male gerieten wir fast in Panik und befürchteten, unseren Vater nicht wiederzusehen. Aber weit gefehlt! Die Rus-sen erwiesen sich als äusserst dankbare Kunden. Nicht nur, dass Vater immer wieder zu uns zurückkehrte, wenn auch manchmal erst nach ein, zwei Tagen. Er wurde auch reich beschenkt! Ich glaube, wir hätten damals mit Würsten, Speck und Wodka han-deln können.

Ausserdem musste Vater an den Trinkgelagen auf der Kom-mandantur teilnehmen. Nur gab es da ein Problem: Er war näm-

lich ein sehr mässiger Trinker, während die Russen den Wodka aus Wassergläsern hinunterschütteten. So bestach Vater eine Küchenhilfe, die ihm immer wieder ein Glas Wasser hinstellte, das er dann auf «ex» mit den Russen leerte. Und sie waren begeistert, wieviel mein Vater vertrug, ja, dass er sie sogar unter den Tisch trank! Wenn dann alle besoffen genug waren (von betrunken konnte man da wirklich nicht mehr sprechen) und schnarchend unter den Tischen lagen, ging mein Vater seelenruhig nach Hau-se.

Überhaupt war es ein eher friedlicher Sommer. Die Russen kochten auf dem Platz vor unserer Werkstatt ihr Essen in der Gulaschkanone, und wenn Kinder in die Nähe kamen, gaben sie ihnen zu essen.

In dieser Zeit begannen die ersten Transporte von Deutschen aus unserer Stadt in den Westen. Da wurde mir zum erstenmal richtig klar, dass mit dem Kriegsende und dem Einzug der Russen doch nicht alle Probleme gelöst waren. Bedrückt fragte ich meine Mutter, wann denn die Russen wieder abziehen würden, aber sie fing an zu weinen und sagte: «Ach Kind, das weiss kein Mensch.»

Das konnte ich nicht fassen. Es musste doch irgendwelche Spielregeln für das Kriegsende geben!

Es folgte eine weniger schöne und sehr aufregende Zeit: Die Russen verliessen Schlesien und dafür rückten die Polen nach. Wir waren schliesslich freiwillig bereit, aus unserer Heimat wegzugehen. Aber die Polen hinderten uns daran, da sie Vater und seine Werkstatt brauchten.

Und das Schlimmste für mich war: Ich hatte keine Möglichkeit, eine Schule zu besuchen. Später musste ich die zwei verlorenen Jahre schnellstens nachholen.

Am 24. Juli 1947 wurde ich mit meiner Familie in einen Viehwaggon gesteckt und über Frankfurt/Oder und Thüringen nach Görlitz verfrachtet. Und es war auch wieder Krieg. Kalter Krieg.

[Berlin;
Frühjahr 1945]

Marga Behrend

Die sonnigen Frühlingstage

Das Frühjahr 1945 war mit seiner Witterung überaus freundlich. Schon der April brachte warme, sonnige Tage, so dass ich viel im Freien spielen konnte. Mein Zuhause war tagsüber der Keller, der zu unserer Wohnung gehörte, und nachts eine Wohnung im ersten Stock, die uns der damalige Besitzer überlassen hatte. Er hoffte, die kommenden Ereignisse zusammen mit seinen Verwandten besser zu überstehen, und machte sich noch vor dem Einmarsch der russischen Armee auf den Weg zu deren Domizil.

Unsere Wohnung war von den Russen besetzt und in eine Art Hauptquartier umgewandelt worden. Ich nahm diese Veränderungen kaum zur Kenntnis. An das Hausen im Keller war ich durch die vielen Luftangriffe schon gewöhnt, und die Wohnung unseres freundlichen Nachbarn könnte ich so gut wie gar nicht beschreiben. Kaum hatte ich das Kopfkissen berührt, das in dem breiten Bett lag, in dem ich gemeinsam mit meinen Eltern schlief, fielen mir auch schon die Augen zu.

Ich war damals sieben Jahre alt. Auf der asphaltierten Strasse, auf der nur gelegentlich ein Pferdefuhrwerk vorbeikam, trieb ich mit der Peitsche meinen Kreisel an, oder ich schlug den Ball gegen die Hauswand: mit der Faust, dem Ellenbogen, den zusammengefalteten Händen und noch auf andere Weise, in zehn Variationen, die genau

festgelegt wa-ren. Oder ich benutzte die quadratischen Steinplatten auf dem Gehweg, um «Hopse» zu spielen. Auch zum Balancieren gab es Gelegenheiten, denn die Grünanlagen vor den Häusern wurden durch eine Mauer abgeschlossen, die oben eine schmale Metall-Leiste hatte, so dass man bei einigem Mut darauf hin- und hergehen, sich darauf umdrehen und sonstige Kunststücke vollführen konnte.

Meine Mutter war eine Frau von zierlicher Erscheinung. Der Hunger hatte sie kaum verändern können, denn sie war immer schon schlank gewesen. Das Schönste an ihr war das kastanienbraune Haar, das in der Sonne einen rötlichen Schimmer bekam. Sie neigte zur Hysterie, aber diese Beeinträchtigung wurde ausgeglichen durch ihre Fähigkeit, schlimme Erlebnisse schnell zu verwinden. Was immer sie gerade umgeworfen hatte, nach kurzer Zeit stand sie wieder auf beiden Beinen und verrichtete die gewohnten Dinge, als ob nichts geschehen sei.

Auch mein Vater war sowohl physisch als auch psychisch von grosser Zartheit. Beim Bestehen seiner Lebensprüfungen half es ihm, dass er sein Schicksal keinesfalls mit Gleichmut, aber stattdessen mit einer gehörigen Portion Tapferkeit ertrug.

Seine Firma hatte ihn UK gestellt, also unabhkömmlich, daher musste ich ihn, ausser in der Zeit der Kinderlandverschickung, die mich zu meiner Tante und meinem Onkel in die Mark Brandenburg führte, nicht vermissen.

An einem dieser sonnigen Apriltage spielte ich vor unserem Haus. Ein Russe kam auf mich zu, streckte mir ein Paket Margarine entgegen und sagte: «Bring Mamatschka!»

Ich nahm das Päckchen und lief in unseren Keller hinab. Dort wusch meine Mutter in einer Schüssel die Wäsche. Sie hatte sich das Gesicht ein wenig mit Russ geschwärzt, um unansehnlich zu erscheinen. Das Haar war unter einem Kopftuch versteckt. Ich gab ihr die Margarine.

«Wo hast du das her?» fragte sie mich und drehte das kleine Paket zweifelnd in den Händen.

«Ein Russe hat es mir gegeben», antwortete ich, «er hat gesagt, ‚bring Mamatschka‘».

Meine Mutter bekam einen gehetzten Gesichtsausdruck. «Wo?» fragte sie.

«Oben, auf der Strasse», gab ich ihr Auskunft.

«Das darfst du nicht, hörst du, du darfst niemals etwas nehmen, wenn jemand sagt ‚bring Mamatschka‘!».

Ein paarmal wiederholte sie «hörst du, niemals, niemals». Ich nickte. Wie immer, wenn meine Mutter in Panik war, konnte ich nicht sprechen.

«Geh jetzt wieder spielen», sagte sie.

Das tat ich, aber warum ich meiner Mutter keine Margarine bringen durfte, das verstand ich nicht.

An einem anderen Tag sah ich meine Mutter aussen auf dem Fensterbrett einer Nachbarwohnung im ersten Stockwerk knien. Als sie mich erblickte, rief sie: «Hol den Vati!»

Ich rannte zur Stirnseite des Hauses. Dort stand mein Vater zusammen mit zwei anderen Männern, die wohl die einzigen männlichen Wesen innerhalb unserer Wohnsiedlung waren. Sie lehnten alle drei mit dem Rücken an der Hauswand, hatten die Arme ausgestreckt und die Handflächen auf der Mauer liegen. Vor ihnen standen rechts und links je ein russischer Soldat. Einer von ihnen hatte sein Gewehr auf die drei Männer gerichtet. Die Waffe des anderen zeigte in die entgegengesetzte Richtung. Dort begann das weitläufige Parkgelände. Der Soldat schien mit seinen angespannten Blicken die Bäume durchsichtig machen zu wollen, bewegte das Gewehr langsam bald hierhin, bald dort hin.

Wenn man den Park gemächlich durchschritt, kam man an seinem jenseitigen Ende nach einer Stunde zur Kaserne. Noch eine weitere halbe Stunde Fussweg entfernt lag der Flugplatz Berlin-Tegel.

Ich schaute meinen Vater an und dachte, wie er jetzt die gespeicherte Sonnenwärme der Hauswand in seinen Handflächen spüren musste und die Rauheit des Mauerputzes.

Aber er schien davon nichts zu bemerken. Es sah auch so aus, als ob er nicht einfach fortgehen könnte. So ging ich wieder zu meiner Mutter zurück.

«Wo ist der Vati?» schrie sie.

«Auf der Strasse», rief ich zurück, «er kann jetzt nicht kommen!»

Ich hörte aus dem Zimmer die Geräusche, die dadurch entstehen, dass jemand versucht, eine Tür einzutreten. Sollte dies geschehen, schien meine Mutter bereit, vom Fensterbrett herabzuspringen. Ich weiss nicht, wie lange meine Mutter dort ausharrte.

Irgendwann kam ein Russe zur Haustür heraus und entfernte sich, was meine Mutter sofort dazu veranlasste, wieder in das Zimmer zurückzukehren.

Nach einiger Zeit kam mein Vater. Nun stellte sich heraus, dass meine Mutter sich eingesperrt hatte. Das Schloss in der Tür jenes Zimmers, in das sie sich geflüchtet hatte, war schon lange Zeit defekt. Alle Hausbewohner wussten: Wenn man die Tür zuzog, bekam man sie nicht wieder auf. Da es weder Handwerker noch Materialien gab, halfen sie sich so, dass sie die Tür einfach niemals zuschlugen. Auch meine Mutter wusste das, hatte es in ihrer Angst aber vergessen. Mein Vater brauchte eine ganze Stunde, um das Schloss herauszuschrauben.

Schimpfend, ja manchmal sogar einen Fluch unterdrückend, mühte er sich ab, denn handwerkliches Geschick besass er nicht. Dieselben Hände, die eben noch auf der warmen Hauswand gelegen hatten, schraubten und drehten nun, bis meine Mutter wieder befreit war. Dort, wo das Schloss gesessen hatte, war jetzt ein grosses Loch, und die Tür blieb, was sie lange Zeit zuvor auch schon gewesen war, unverschliessbar.

Nach einigen Wochen konnten wir wieder in unsere Wohnung einziehen. All unser Hausrat war noch vorhanden, und viele Gegenstände waren hinzugekommen, die den Russen gefallen und die sie aus anderen Wohnungen mitgenommen hatten. Beim Abmarsch jedoch war ihnen von ihrem Kommandeur verboten worden, die Dinge mitzunehmen.

Meine Mutter brauchte mehrere Wochen, bis sie die eigentlichen Besitzer der Utensilien ausfindig gemacht und alles wieder zurückgegeben hatte. Mein Vater hatte die Fenster von innen mit Brettern vernagelt, damit man von draussen nicht hineinsehen konnte.

Wieder war es ein warmer, sonniger Tag. Um das Sonnenlicht sehen zu können, öffnete ich das Fenster einen Spalt breit. Ein junger Mann, wie ich in diesem Alter lange keinen mehr gesehen hatte, kam vorbei und blieb vor dem Fenster stehen. Sein hellblondes Haar, die blauen Augen und der zarte Teint gaben ihm etwas Strahlendes. Reglos staunte ich ihn an. Jetzt lächelte er und streckte mir seine Hand entgegen, in der ein in gelbes Papier eingewickelter Bonbon lag. Um den Bonbon nehmen zu können, machte ich das Fenster noch etwas weiter auf. Hinter mir hörte ich das Rascheln eines Unterrockes, denn meine Mutter zog sich gerade um. Jetzt hob der junge Mann seinen Blick über meinen Kopf hinweg und bemühte sich, in das Zimmer hineinzuspähen.

Ich wandte mich um. Ich sah, wie meine Mutter mit entsetztem Gesichtsausdruck auf den jungen Mann schaute. Beide begannen gleichzeitig zu laufen, der junge Mann aussen um das Haus und die Mauer der Grünanlage herum und meine Mutter innen die Treppe hinunter zur Haustür. Meine Mutter erreichte die Tür zuerst und drehte den Schlüssel im Schloss um.

In dem Augenblick vermutete ich, dass der junge Mann ein Russe sein könnte. Ich wickelte den Bonbon aus und steckte ihn in den Mund. Als meine Mutter wieder zurückkam, schrie sie mich an: «Du wolltest mich verkaufen!»

Ich verstand nicht, was sie damit meinen könnte und warum sie diesen schönen Menschen nicht auch schön gefunden hatte. Der Bonbon schmeckte gut.

*

Als Kind hatte ich die Angewohnheit, nie etwas zu fragen, weil ich alles selbst herausfinden wollte.

Aus diesem Grund blieben die oben beschriebenen Bilder solange in meinem Gedächtnis gespeichert, bis ich all diese rätselhaften Dinge entschlüsselte. Aber das dauerte noch einige Zeit. Wie schon erwähnt, ich war damals erst sieben Jahre alt.

[Neuburg/Kammel, Bayern;
Frühjahr 1945]

Georg Hörmann

Rauchfleisch und Orangen

Es war in den letzten Kriegstagen des Aprils 1945*). Ich war damals fünf Jahre alt. In den frühen Morgenstunden stand ich mit meinen Eltern und Geschwistern hinter den Gardinen des elterlichen Schlafzimmers im ersten Stock unseres Hauses in der Bahnhofstrasse und blickte gebannt auf die alte, hölzerne Kammelbrücke hinab, über die im Schrittempo die ersten amerikanischen Panzer rollten. Bricht sie zusammen, oder hält sie's aus? Die Brücke hielt!

Am Abend zuvor hatten die letzten deutschen Soldaten, die in der Scheune unseres Bauernhofes einquartiert waren, in hektischer Eile ihre Pferde eingespannt und Neuburg in südlicher Richtung verlassen, nachdem die Amerikaner, von Westen kommend, schon das Günzthal erreicht hatten.

«Wir müssen die Kammelbrücke sprengen, um die Amerikaner am Vorwärtskommen zu hindern!» hatte der deutsche Offizier angekündigt.

*) Nach Angaben meiner Schwester Hermine Faber, geboren 1930, war dies am 29. April 1945. Im Büro meines Vaters befand sich in jenen Tagen die Befehlszentrale eines zurückweichenden Truppenteils. Die Deutschen erhielten Befehl, die Amerikaner nochmals anzugreifen. Der deutsche General telefonierte vom Büro meines Vaters zurück, dass dies – Gott sei Dank – aus Sprit- und Munitionsmangel nicht möglich sei. So unterblieben unsinnige Kampfhandlungen. (Anmerkung des Autors)

Mein Vater wies entsetzt auf unser Haus, das nur vier Meter entfernt von der Brücke stand: «Das ist sinnlos, nur 70 Meter flussabwärts befindet sich eine Furt, durch die die amerikanischen Panzer und LKWs gefahr- und mühelos die Kammel überqueren können. Und wenn Sie die Brücke sprengen, fliegt ja mein Haus mit in die Luft!»

«Halten Sie Ihren Mund, sonst lasse ich Sie wegen Wehrkraftzersetzung am nächsten Baum aufhängen!» war die Antwort des Offiziers, der umgehend befahl, die Sprengladung unter der Brücke anzubringen.

Wir räumten unser Haus, brachten die wichtigsten Sachen, Besteck und Geschirr, in den Garten und warteten in sicherer Entfernung die Sprengung der Brücke ab.

Als der beauftragte deutsche Soldat die Sprengung gegen zehn Uhr abends durchführen wollte, war ihm dies nicht möglich, da unerklärlicherweise die Zündschnüre fehlten. Unverrichteter Dinge musste er seinen flüchtenden Kameraden folgen.

Glücklich brachten wir alles wieder ins Haus zurück.

Nach ein paar Tagen enthüllte sich das Geheimnis der fehlenden Zündschnur:

Otmar Deihl, ein Freund meines Vaters, der zirka 200 Meter kammelabwärts wohnte, Schreiner und Elektriker, erzählte meinen Eltern, dass er in jener Nacht im Schutz der Dunkelheit flussaufwärts gewatet und geschwommen sei, die Zündschnur von der Sprengladung unter der Kammelbrücke gerissen und so die Zündung unmöglich gemacht habe. Hätten die deutschen Soldaten dies bemerkt, wäre dieser tapfere Nachbar sicher sofort standrechtlich erschossen worden.

Am nächsten Morgen war Neuburg von amerikanischen Truppen besetzt. Viele Leute mussten aus ihren Häusern, die nach versteckten Waffen oder deutschen Soldaten durchsucht wurden.

Marian, ein polnischer Kriegsgefangener, der die letzten Jahre bei meinen Eltern im Holzgeschäft und auf dem Bauernhof gearbeitet hatte, trug mich auf dem Arm aus dem Haus und unterhielt sich am Strassenrand mit einem deutschsprechenden amerikanischen Soldaten.

«Hier gutes Haus, keine Nazis», sagte er, während ich mich ängstlich vor dem fremden Mann zurückbeugte. Dieser lächelte mich freundlich an und schenkte mir die erste Orange meines Lebens.

Voller Erwartung und Freude biss ich in die ungeschälte Frucht – woher sollte ich wissen, dass man Orangen, anders als Äpfel, vor dem Genuss schält? – und war sehr enttäuscht wegen des überaus bitteren Geschmacks.

In den nächsten Tagen entwickelten wir Bauernkinder einen regen Tauschhandel, speziell mit den schwarzen Soldaten, die ich als besonders kinderfreundlich erlebte. Wir plünderten die Hühnerställe unserer Eltern und tauschten mit den Amis je ein Ei gegen eine Orange, wobei wir uns besonders schlau vorkamen, wenn wir ein besonders kleines Ei, vor dem Tausch in der geschlossenen Hand verbergend, gegen eine besonders grosse Orange tauschten.

Auch entwickelten wir uns zu pffiffigen, die Knappheit bestimmter Güter rasch erfassenden Händlern. Wir sammelten auf der Strasse Zigarettenskippen auf, die die amerikanischen Soldaten oft nur halb aufgeraucht wegwarfen, lösten das Papier, stopften den restlichen Tabak in leere Zigarettschachteln und verkauften den begehrten Tabak gegen gute Bezahlung an die Erwachsenen.

In den letzten Kriegstagen war auf unserem Hof noch schnell «schwarz» – ohne behördliche Genehmigung – ein Schwein geschlachtet worden. Schwarz deshalb, weil wir offiziell nach den letzten kriegsbedingten Ablieferungen und Viehzählungen eigentlich gar kein Schwein mehr besaßen.

Wie es damals üblich war – es gab ja noch keine Kühlschrän-

ke, und ausserdem wollte man das Fleisch dem Zugriff der Amerikaner entziehen –, brachte man das in einem Holzbottich zusammengespreste Surfleisch in die gut gekühlten Eiskeller am Nordrand des Neuburger Eisbergs, wo man heute noch am Eiskellerweg die Eingänge sehen kann.

Mit den Eiskellern hatte es damals folgende Bewandnis: Im Winter wurden von den zugefrorenen Weihern beim E-Werk am Weg nach Keuschlingen wagenweise grosse Eisplatten in die Keller am Eisberg gebracht. Diese dienten dann während der warmen Jahreszeit als Kühlräume für das Bier der Brauereien und Gasthäuser.

Nachdem wegen der vorrückenden Amerikaner ein Lager mit italienischen Kriegsgefangenen aufgelöst worden war, hatte man meinen Vater gebeten, fünf Italiener aufzunehmen, um ihnen Unterkunft und Verpflegung bis Kriegsende zu gewähren. Man meinte, mein Vater würde in seinem Holzgeschäft schon Arbeit für sie haben.

Nach dem Einmarsch der Amerikaner blieben die Italiener bis zum Rücktransport in ihre Heimat noch einige Tage bei meinen Eltern und arbeiteten im Wald am Eisberg das Brennholz auf, das mein Vater von der Gemeinde gekauft hatte.

Das Surfleisch hatte man schon als verloren aufgegeben, nachdem man hörte, dass die Amerikaner auf der Suche nach Waffen und versteckten deutschen Soldaten auch die Keller am Eisberg durchsuchten.

Als die fünf Italiener am Abend nach getaner Arbeit mit ihrem Leiterwägelchen, auf dem ihre Arbeitsgeräte lagen, vom Eisberg den Heimweg zum Dorf antraten und an den Eiskellern vorbeikamen, wurden sie von amerikanischen Soldaten, die gerade zum wiederholten Male die Keller durchsuchten, mit der Aufforderung angehalten: «Du Italiano, du Hunger haben, hier Fleisch mitnehmen» und ermuntert, ein fleischgefülltes Holzfass aufzuladen, das die Soldaten in einem Eiskeller gefunden hatten.

Die Italiener zogen das Fass mit dem Fleisch auf ihrem Leiterwagen zu meinem Elternhaus, wo sie es stolz meiner ihnen entgegen eilenden Mutter übergaben: «Hallo, Frau, Amerikaner uns ganzes Fass mit Fleisch geschenkt!»

Freudestrahlend rief meine Mutter unserem Vater zu: «Schorsch, schau, was für a Glück, d' Italiener brengat unser Fleisch zurück!» – um danach unsere durch die Besatzungsmacht legalisierte Schwarzschlachtung in der Räucherammer der Reifung zu Rauchfleisch zuzuführen.

[Burgsteinfurt, Münsterland;
April 1945]

Elsbeth Rengshausen

Der Menschenfresser

Es ist ein schöner, warmer Frühlingsnachmittag im April. Auf der Strasse mit den aneinandergereihten, einfachen Bürgerhäusern, spielen viele Kinder im Sonnenschein.

Ich komme hinzu und sehe, dass einige Kinder keine Holzschuhe mit langen Strümpfen mehr tragen. Da laufe ich schnell nach Hause, um meine Kläpperchen zu suchen. – Kläpperchen sind Holzpantinen mit Lederriemchen, aber die Holzsohle ist unter dem Fussballen einmal durchgesägt und mit Lederstreifen wieder zusammengenagelt. Die Nägel lösen sich oftmals, die schlägt mein Vater wieder ein, ich ziehe weisse Kniestrümpfe und Kläpperchen an und laufe schnell auf die Strasse zu den Spielkameraden.

Wir Kinder sind frohgelaunt. Seit ein paar Tagen ist endlich der Krieg in unserer Kleinstadt im Münsterland vorbei. Die britische Besatzungsmacht ist in unser Städtchen einmarschiert. Und schon können wir drei Wörter englisch: «Have you chocolate?»

Seit Jahr und Tag haben wir keine Schokolade gegessen, aber jetzt geben uns die Briten von ihrer Schokolade ab. Es freut uns, dass wir nicht mehr im Keller sitzen müssen, auch haben wir keine Schule, weil sie bombardiert worden ist. Die Angst vor dem Krieg ist vorbei.

Die Spreng- und Bombenangriffe haben einen erheblichen Teil unserer Stadt plattgemacht. Es gab über 300 Tote. Allein in unse-

rer Schulklasse gab es zwei Mädchen und einen Jungen, die von den Bomben getötet wurden. Aber zum Glück ist das nun alles vorbei.

Es gibt neue Aufgaben: Ein Vater in unserer Strasse raucht gern. Da bittet er uns, die Zigarettenstummeln, die die Alliierten wegwerfen, doch aufzusammeln.

Während wir gebückt die Strasse entlanggehen und suchen, kommt ein Junge die Strasse heruntergelaufen und ruft: «Auf dem Marktplatz könnt ihr einen Menschenfresser sehen!»

«Was? Einen Menschenfresser?» fragen wir. «Ja, er ist ganz schwarz! Kommt mit, ich zeig ihn euch.»

Uns ist unheimlich zumute. Aber neugierig folgen wir dem Jungen dann doch. Wir sind etwa ein Dutzend Kinder, gross und klein. Wir mit unseren elf bis zwölf Jahren sind die ältesten.

An Cafe-Lindemanns Ecke guckt einer nach dem anderen verstohlen zum Marktplatz rüber, um dann schnell den Kopf zurückzuziehen.

Und tatsächlich! Da sehen wir einen total schwarzen Soldaten, der sich mit den anderen Soldaten zwischen den Panzern unterhält. So einen schwarzen Kerl haben wir noch nie gesehen. Wir werden immer mutiger und schleichen langsam näher an die Gruppe heran, aber immer noch weit genug von dem Menschenfresser entfernt, damit er uns nicht packen kann.

Mir kommt ein seltsamer Gedanke in den Kopf: «Wieso stehen die anderen Soldaten bei diesem Menschenfresser und haben keine Angst?» frage ich.

«Der frisst am liebsten zarte Kinder», meint ein Junge.

Kaum hat er das ausgesprochen, rollt der Menschenfresser die Augen, fletscht die Zähne, steckt ein blankes Messer zwischen sein Gebiss, kommt auf uns zu und macht ein unheimliches Getöse.

Wir erschrecken so sehr, dass uns das Herz fast stehenbleibt. Hals über Kopf rennen wir in unsere Strasse, dass es nur so

klappert. Niemand sieht sich um. Wir rennen in das Haus meiner Freundin, durch die Dielentür, über die Diele, die Treppe hinauf zum Dachboden. Wir sind schon oben, da kommen erst die kleineren Kinder schreiend hoch.

«Seid still», sagen wir, «sonst weiss der Menschenfresser doch, wo wir sind.»

Dann sitzen wir alle mäuschenstill auf dem Dachboden. Nur unsere Herzen hört man klopfen. Etwa nach 20 Minuten lugt ein Junge von uns durch die Giebelbretter, aber er sieht nichts. Kein Kind auf der Strasse, kein Menschenfresser. Doch nach einer Weile sieht der Junge ein kleines Mädchen auf der Strasse. «Hör mal, ist da noch ein Schwarzer?» fragt er von oben.

«Nein, hier ist niemand», sagt die Kleine.

Verstohlen schleichen wir nach unten. Gucken auf der Strasse in alle Ecken und trauen uns nicht, auf den Marktplatz zu gehen.

Als ich zu Hause mit zitteriger Stimme das Erlebnis mit dem Menschenfresser erzähle, meint mein Vater, dass der schwarze Mann genauso ein Mensch sei wie du und ich, nur dass er eine schwarze Hautfarbe habe.

«Aber wieso hat er uns so erschreckt?» frage ich.

«Weil er eure Angst spürte, hat er sich einen Scherz erlaubt, um euch einen Schrecken einzujagen. Und das ist ihm ja wohl auch gelungen», sagt mein Vater.

Das leuchtet mir ein, und so schlafe ich später beruhigt ein und träume nicht einmal von Menschenfressern.

[Berlin-Köpenick;
April-Mai 1945]

Hildegard Haupt

Hoffnung auf einen neuen Anfang

Es war Mitte April 1945. Seit ein paar Tagen hörten wir Geschützdonner und ganz nah den Beschuss von Gebäuden. Aus dem Radio wussten wir, dass die Front immer näher rückte. Noch sah man überall deutsche Soldaten, die die Meinung vieler, die Deutschen würden doch noch siegen, stärkten. Meine Mutter sagte, wir hätten nichts zu verlieren, und irgendwann müsste doch alles vorbei sein.

Im Landjägerhaus, in dem wir seit sechs Wochen wohnten, versuchten die Bewohner, alles Wichtige und Wertvolle in Sicherheit zu bringen. Sie vergruben Wertgegenstände im Garten und versteckten im Keller, woran sie hingen. Einkochte Lebensmittel wurden für die Zeit danach aufbewahrt.

Unseren Befreiern ging kein guter Ruf voraus. Alle hatten Angst, und niemand wusste, wie man sich verhalten sollte. Da wir nichts besaßen, was man uns hätte nehmen können, war meine Mutter mit dem beschäftigt, was wir zum Leben brauchten.

Die Lebensmittel wurden knapp, man bekam nicht mehr alles, wofür man Lebensmittelmarken hatte. Morgens rannten wir los, einer stellte sich beim Fleischer an, der andere beim Bäcker, dann ging es schnell wieder nach Hause. Zurückgedrängte Soldaten, Panzer und Fahrzeuge verstopften die Strassen. Man musste die Zeit abpassen, in der es keine Luftangriffe gab; denn

die Tiefflieger, die nun auch Wohngebiete überflogen, nahmen auf Zivilisten keine Rücksicht. Auch ich musste diese Erfahrung machen:

Es war um den 20. April 1945. Wir hatten nach Lebensmitteln angestanden, und als wir endlich nach Hause kamen, war mein Bruder Heinz, damals zehn Jahre alt, nicht da. Meine Mutter war sehr aufgeregt. Wir gingen nochmals los, ihn zu suchen. Ich lief über den Schüsslerplatz in die Rosenstrasse. In diesem Augenblick flogen einige Flugzeuge so niedrig, dass man die Piloten in der Kanzel erkennen konnte. Sie beschossen mit Maschinengewehren die Rosenstrasse. Jeder, der unterwegs war, warf sich auf die Erde. Alles ging sekundenschnell. Es blieben zerschossene Hauswände und verletzte Zivilisten zurück. Ich rannte nach Hause, inzwischen hatte sich auch mein Bruder wieder eingefunden.

Die letzten Tage vor dem Einmarsch der Russen verbrachten wir nicht mehr in der Wohnung. Unser Luftschutzkeller befand sich unter der Streichholzfabrik hinter dem Garten des Landjägerhauses. Dort sassen die Hausbewohner jede Nacht und nun auch am Tage. Was man an Brot und anderen Lebensmitteln hatte, wurde aus der Hand gegessen. Wichtig waren nur noch die Berichte des Rundfunks und die Aussagen der zurückgedrängten deutschen Soldaten.

Die Streichholzfabrik, deren Rückseite an der Spree lag, besass einen hohen Schornstein. Dort hatten deutsche Soldaten einen Beobachtungsposten eingerichtet. So wussten sie genau, wie es rund um Köpenick aussah. Am 22. April verliessen sie ihren Beobachtungsposten – für uns gab es keine Informationen mehr.

Um das Neueste zu hören, musste jemand auf die Strasse vor das Landjägerhaus; dort erfuhr man von den zurückgeschlagenen Soldaten, wie weit die Front noch entfernt war. Da im Landjägerhaus vorwiegend ältere Leute wohnten, übernahm meine Mutter diese Aufgabe. Ausserdem wollte sie das Haus im Auge behalten, damit es nicht ausgeplündert wurde, denn jeder nahm, was er bekommen konnte.

Die Nächte im Luftschutzkeller waren unheimlich. Die Menschen lagen dichtgedrängt, es brannte nur eine Kerze, und es gab nur einen Eimer, falls man mal musste. Jeder hatte seinen Platz mit einer Decke und eventuell einem Kissen. Eine grosse Tonne Wasser, vorwiegend zum Trinken, reichte für alle. Wir waren froh, wenn es Tag wurde, dann konnte man die Tür öffnen und frische Luft atmen. Sämtliche Lebensmittel hatte man bei sich; an Kleidung nur noch das, was man auf dem Körper trug.

Am Morgen des 23. April 1945 kamen die ersten russischen Truppen über die «Lange Brücke» in die Altstadt von Köpenick. Es wurde um jedes Haus gekämpft, die Panzer rollten durch die Strassen, und wenn deutsche Soldaten in einem Versteck aufgetrieben wurden, gab es Nahkämpfe.

Vor dem Landjägerhaus erschlugen und erschossen sich acht deutsche und sechs russische Soldaten im Nahkampf. So wurde Strasse um Strasse eingenommen. Die Zivilisten hatten sich in den Häusern und Kellern verbarrikadiert und hielten nur ab und zu Ausschau, wie weit die Russen entfernt waren. Niemand traute sich, etwas von dem zu erwähnen, was man den russischen Soldaten nachsagte. Aber alle wussten, dass sie uns auch den Rest noch nehmen und, was schlimmer war, dass sie die Frauen, egal wie alt sie waren, vergewaltigen würden. Die Angst war entsetzlich.

Schon am Nachmittag entdeckten russische Offiziere unseren Keller und durchsuchten ihn nach deutschen Soldaten. Alle Männer, es waren nur alte, mussten den Keller verlassen und sich im Hof aufstellen. Sie dachten, sie würden erschossen. Aber den Russen waren die Frauen wichtiger.

Die Soldaten kamen zurück in den Keller und stellten verschiedene Fragen, die meine Mutter in polnischer Sprache zu beantworten versuchte. Als sie die Frauen herausholen wollten, sagte meine Mutter, wir seien alle krank – eine Epidemie sei ausgebrochen. Vor Krankheiten hatten die Russen Respekt. Sie boten Fieberthermometer und Medikamente an.

Meine Mutter verstand sie aber abzulenken. Es waren furchtbare Augenblicke. Für unsere Nachbarn, die zwischen uns saßen, waren sie Anlass, ihr Leben zu beenden. Mutter und Tochter nahmen Tabletten und schiefen langsam zwischen uns ein. Als wir es merkten, waren wir entsetzt. Der Ehemann und Vater stand draussen. Er wusste nichts davon und durfte nicht in den Keller kommen. Seine Frau war sofort tot, die Tochter lag noch eine Nacht in Bewusstlosigkeit. Meine Mutter hielt bei ihr Wache, bis sie am Morgen starb.

Am nächsten Tag mussten die Männer die toten Soldaten, die vor unserem Haus lagen, im Park nebenan begraben. Unser Nachbar brachte Frau und Tochter ohne Sarg unter die Erde. Erst als der Krieg beendet war, bekamen sie auf dem Köpenicker Friedhof ihre letzte Ruhestätte.

Das Landjägerhaus wurde zur Kommandantur. Aus dem Keller der Streichholzfabrik mussten wir heraus, weil man den Schornstein wieder als Beobachtungspunkt brauchte. Einige Bewohner versuchten, bei Verwandten unterzukommen. Andere, zu denen auch wir gehörten, wussten nicht, wohin.

Aber in der Not waren wir doch nicht allein. So taten sich die unter uns wohnende Frau Fratsche und ihr Bruder mit uns zusammen, und mit ihrem Handwagen, auf dem ich verstaubt wurde, zogen wir in Richtung Grünau zum nächsten Wald. Dort waren die russischen Truppen durchmarschiert, und es sollte Krater und Schützengräben geben, in denen man vorerst bleiben konnte. Auf halbem Wege hatten wir jedoch Glück: Bewohner der Grünauer Strasse, die wieder in ihren Wohnungen waren, liesen uns in ihren Keller.

In den nächsten Tagen hatten wir zwar ein Dach über dem Kopf, aber keine Ruhe: Immer wieder wurden die Keller von russischen Truppen nach deutschen Soldaten durchsucht. Die Frauen und Mädchen mussten sich verstecken, da nach wie vor die Gefahr bestand, vergewaltigt zu werden.

Nach ein paar Tagen holte uns eine Familie in ihre kleine Wohnung, damit wir auch mal Tageslicht sahen. Mit den vorhan-

denen Lebensmitteln wurde gekocht, und wir konnten am Tisch essen. Am Abend mussten wir zum Schlafen wieder in den Keller. In dieser Not hatten sechs Personen in einer Küche und einem Zimmer Platz.

Meine Mutter betätigte sich auch hier als Dolmetscherin. So bekamen wir ab und zu ein paar Lebensmittel, wodurch die tägliche Mehlsuppe auch einmal anders schmeckte. Wir waren froh, dass keine Bomben mehr fielen und das Kriegsende bevorstand. Immer noch hörten wir Geschützdonner und Bombenexplosionen aus Richtung Innenstadt.

Leider gab es keinen Rundfunk mehr, und den englischen Sender zu hören, war ein Risiko, denn auch in diesem Haus waren russische Offiziere untergebracht. Von ihnen erfuhr meine Mutter, wie weit die russische Armee noch vom Zentrum entfernt war. Wir hatten eine Karte von Berlin, auf der wir alles einzeichneten. Auch sie durfte man nur heimlich herausholen und musste sie wieder verstecken, wenn es im Haus Unruhe gab. Nach endlosen Tagen und Nächten, die wir ohne uns zu waschen unter primitivsten Umständen verbrachten, war es soweit: Wir hörten von der Kapitulation. Deutschland hatte den Krieg verloren.

Viele Anwohner hängten sofort weisse Bettlaken aus ihren Fenstern, um es den Grossen gleichzutun. Ausserdem wollten sie die Besatzer freundlich stimmen. Für die meisten Menschen war der 8. Mai, der Tag der Kapitulation, die Erlösung von allem, was sie durchgemacht hatten. Aber einige konnten noch immer nicht begreifen, dass es Hitler nicht mehr gab und die grosse deutsche Armee es nicht geschafft hatte, dem Krieg eine Wendung zu geben.

Wir hatten nichts als unser Leben. Das Ende des Krieges, der uns alles genommen hatte, gab uns die Hoffnung auf einen neuen Anfang.

Der «Platz des 23. April» in Berlin-Köpenick, gegenüber der Post, erinnert an den Ort unserer Befreiung.

Elisabeth Schmack

Als Mutter das Brot brach

Wir waren nach der Flucht vor den Kämpfen um Gleiwitz im Januar 1945 bei der Grossmutter in einem Dorf am Flüsschen Hotzenplotz untergekommen, wo wir fast jedes Jahr unsere Sommerferien verbrachten. Nun lernten wir es im Winter kennen. Doch auch hier holte der Krieg uns ein und überrollte uns. Der polnische Bürgermeister, von den Russen eingesetzt, duldete keine «Fremden» im Dorf und wies uns aus. Egal, in welche Richtung.

So waren wir seit Tagen unterwegs, Richtung Sonnenuntergang. Natürlich zu Fuss, die einzige Fortbewegungsmöglichkeit in dieser Zeit und in dieser Gegend. Mit Hilfe einer zerlernten Schulkarte hofften wir, die «Graniza» zu erreichen und jenseits vielleicht eine Bleibe zu finden. Dort, wo man unsere Sprache spricht und versteht.

Auf den unübersichtlichen Waldwegen hatten wir uns verlaufen. Aber Strassen und Dörfer waren tabu. Wer wollte schon in das unberechenbare Gewimmel siegestrunkenener Soldaten geraten, wenn er's gerade hinter sich hatte!

Einmal fanden wir in einer verfallenen Bergscheune ein Nachtquartier. Als Mutter gerade das letzte Brot unter uns teilte, knarrte die Scheunentür. Schreck liess uns erstarren. Wir waren in dieser Zeit nicht allein unterwegs, doch hatten wir in der Waldeinsamkeit lange kein menschliches Wesen mehr getroffen. – Und jetzt warf das Abendlicht plötzlich vier lange

Schatten auf unser Lager. Eine Frau und drei Kinder, zaunlatendünn, ohne jegliches Gepäck und ebenso vor uns erschrocken wie wir vor ihnen. Keine Bewegung war zu sehen, kein Geräusch zu hören, nicht mal ein Windhauch war zu spüren. Wir alle hielten den Atem an.

Mutter brach den Bann, indem sie ihren Brotkanten in zwei gleiche Hälften teilte. Uns sah sie dabei bedeutungsvoll an. Ich ahnte, was sie damit meinte und blickte trotzig zur Seite. Bruder und Schwester zögerten. Dann taten sie es der Mutter nach.

Ich sass in Besitzerpose da, völlig verständnislos. Ja, sollte ich etwa mein letztes Brot mit den Fremden teilen? Keiner wurde satt, wenn die Stücke noch kleiner waren. Konnte Mutter denn nicht logisch denken? In meinen Gedanken, die sich im Kopf wie ein Karussell drehten, warf ich ihr Verrat an den eigenen Kindern vor.

Mutter fackelte nicht lange. Aus meinem Stück hatte sie rasch zwei kleine produziert. Aber die liess sie vor mir liegen. So, nun tu! Aber was? In mir flüsterte eine Stimme: «Beiss doch ab! Runter damit und gut!»

Warum nur konnte ich das nicht? Obwohl ich die Augenlider gesenkt hielt, war mir, als schauten mich hundert Augen an. Mir wurde immer heisser, als hätten mich Scheinwerfer im Visier. Vor mir war eine Gemeinschaft. Und keiner sagte ein Wort. Ich fühlte mich ausgeschlossen, während die andere Seite abwartend stand. Nicht etwa wie Bettler. Ich fühlte, dass sie respektieren würden, wofür ich mich entschied.

Noch nie war ich so in der Klemme. Wie unter Zwang hob ich die Augen. Mein Blick fiel auf die drei Kleinen, die sich an den Händen hielten. Und auf einmal, so Auge in Auge, fiel etwas in mir zusammen. Ich legte meine Hälfte zu den anderen Stücken und fühlte mich endlich wohler.

Warum das so war, begriff ich erst viel später. Das kleine Erlebnis war Grundstein für die Erkenntnis, dass Brotteilen mehr ist als Hunger stillen. Es kann Hoffnung sein.

[Köln;
Mai 1945]

Hans Engels

Die Heimkehr

Es war, als wäre alles neu. Ein klarer Himmel wölbte sich in leuchtendem Blau, leergefegt vom Grau der Regenwolken, gereinigt und erlöst vom Lärm der Flugzeuge und deren todbringenden Geschossen.

Der schon laue Hauch des Windes lud ein, die Fenster weit zu öffnen, damit er den Frühling hineinwehen könne. Alle Kreatur atmete auf, sog ein den Atem des Friedens.

Endlich! Das Licht des Frühlings hatte den Krieg vertrieben. Fast schien es so, als hätte der Völkerstreit die Menschen kaum in Bedrängnis gebracht, kaum Angst und Schrecken verbreitet. Die dunklen Schatten schienen verflogen.

Alles drängte hinaus ans Licht nach der langen Haft durch die Gewalt böser Mächte. Selbst die Dinge des Alltags mussten nach draussen gebracht werden. Der Teppich aus dem Wohnzimmer, das Sofa, die Matratzen, die Kleider aus den Schränken, alles musste gleichsam befreit werden von der Erinnerung todbringender Enge, sollte den frischen Duft der Erlösung atmen, um für ein neues Leben dazusein.

Fräulein Theres war eine der eifrigsten. Unaufhörlich war sie mit Teppichklopper und Bürste dabei, den Staub der letzten Zeit herauszuklopfen.

Selbst Mutter konnte wieder lächeln, wenn sie in die helle Welt da draussen blickte. Es war ja auch herzerfrischend, den davonziehenden Staubwolken nachzublicken, die Theres in ei-

nem fort aus den Polstern trieb. Trat Mutter aber wieder zurück in den Schatten des Zimmers, erblickte man die Spuren der letzten Monate in ihrem Gesicht. Den Tod eines Kindes wischt eine Mutter nicht so leicht hinweg. Zu tief gruben sich da Spuren ein, die auch durch den Frieden wohl nie ganz ausgelöscht werden können. Immer wieder trübt der Erinnerung dunkle Nacht den neu erstehenden Tag.

Oft strich ihre Hand nur so im Vorübergehen über meinen Kopf. Ich wagte dann kaum zu ihr hochzublicken. Ich wusste, ihr Mund lächelte, aber aus ihren Augen schossen die Tränen hervor. Und dann musste auch ich weinen.

Ich, knapp drei Jahre alt, war ihr ja noch verblieben. Von Vater hatten wir lange nichts mehr gehört. So war ich für sie wohl Trost und Hoffnung, Sinn und Aufgabe, auch Heilkraft für die immer noch schmerzende Wunde.

Allein der Anbruch des Frühjahrs, die Hoffnung auf Vaters Heimkehr, das Gefühl, tätig sein zu müssen, liessen dann und wann die Erinnerung etwas verblassen. Für immer längere Augenblicke entschwand das Bild von dem kleinen, weissen Sarg vor ihren Augen, aus ihren Gedanken.

Hell leuchtete die Sonne durch die Fensteröffnung in die Küche. Der Nachbar freute sich, dass die Goldfische Winter und Krieg gut überstanden hatten. Nun säuberte er das Becken draussen vom dunklen, fauligen Schlamm. Auch die Gartenzwerge standen da schon aufgereiht; sie sollten bald ein neues Kleid erhalten. Nun, das alte war auch schon arg angenagt von den Unbilden der Zeit und des Wetters.

Und im Meisenkasten am alten Kirschbaum zirpte es ungeduldig, ja gefräßig, wenn emsige Meiseneltern Futter brachten.

Theres klopfte gerade den Staub aus dem Sofa. Staubwolken zogen langsam davon. Da hielt sie mitten in der Bewegung inne und liess den Klopfer langsam auf das Polster sinken. Ihr Gesicht erstarrte vor Schreck. In der davonziehenden Staubwolke stand ein Mann, ein Fremder.

Er sah auf Theres und versuchte zu lächeln. Aber in dem verwegen aussehenden Gesicht schien sich das Lächeln zu einer Grimasse zu verzerren. Der Mann kam näher, und Theres streckte ihm eine Hand entgegen. Der Mann nahm sie mit beiden Händen und hielt sie eine kurze Weile fest.

Theres bewegte lautlos die Lippen. Sie versuchte etwas zu sagen, aber ihre Stimme versagte. Der Mann wischte sich mit der Hand über sein Gesicht, dann wandte er den Kopf zum Fenster und sah mich an.

«Und du bist der Hans», meinte er sofort.

Sein unrasiertes Gesicht war ganz nass, aber die klaren Augen blickten mich freundlich an. Im selben Augenblick hörte ich hinter mir den erschrockenen, unterdrückten Aufschrei meiner Mutter. Aber sie kam nicht ans Fenster; sie blieb im hinteren dunklen Winkel der Stube.

Der Mann sah mich mit seinen nassen Augen an und fragte mit zitternder Stimme: «Und wo ist dein Bruder?»

Aber noch ehe ich etwas sagen konnte, nahm Theres den Mann bei der Hand und führte ihn ein Stück beiseite, dorthin, wo ich beide nicht mehr sehen konnte. Ich aber wusste in diesem Augenblick: Der Mann musste mein Vater sein, von dem Mutter mir so oft erzählt hatte.

Ich glaube, es waren die klaren Augen, die mich angeblickt hatten und die mir Freude und Zuneigung verrieten. Oder hatte sich gar sein ganzes Gesicht mir geöffnet?

Vater und Mutter haben an diesem Tag noch sehr viel geweint. Und immer, wenn ich das sah, musste auch ich weinen, und auch die Theres. Aber wenn Vater mich dann mit nassen Augen ansah, so schimmerte doch hinter dem Schmerz ein kleines Glück hindurch, ein, wenn auch noch schwacher, Strahl der Hoffnung, ohne den aber niemand leben kann.

(Weitere Erinnerungen dieses Autors finden Sie im Band «Kindheit 1945-1950» der Reihe ZEITGUT

Verfasser

Argast, Brigitte, geb. Lau

geb. 1940 in Sommerfeld,

lebt in Weil am Rhein, Baden-Württemberg.

Beruf/Tätigkeiten: Chef-Sekretärin; Hausfrau.

Bisherige Veröffentlichungen: einige Gedichte in der Frauenzeitschrift «Für Sie» und in der Tageszeitung «Oberbadisches Volksblatt».

Behrend, Marga, geb. Staloch

geb. 1938 in Berlin,

lebt in Solingen, Nordrhein-Westfalen.

Beruf/Tätigkeiten: Theaterpädagogin.

Behrens, Kari Angela von der, geb. Barthels

geb. 1938 in Bremen,

lebt in Göttingen, Niedersachsen.

Beruf/Tätigkeiten: Rechtsanwältin.

Liebbereien: Literatur, Musik.

Bisherige Veröffentlichungen: zwei Artikel in der FAZ (Urlauberinnerungen an Kenia, Erlebnisse in ihrer Anwaltskanzlei).

Berg, Falko (Pseudonym)

geb. 1939 in Kassel,

lebt in Bonn, Nordrhein-Westfalen.

Beruf/Tätigkeiten: Dozent für politische Erwachsenenbildung und

Diplomat im Ruhestand.

Bisherige Veröffentlichungen: diverse Beiträge in politischen und pädagogischen Zeitschriften.

Berger, Christel, geb. Beplate

geb. 1936 in Essen,

lebt in Münster, Nordrhein-Westfalen.

Beruf/Tätigkeiten: ehrenamtlich in einer Kirchenbibliothek.

Bisherige Veröffentlichungen: Artikel in Tageszeitungen und Zeitschriften.

Böltz, Hildegard, geb. Hain

geb. 1936 in Marklissa, Niederschlesien, lebt in Neckarsulm, Baden-Württemberg. Beruf/Tätigkeiten: Industriekauffrau.

Buk, Inge, geb. Bogen

geb. 1941 in Ludwigshafen, lebt in Hofheim, Hessen.
Liebhabeien: Lesen, Sport, Reisen, Schreiben (vor allem Reiseberichte).

Busse, Siegfried

geb. 1933 in Neusalz/Oder, lebt in Klingenthal, Sachsen.
Beruf/Tätigkeiten: Bauschlosser; Lehrer; seit 1978 Rentner.
Bisherige Veröffentlichungen: zahlreiche Zeitungsartikel und fünf lokalgeschichtliche Broschüren, drei Gedichte.

Büttner, Heinz-Jean

geb. 1931 in Köln-Deutz,
lebt in Pulheim, Nordrhein-Westfalen.
Beruf/Tätigkeiten: Schreiner (Tischler), hat überwiegend als Bau- und Möbelschreiner in Bau, Innenausbau und Ladenbau gearbeitet, auch als Bautechniker und Siedlungsbetreuer in Wohnungsunternehmen tätig.
Bisherige Veröffentlichungen: mit der «Akademie für uns kölsche Sproch»: «Ein Kölle weiss mer, de Schnüß ze bruche» in «Häzz op der Zung», Bachem Verlag; «Lück vun hück» und «Lück vun hück fiere» im Selbstverlag.

Dammann, Marianne, geb. Roeschmann

geb. 1930 in Berlin-Lankwitz, lebt in Bispingen, Niedersachsen. Beruf/Tätigkeiten: Kindergärtnerin; Hausfrau. Liebhabeien: Chorsingen; Briefe schreiben; Gesprächskreise.

Dressler, Inge, geb. Schöne

geb. 1937 in Dresden, lebt in Coswig, Sachsen.

Beruf/Tätigkeiten: Industriekauffrau; Sekretärin im Ruhestand.

Bisherige Veröffentlichungen: «Lungenkrebs und Schlaganfall – wie kann man das überleben?» In: «Ich habe es geschafft», Titan-Verlag, München 1996.

Dürkefälden, Manfred

geb. 1933 in Hämelerwald, lebt in Hannover, Niedersachsen.

Beruf/Tätigkeiten: Postbeamter im Ruhestand.

Elmendorff, Gisela, geb. Kuenz

geb. 1931 in Freiburg,

lebt in Freiburg, Baden-Württemberg.

Beruf/Tätigkeiten: staatl. geprüfte Dolmetscherin.

Liebhabeereien: Cembalistin und Sängerin.

Engels, Hans

geb. 1942 in Köln,

lebt in Kürten, Nordrhein-Westfalen.

Beruf/Tätigkeiten: Elektrolehre; Studium der Pädagogik; seit 1966 Lehrer.

Findeisen, Gudrun, geb. Reinke

geb. 1939 in Altjugelow, Kreis Stolp, Pommern, lebt in Cuxhaven, Niedersachsen.

Beruf/Tätigkeiten: Lehrerin ausser Dienst; Hausfrau.

Friedel, Karola, geb. Winkler

geb. 1931 in Solingen,

lebt in Heilbronn, Baden-Württemberg.

Beruf/Tätigkeiten: Kinderkrankenschwester; Leiterin einer Behindertengruppe in einem Heim für Mehrfachbehinderte. Bisherige Veröffentlichungen: «Oft genügt ein kleines Lächeln», Herder Verlag, 1991.

Gellermann, Hannelore, geb. Jennrich

geb. 1933 in Magdeburg,

lebt in Hannover, Niedersachsen.

Beruf/Tätigkeiten: Erzieherin, Tätigkeit in Kindererholungsheimen, Kindergärten; noch heute Kinderbetreuung.

Liehabereien: Reisen in Deutschland; Musik, vor allem Klassik und Oper; Lesen und Schreiben (Belletristik und Lyrik).

Bisherige Veröffentlichungen: Lesungen im kleinen Literaturkreis.

Grobe, Dietrich Wilhelm

geb. 1931 in Duisburg-Meiderich, lebt in Göttingen, Niedersachsen.

Beruf/Tätigkeiten: Bibliothekar; seit 1993 Dozent im Fortbildungsbereich.

Liehabereien: Natur, Umweltschutz (Datenerfassung, Führungen, Gutachten).

Bisherige Veröffentlichungen: 8 Bücher, 741 Buchbesprechungen, 91 Zeitschriftenbeiträge, 17 Gedichte in Anthologien u.ä.

Sonstiges: aktive Mitarbeit in einem Umweltschutzverband und in einem Literaturkreis.

Haupt, Hildegard, geb. Cuppok

geb. 1928 in Berlin, lebt in Hanau, Hessen.

Beruf/Tätigkeiten: Rentnerin.

Liehabereien: Schreiben, Lesen.

Bisherige Veröffentlichungen: kleine Geschichten in Regionalzeitungen.

Hörmann, Georg

geb. 1940 in Neuburg/Kammel, lebt in Neuburg/Kammel, Bayern.

Beruf/Tätigkeiten: Volksschullehrer.

Bisherige Veröffentlichungen: «Der elektrische Weidezaun» in der Zeitschrift «Heimat-Magazin»; «Seltsame Begegnung» in der Zeitschrift «Hoi-garta».

Huth, Karl

geb. 1938 in Hanau, lebt in Hanau, Hessen.
Beruf/Tätigkeiten: Technischer Angestellter
(Fachkraft für Arbeitssicherheit).

Jarczyk, Werner

geb. 1936 in Beuthen, Oberschlesien,
lebt in Mering, Bayern.
Beruf/Tätigkeiten: Kriminalbeamter im Ruhestand.
Liebhabeien: Verschiedene Sportarten, vor allem Fussball; Sammeln
moderner Grafik; Fernreisen.

Kever, Hans Joachim

geb. 1931 in Köln,
lebt in Wittlich, Rheinland-Pfalz.
Beruf/Tätigkeiten: Grosshandelskaufmann im Ruhestand.

Kohnen, Hildegard, geb. Rauen

geb. 1934 in Duisburg,
lebt in Brühl, Nordrhein-Westfalen.
Beruf/Tätigkeiten: selbständige Versicherungskauffrau; seit 1996 freie
Autorin (Kurzgeschichten und Lyrik).
Bisherige Veröffentlichungen: Kurzgeschichten in der Anthologie «ausen
und innen», Bastaverlag Zürich; Gedichte und Geschichten im Jahrbuch
Daun, 1997; «Ich bin ich», Gedichte, Scriptum-Verlag, 1997; «Orte und
Ansichten», Gedichte, Landpresse Verlag, 1997.

Linnig, Karin

geb. 1935 in Schönbergstrand, lebt in Pratjau, Schleswig-Holstein.
Beruf/Tätigkeiten: Arbeiterin im Ruhestand.

Meister, Horst

geb. 1934 in Hannover,
lebt in Hannover, Niedersachsen.
Beruf/Tätigkeiten: Lehrer.

Meyer, Marlis, geb. Praessar

geb. 1935 in Kaiserslautern, lebt in Saarburg, Rheinland-Pfalz.

Beruf/Tätigkeiten: Realschullehrerin im Ruhestand.

Müller, Rudolf

geb. 1935 in Elbing, Ostpreussen,

lebt in Wachtberg-Liessen, Nordrhein-Westfalen.

Beruf/Tätigkeiten: Rentner.

Noack, Ingeborg, geb. Kühnel

geb. 1934 in Böhmisches-Leipa, Sudetenland, lebt in Staritz, Sachsen.

Beruf/Tätigkeiten: Lehrerin im Ruhestand.

Liebhobbies: Gartenarbeiten, Lesen, Reisen.

Nobel, Theresia

geb. 1931 in Bremen,

lebt in Bremen,

Beruf/Tätigkeiten: Gärtnerin (1947-1960); Studium (1960-1963);

Sozialarbeiterin (1963-1990); seitdem im Ruhestand.

Bisherige Veröffentlichungen: einige plattdeutsche Geschichten in
«De plattdüütsch Klenner».

Ocker, Anne, geb. Fulda

geb. 1934 in Hannover,

lebt in Hannover, Niedersachsen.

Beruf/Tätigkeiten: Lehrerin im Ruhestand.

Liebhobbies: Malen: zahlreiche Ausstellungen in Norddeutschland;
Schreiben.

Bisherige Veröffentlichungen: «Loslösen» (Gedichte), Bläschke 1981,

Beiträge in mehreren Anthologien, in einem dänischen Schulbuch, in vielen
Zeitschriften im In- und Ausland.

Pohlmann, Inge, geb. Wolf

geb. 1935 in Drieberhausen, lebt in Nordrhein-Westfalen.

Beruf/Tätigkeiten: Einzelhandelskauffrau; seit 1995 verschiedene
ehrenamtliche Tätigkeiten im sozialen Bereich.

Rengshausen, Elsbeth, geb. Diese

geb. 1933 in Burgsteinfurt, lebt in Dassel, Niedersachsen. Beruf/Tätigkeiten: Rentnerin.

Rhode, Rochus Theodor

geb. 1935 in Fretter, Sauerland, lebte zuletzt in Essen, Nordrhein-Westfalen, verstorben 1997. Beruf/Tätigkeiten: selbständiger Uhrmacher- und Augenoptikermeister.

Liebe: Laufen am Meer, besonders in Holland; Lesen; klassische Musik.

Richter, Jutta

geb. 1928 in Lüneburg, lebt in Göttingen, Niedersachsen.

Beruf/Tätigkeiten: 40-jährige Lehrtätigkeit an landwirtschaftlichen und gewerblichen Berufsschulen.

Liebhabeereien: Literatur und Reisen.

Rohse, Heide, geb. Oehler

geb. 1939 in Kassel, lebt in Göttingen, Niedersachsen. Beruf/Tätigkeiten: Analytische Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin in freier Praxis.

Bisherige Veröffentlichungen: literaturpsychologische Roman-Interpretationen zu Iwan A. Gontscharows «Oblomow» (in: Zeitschrift für psychoanalytische Psychotherapie 1997, Heft 1), Karl Philipp Moritz' «Anton Reiser» und Theodor Fontanes «Effi Briest» (in: Freiburger literaturpsychologische Gespräche, Bd. 16 u. 17, Würzburg 1997 und 1998).

Rudat, Ilse, geb. Eich

geb. 1940 in Offenbach, lebt in Rodenbach bei Hanau, Hessen. Beruf/Tätigkeiten: Kauffrau.

Bisherige Veröffentlichungen: Presseberichte für Tageszeitungen als Pressewart eines Tanzsportclubs.

Rüth, Luise, geb. Hochgürtel

geb. 1942 in Bonn,

lebt in Erftstadt-Köttingen, Nordrhein-Westfalen.

Beruf/Tätigkeiten: züchtet Kürbisse, Bauernblumen und Kräuter, die sie neben Obst, Gemüse, Wein, Delikatessen und handgetöpften Gebrauchskeramik in ihrem Laden, einem 120 Jahre alten Bauernhaus, verkauft.

Schäfer, Astrid, geb. Städtler

geb. 1940 in Köslin, Pommern, lebt in Brühl, Nordrhein-Westfalen.

Beruf/Tätigkeiten: Pharmazeutisch-Technische Assistentin.

Bisherige Veröffentlichungen: Lyrik im Wort & Mensch Verlag Köln und im Literaturverein Wesel; Kurzgeschichten in verschiedenen Zeitschriften in Köln, Berlin und Dresden.

Schauen, Dirk

geb. 1938 in Königsberg, Ostpreussen, lebt in Vilsbiburg, Bayern.

Beruf/Tätigkeiten: Schichtführer im Bohrbetrieb, im Vorruhestand.

Scherf, Hanne, geb. Elsen

geb. 1932 in Wittlich,

lebt in Osburg, Rheinland-Pfalz.

Beruf/Tätigkeiten: Rentnerin.

Liebhabeereien: Lesen, Schreiben.

Schlemmer-Neuhaus, Gisela

geb. 1933 in Berlin,

lebt in Kempten, Bayern.

Beruf/Tätigkeiten: Rentnerin.

Schmack, Elisabeth

geb. 1930 in Lindenhain, Kreis Gleiwitz, Oberschlesien, lebt in Mühlhausen, Thüringen.

Beruf/Tätigkeiten: Krankenschwester und Fürsorgerin.

Bisherige Veröffentlichungen: Gedichte in verschiedenen Zeitschriften; Geschichten in Anthologien und Kalendern.

Scholz, Marianne, geb. Kieseberg

geb. 1935 in Hennersdorf, Sudetenland, lebt in Ilsfeld, Baden-Württemberg.

Beruf/Tätigkeiten: Kindergärtnerin, Hausfrau.

Scholz, Karl

geb. 1929 in Niecha, Schlesien, lebt in Dresden, Sachsen.

Beruf/Tätigkeiten: Werkzeugmacher; Dipl. Gesellschaftswissenschaftler im Ruhestand.

Bisherige Veröffentlichungen: Artikel in Tageszeitungen und Zeitschriften; eine Kurzgeschichte in: «Johannisfeuer» (Anth.), Wiesjahn-Verlag, Berlin 1997.

Schröder, Marlies, geb. Gehlen

geb. 1940 in Oberhausen, Eifel, lebt in Nettersheim/Marmagen, Nordrhein-Westfalen. Beruf/Tätigkeiten: Hausfrau.

Seebach, Marianne, geb. Kohlhepp

geb. 1935 in Bad Homburg, lebt in Bad Homburg, Hessen.

Beruf/Tätigkeiten: Hausfrau.

Setzpfand, Agnes

geb. 1934 in Hamburg,

lebt in Schneverdingen, Niedersachsen.

Beruf/Tätigkeiten: Realschullehrerin im Ruhestand.

Bisherige Veröffentlichungen: Gedichte in: «Selbst die Schatten tragen ihre Glut», 1995; «Dein Himmel ist in dir», 1995; «Wir sind aus solchem Zeug wie das zu Träumen», 1997, alle Edition L; Gedicht in «Über diese Entfernung hinweg», Literatur aus der VHS, Texte des Wettbewerbs 1995/96; Gedichte in «Jahrbuch 1997» und «Jahrbuch 1998», Landkreis Soltau-Faltingbostel.

Stedel, Evelyn, geb. Zobel

geb. 1934 in Berlin,

lebt in Hitzacker, Niedersachsen.

Beruf/Tätigkeiten: Sonderschullehrerin im Ruhestand.

Stocksiefen, Gisela, geb. Bentz

geb. 1927 in Malchin,

lebt in Siegburg, Nordrhein-Westfalen.

Beruf/Tätigkeiten: Rentnerin.

Bisherige Veröffentlichungen: drei kurze Beiträge im Kölner Stadtanzeiger: «Nur noch positiv denken und viel dabei lachen», «Die Ente hing im Korb fest», «Spinne mit Anschluss».

Strohmeyer, Kurt

geb. 1933 in Northeim,

lebt in Günzburg, Bayern.

Beruf/Tätigkeiten: Pensionär.

Bisherige Veröffentlichungen: Artikel in Tageszeitungen.

Thömmes, Matthias

geb. 1932 in Kendenich bei Köln,

lebt in Philippsheim, Rheinland-Pfalz.

Beruf/Tätigkeiten: Lehrer im Ruhestand, Musiklehrer.

Liebhabeereien: Instrumentalspiel (Orgel, Klavier, Akkordeon), Orgelkunde, schriftstellerische Tätigkeit.

Bisherige Veröffentlichungen: «Orgeln in Rheinland-Pfalz und im Saarland», Paulinus-Verlag, Trier 1981, Veröffentlichungen in Heimat- und Jahrbüchern zu verschiedenen Themen.

Unveröffentlichte Manuskripte: «Brauchtum im Jahreslauf^{ft}»; «Jahrgang 1932 – Lebenserinnerungen».

Toscha, Oskar

geb. 1931 in Vossvalde,

lebt in Konz, Rheinland-Pfalz.

Beruf/Tätigkeiten: Ingenieur für Klebstofftechnik; Fachschriftsteller. Bisherige Veröffentlichungen: Beiträge für Fachzeitschriften «Hobelspäne», «Adhäsion» u.a.; Gedichte, Lokalspitzen und Kurzgeschichten; Fachbücher, Reiseberichte.

Wagner, Horst

geb. 1935 in Berlin,

lebt in Weissenburg, Bayern.

Beruf/Tätigkeiten: Maschinenbauingenieur im Ruhestand.

Bisherige Veröffentlichungen: Zahlreiche Berichte, Reportagen und Glossen für die «Schwäbische Donauzeitung» und die «Schwäbische Alb-Zeitung».

Wortmann, Gertraude, geb. Matteredne

geb. 1925 in Hermsdorf im Riesengebirge, Schlesien, lebt in Georgsmarienhütte, Niedersachsen.

Beruf/Tätigkeiten: Kauffrau im Ruhestand.

Bisherige Veröffentlichungen: Artikel in Tageszeitungen und Zeitschriften.

Ziegenrücker, Doris, geb. Nollmann

geb. 1934 in Bochum, Westfalen, lebt in Kaufering, Bayern.

Beruf/Tätigkeiten: Interviewerin.

Zimmermann, Ingeburg, geb. Ripholz

geb. 1939 in Stolp, Pommern, lebt in Wittmund, Niedersachsen.

Beruf/Tätigkeiten: Gemeindegeschwester der Stadt Wittmund.

Bisher sind erschienen:



Stöckchen-Hiebe

Kindheit in Deutschland 1914–1933

52 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen

347 Seiten, ISBN 3-933336-02-3

Pimpfe, Mädels & andere Kinder

Kindheit in Deutschland 1933–1939

Geschichten und Berichte von Zeitzeugen

328 Seiten, ISBN 3-933336-03-1

Nachkriegs-Kinder

Kindheit in Deutschland 1945–1950

67 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen

423 Seiten, ISBN 3-933336-01-5

Wir wollten leben

Jugend in Deutschland 1939–1945

40 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen

340 Seiten, ISBN 3-933336-04-X

Weitere Bände in Vorbereitung.

Jeder Band 34,80 DM.

Alle Bände mit vielen Abbildungen, Umschlag vierfarbig,
matt cellophaniert mit langen Klappen

Im guten Buchhandel oder direkt beim

Verlag JKL Publikationen GmbH

Klausenpaß 14, 12107 Berlin

Tel 030 - 741 04 624, Fax 030 - 741 04 626